4 vierte hilfe

Illustrierte Theorie für das Dienstleistunsproletariat

Winter 1997 - DM 7 - öS 50 - SF 7

Arbeitstitel

Streik -
wie geht das?

Die Wiederkehr
der Sweatshops

Konzerne bestrafen

Teilzeit-Kommunismen,
Anorganische Intellektuelle

Bye-bye,
große Fabrik!

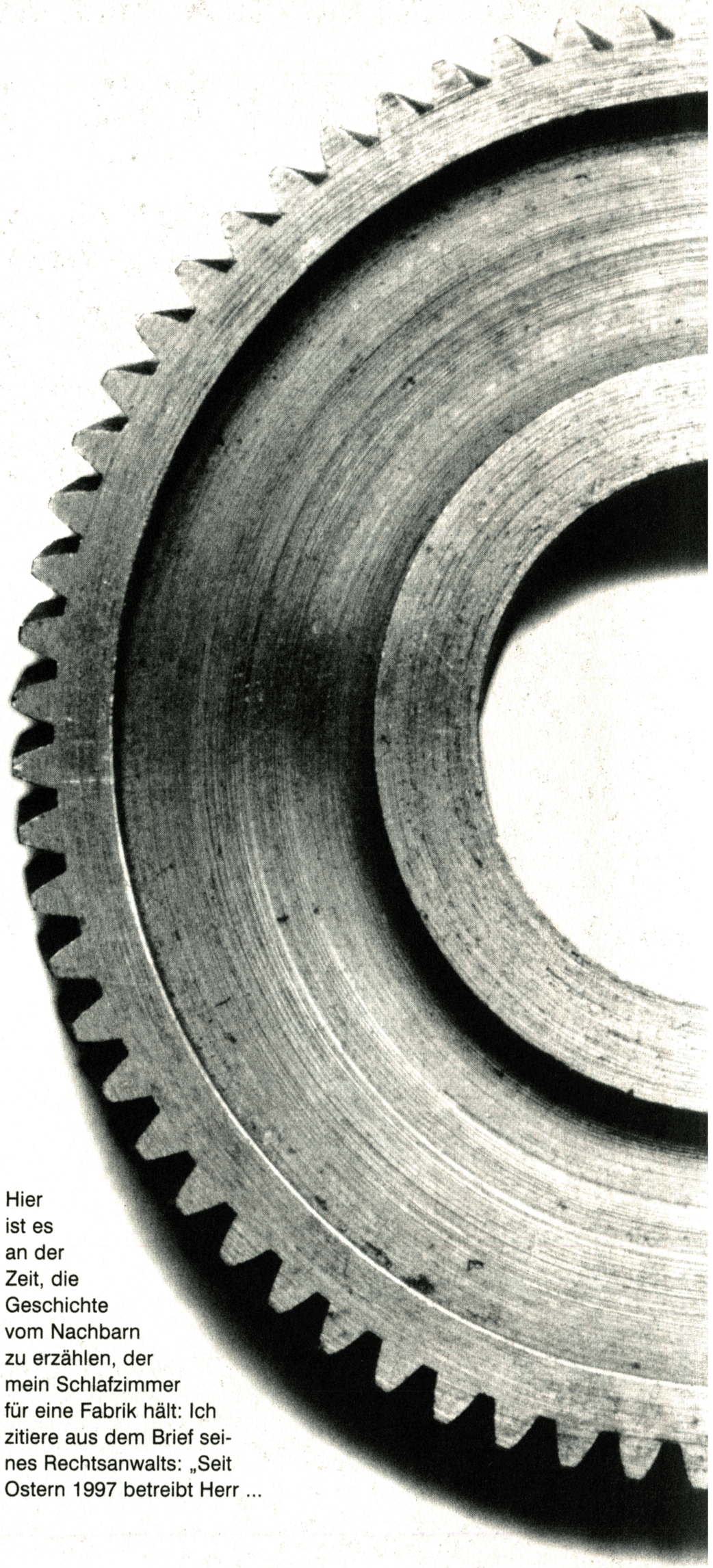
„Niemand kann uns kränken, denn wir arbeiten.
Niemand kann uns lächerlich machen, denn wir arbeiten.
Niemand kann uns lächerlich machen, denn wir wissen, was wir wert sind.“
(Viktor Schklowskij: *Zoo, oder Briefe nicht über die Liebe,* Moskau 1923)

„Arbeitend leben, kämpfend sterben“, riefen die Lyoner Seidenweber, als sie sich 1831 gegen ihre Herren erhoben. Weder noch, denkt sich heute ein jeder. In erster Linie kommt es doch darauf an, alle Bundesligaspiele sehen zu können, unverschlüsselt und im Sitzen. Es scheint, als hätte die Arbeit keine Bedeutung mehr für die Menschen. Wichtig sind hingegen: Mode, Fußball, Familie, Auto, Reisen, Haus und Garten, Gesundheit, Probleme mit den Kindern, die Umwelt, die Sicherheit und die Sauberkeit. Nur bei Arbeitslosigkeit treten Phantomschmerzen auf.

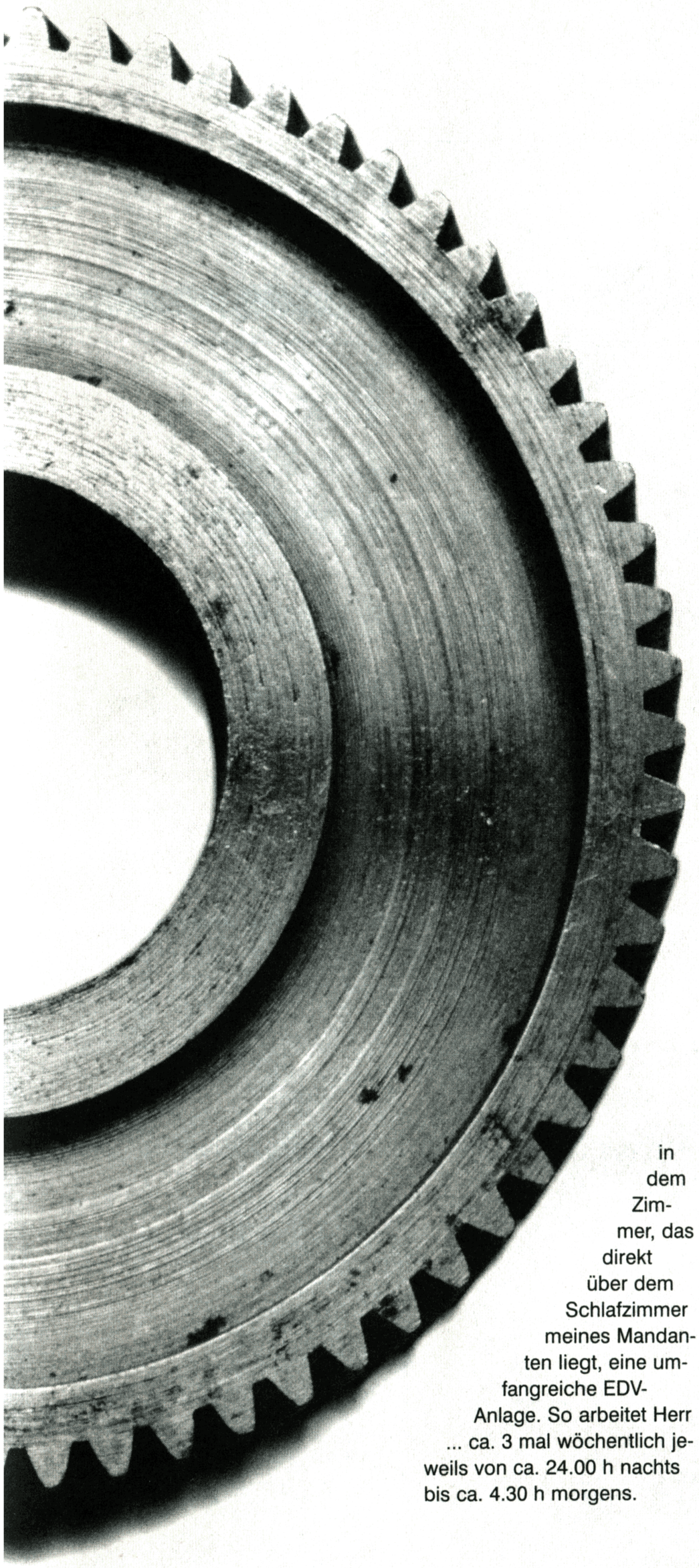
Arbeit ist kaum noch Gegenstand des öffentlichen Interesses. Bereich der „Selbstverwirklichung“? Nicht unbedingt. Die Menschen in den Vorabendserien tragen Freizeitkleidung und kennen nur Beziehungprobleme.

Doch auch im Abgrund der Fernsehdummheit liegt tief unten eine kleine Wahrheit begraben: In dem Maße, in dem sich das Regime der Fabrik und des Großraumbüros auflöst, wird die ganze Gesellschaft zur Fabrik und die Wohnung zum Heimbüro. Die Zeit der Menschen, bisher säuberlich aufgetrennt zwischen zwischen Arbeit und Feierabend, wird zu einem Kontinuum des permanenten Beschäftigtseins, in dem sich größtmögliche Effizienz (Arbeit) mit größtmöglicher Lockerheit (Spiel) verbinden soll. Man braucht keinen Arbeitsplatz mehr, um geschäftig zu sein. Das gilt sogar für die Arbeitslosen, die alle Hände voll damit zu tun haben, sich nicht gehen zu lassen. Die Arbeitskleidung von heute ist der Freizeitdress, und in den neuen Medien- und Dienstleistungs-Berufen gilt der Imperativ: Handle so, als kämst du gerade vom Tennisplatz. Arbeite so, als ob es keine Arbeit wäre.

Angesichts dieser Vermischung der Sphären (Arbeitest du am Computer oder spielst du bloß? Ist das noch Sexualität oder ist das schon Beziehungsarbeit?), bleibt nur ein Kriterium, anhand dessen regelmäßig mit untrüglicher Sicherheit entschieden wird, ob es sich bei einer Tätigkeit um Arbeit handelt: Zahlt es sich aus oder nicht? Deshalb heißt z.B. der Aufwand, den wir in diese Zeitung stecken, nicht Arbeit, sondern „Wir-treffen-uns“ oder „Ich-schreib'-gerade-was... oder „Ich-mach-die-Grafik-für...“. Wirkliche Arbeit hingegen erkennt man daran, daß man Geld dafür kriegt. Bekanntlich ein trostloses, aber außerordentlich realitätsmächtiges Kriterium.



Hier ist es an der Zeit, die Geschichte vom Nachbarn zu erzählen, der mein Schlafzimmer für eine Fabrik hält: Ich zitiere aus dem Brief seines Rechtsanwalts: „Seit Ostern 1997 betreibt Herr ...



Hallo, Dienst-leistungsproletariat!

1998 wird das Jahr sein, in dem wir Kontakt aufnehmen: erstens wird es in der *fünften hilfe* endlich eine Seite geben, auf der Eure Briefe abgedruckt werden. Und zweitens wird mit Wirkung vom fünften Dezember 1997 der wandernde *hilfe*-Salon eröffnet, zu dem Ihr alle herzlich eingeladen seid. Auftaktveranstaltung ist der „Alles-wird-gut"-Abend mit begeisternden Vorträgen, einem hinreißenden Film und faszinierenden Musikdarbietungen. Veranstaltungsort ist das bekannte Münchner Ladenlokal Sedan 20 (siehe Heftrückseite). Doch das ist noch nicht alles. Wer gerade in der Nähe ist, kann am 12. Dezember einer gelenkigen hilfe-Präsentation im Wiener „Depot" (Museumsquartier) beiwohnen; auch da wird nach dem Text Musik gemacht. Im Januar dann das legendäre hilfe-Fest mit Größen aus dem internationalen Showgeschäft, zu dem Ihr schon deshalb kommen müßt, weil wir damit diese Zeitschrift finanzieren. Beachtet bitte unsere Werbung in Presse, Funk und städtischem Weichbild.

---

in dem Zimmer, das direkt über dem Schlafzimmer meines Mandanten liegt, eine umfangreiche EDV-Anlage. So arbeitet Herr ... ca. 3 mal wöchentlich jeweils von ca. 24.00 h nachts bis ca. 4.30 h morgens.

Während dieser Arbeitszeit ist ein deutliches Brummen und Dröhnen zu hören ... Wegen der erheblichen Lärmbelästigungen und der gewerblichen Nutzung durch Herrn ..., die meinen Mandanten und seine Ehefrau in unzumutbarer Weise beeinträchtigen, muß ich sie auffordern, dafür Sorge zu tragen, daß Herr ... wegen seiner nächtlichen Ruhestörungen gekündigt wird." Interessant ist in unserem Zusammenhang nur eins: auf sympathisch altmodische Weise geht der Beschwerdeführer davon aus, daß jemand, der nachts brummt und dröhnt, ein Gewerbe ausübt.

Diese kleine Geschichte zeigt, daß es nicht nur unterschiedliche Lebensrealitäten gibt, sondern auch unterschiedliche Möglichkeiten, sie zu betrachten. Das gilt in gleicher Weise für die äußerst verschiedenen Situationen, in denen Menschen arbeiten. Angesichts der Vielfalt und Widersprüchlichkeit dieser Realitäten lassen sich heute keine vereinheitlichenden Aussagen mehr über „die" Ausbeutung „des" Arbeiters oder „die" Entfremdung im Arbeitsprozeß fällen. Doch blitzt auch in diesem Heft gelegentlich die linke Sehnsucht nach klaren Fronten (Arbeit vs. Kapital, der Neoliberalismus gegen den Rest der Welt) und einer alles erklärenden Universaltheorie auf. Der Hang zu theoretischen Globalisierungen wird zwar reflektiert, aber nicht gebrochen.

Konkrete Lebens- und Arbeitsverhältnisse in ihrer Unterschiedlichkeit wahrzunehmen, mehr Aufmerksamkeit für die jeweils besonderen Bedingungen von „Widerstand", „Organisierung", „Internationalismus" oder „Solidarität" zu entwickeln, - das ist etwas, das weitgehend noch zu tun bleibt.

Um dazu wenigstens einen theoretischen Beitrag zu liefern, lassen wir die im ersten Heft begonnene Mikropolitik-Debatte wieder aufleben: Die These ist skandalös: „Wir leben schon im Kommunismus". Für Toni Negri, Theoretiker der Arbeiterautonomie, kündigt sich in den neuen, „postfordistischen" Arbeitsverhältnissen ein Ende der Entfremdung und eine mögliche Verwirklichung kommunistischer Kooperationsutopien an. Hier wie überhaupt geht es um die Frage: Gibt es ein richtiges Leben im falschen? Und wenn ja, wo spielt es sich ab?

Richtiges Leben im falschen, bitte melden!

2 - 3 Editorial

6 - 8 Inhaltsverzeichnis

6 - 8 Modell Maquila – Das seltene Privileg ausgebeutet zu werden In den mittelamerikanischen Ländern sind die „Freien Produktionszonen“ zur Normalität geworden. Im Kampf um Investitionen gilt die größtmögliche Einschränkung der Arbeitsrechte als entscheidender Standortvorteil. Es sind vor allem Frauen, die in den neuen Sweatshops Kleidung für den Weltmarkt produzieren.

9-11 „Eine zufällige Ansammlung von Frauen“ – Taktisches Understatement im Kampf um grundlegende Arbeitsrechte Interview mit Sandra Ramas und Ligia Orozco aus Nicaragua. Die Organisation „Maria Elena Cuadra“ versucht, arbeitsrechtliche Verbesserungen in den Maquilas durchzusetzen und verläßt dabei die Bahnen klassischer Gewerkschaftsarbeit.

12-15 Konzernwelt – Alles außerhalb des Dienstleistungskerns heißt „Biosphäre“. Nike-Schuhe repräsentieren Straßensport und Freizeit-Hipness. Hergestellt werden sie dort, wo die Arbeit am billigsten zu kaufen ist. Verschiedene Initiativen versuchen, gegen die unsäglichen Arbeitsbedingungen bei den südostasiatischen Nike-Herstellern vorzugehen.

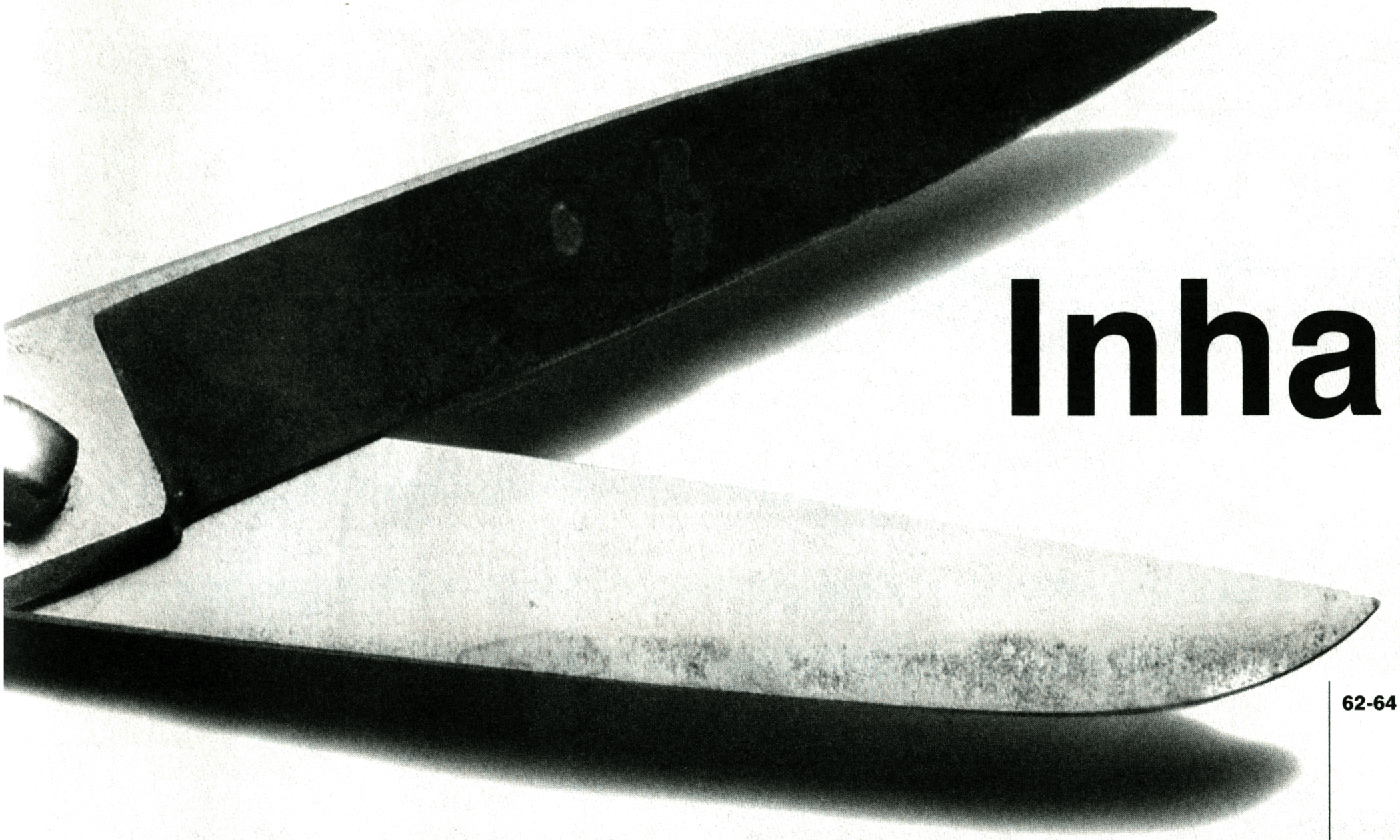
16-19 „Sag mir, wo Du stehst“ – Interview mit Arno Klönne zum Zustand der Gewerkschaften Haben die Gewerkschaften in der Bundesrepublik nichts besseres zu tun, als mit national aufgeladener Rhetorik den Standort zu verteidigen?

20-23 „Part-Time America Won’t Work“ Zwei Wochen lang bestreikten 185.000 Beschäftigte in den USA den Paketpostriesen United Parcel Service und zeigten, wie wirkungsvoll Streiks immer noch sein können.

24-29 Antiglobalisierungshype – z.B. transgener Reis als ‘technologische Entwicklungshilfe’ Hier wird an einem konkreten Fall untersucht, was „Globalisierung“ heißen soll. Die Sache ist komplizierter als man denkt.

30-37 Anorganische Intellektuelle – Cyborgs belauscht und erlebt Die wirklichen Cyborgs sitzen im Heimbüro. Eine Collage zur Ästhetik der virtuellen Topfpflanze.

38 Wir leben schon im Kommunismus, hat Toni Negri gesagt – MIKRO/ MAKRO, Teil II Fortsetzung der



Inhalt

Mikropoltik-Debatte: Sind in den postfordistischen Arbeitsbeziehungen schon Elemente kommunistischer Vergesellschaftung vorweggenommen?

39-41 Kommunismus für Eliten – Toni Negris fröhlicher Operaismus Der Anti-Negri: Die Utopie des Cyborg-Kommunismus wendet sich exklusiv an die dünne Schicht der technowissenschaftlichen Intelligenz und vernachlässigt die fortbestehende Realität von Ausbeutung und Arbeitsstumpfsinn.

42-45 auto*matik – arbeit, nicht-arbeit, ersatz, happy oder unhappy lebensunterhalt Negris theoretische Intervention ist eine Provokation und als solche zu begrüßen. Immerhin führt sie dazu, daß einmal nachgedacht wird, wie „Kommunismus" überhaupt ausschauen soll.

47-49 G-G' – Die Arbeit des Geldes Daß Geld arbeitet, diese mystische Anschauung, über die Marx sich genügend lustig gemacht hat, ist ungebrochen populär. Doch wo hat das arbeitende Geld seinen Arbeitsplatz?

50-53 Arbeit und ihre Nation – Der Wille zum Filmbild Wenn Filmemacher beschließen, ein Bild der Arbeit zu machen, wird es ernst. Die Darstellung von „arbeitenden Menschen" ist auf merkwürdige Weise mit Gefühlen nationaler Feierlichkeit aufgeladen.

54-57 Die Erfindung des Art Strike – Interview mit Gustav Metzger Metzger hat versucht, ein aus der Tradition der Arbeiterbewegung bekanntes Kampfmittel in die Kunstwelt zu transplantieren. Das hat diese ihm sehr übel genommen.

58-59 Du willst, du kannst. Was der Wachschutzindustrie die Angst vor dem Verbrechen, ist der Damenbindenindustrie die Angst vor den roten Flecken. In beiden Fällen führt die Sicherheitsobsession zu einer Einschränkung der Beweglichkeit im öffentlichen Raum.

60-61 Elektrische Konversationen – Stromkreis Wien Fernab vom derzeitigen Hype hat sich in Wien eine vielgestaltige Elektronikszene ausgebildet. Eine Konferenz der Eigenbrötler.

62-64 trotz allem Zarte Kritik an der Kampagne „Aktiv gegen Männergewalt" und bittere Polemik zur Diskursivierung von sexuellem Mißbrauch.

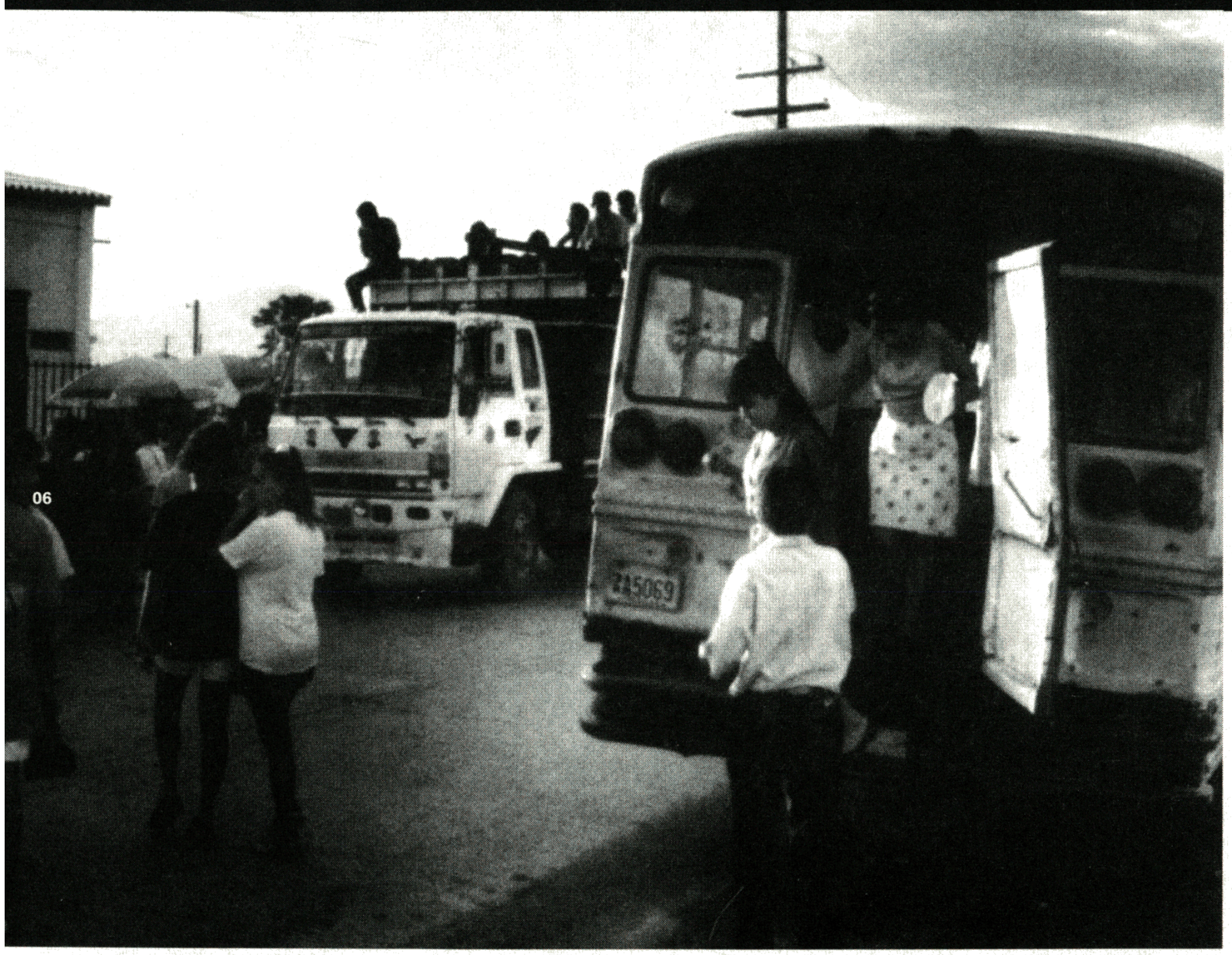
65-70 Lesehilfe Diverse Bücher: Privileg Blick, Milena Jesenská, Thomas S. Szasz, Hysterische Epidemien, Amos Vogel kehrt zurück

71 Der Bahn unendliche Tristesse Das Trampen wechselt von der Straße auf die Schiene: Unseren Testfahrer hat die Reise mit der Deutschen Bahn in eine tiefe Depression gestürzt.

72-74 Nach der Arbeit Termine für München, **Tesarstreifen** (comic), **Impressum**

Modell Maqu

Das seltene Privileg ausgebeutet zu werden



Vor der Nachtschicht. Maquila-ArbeiterInnen in El Salvador

„Wir könnten den ArbeiterInnen in den Maquilas in Mittelamerika 20 Prozent mehr Lohn zahlen, wir könnten ihnen wahrscheinlich sogar 100 Prozent mehr Lohn zahlen und unsere Firma würde weiterhin sehr gewinnbringend sein. Aber wir werden es nicht machen, weil uns der Arbeitsmarkt vermittelt, daß wir es nicht müssen." Diesen Standpunkt vertritt ein US-amerikanischer Manager, der Textilien in El Salvador fertigen läßt. Dort zahlt er keine Zölle, keine Steuern, wird von der Regierung als heils-, da Arbeitsplätze bringender Unternehmer gefeiert und kann auf billige Arbeitskräfte zählen, die sich so gut wie alles bieten lassen, weil sie bei einer Arbeitslosigkeit von 70 Prozent keine großartigen Alternativen haben. „Ausgebeutet zu werden ist hier mittlerweile ein Privileg", sagt Prof. Angel Ibarra, Rektor der Lutherischen Universität in El Salvador.

Maquilas werden in Mittelamerika von den dortigen konservativen Regierungen als *das* Erfolgsrezept für die wirtschaftliche Entwicklung der Länder angesehen. Die Idee, ausländische Investoren durch Steuer- und Zollvergünstigungen ins Land zu holen, entstammt einem Konzept der Entwicklungshilfe-Organisation US-AID aus den frühen 70er Jahren. Damit sollten drei Ziele erreicht werden: Schaffung von Arbeitsplätzen, Technologietransfer und Deviseneinnahmen. Anfang der 90er Jahre hat diese Industrie in Zentralamerika Fuß gefaßt, und Fabriken sowie Freie Produktionszonen sind wie Pilze aus dem Boden geschossen. Von den beiden letzten Zielen, die US-AID angestrebt hat, ist relativ wenig zu spüren. Technologietransfer findet so gut wie nicht statt, weil die transnationalen Unternehmen lediglich die arbeitsintensiven und kapitalextensiven Produktionsschritte nach Mittelamerika auslagern, um die niedrigen Lohnkosten auch ausnutzen zu können. Da sie weder Steuern für den im Land geschaffenen Mehrwert noch Zölle für die ein- und ausgeführten Produkte bezahlen, bleiben auch die Deviseneinnahmen überschaubar. Lediglich die für die Löhne benötigten Dollars fließen ins Land und werden dann für die Bezahlung der ArbeiterInnen in die jeweilige Landeswährung eingetauscht.

Was die Maquila-Industrie jedoch sehr wohl für sich verbuchen kann, ist die Schaffung von Arbeitsplätzen. In El Salvador und Honduras arbeiten jeweils 75.000 ArbeiterInnen in den Maquilas, in Nicaragua sind es bisher „nur" 8000, doch der neue Präsident Arnoldo Alemán folgte seinem Kollegen aus El Salvador mit der Prophezeiung, er werde aus dem ganzen Land eine einzige Freie Produktionszone machen.

Zu 85 Prozent sind es Frauen, die in den Fabriken arbeiten - unter menschenunwürdigen Bedingungen. Offiziell gelten zwar in den Freien Produktionszonen und bei den Firmen, die außerhalb dieser Zonen unter den gleichen Vergünstigungen produzieren, die nationalen Gesetze, also auch das nationale Arbeitsgesetz. Aber der politische Wille, die Unternehmen im Land zu halten. ist stärker als die Fähigkeit zu ihrer gesetzlichen Kontrolle. In den Ländern Zentralamerikas spielt

la

Weltmarktfabriken, wie sie sich seit Anfang der 70er Jahre in Lateinamerika niederlassen, werden dort als Maquilas bezeichnet. Kennzeichnend für die Maquilas ist eine Produktion mit geringem Kapitaleinsatz und Beschäftigung von Arbeitskräften, die meist nur kurz angelernt werden. Maschinen, Roh-, Hilfs- und Halbfertigprodukte werden importiert und die Endprodukte anschließend exportiert - alles zoll- und steuerfrei. In Zentralamerika haben sich hauptsächlich Textilunternehmen angesiedelt.

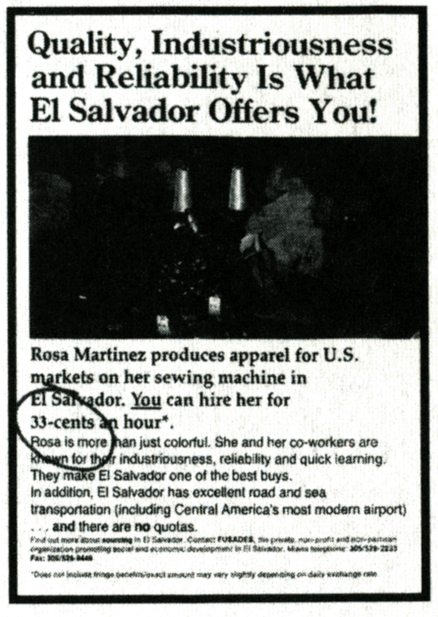
sich die „Standortdebatte“ auf einer Ebene ab, die für die ArbeiterInnen existenzbedrohend sein kann: Wer zahlt die niedrigsten Löhne, wer gewährt die meisten Freiheiten, wer bietet die investorenfreundlichsten Arbeitsbedingungen. So ist der Präsident der nicaraguanischen Freien Produktionszonen der Meinung, das Arbeitsgesetz müsse geändert werden, weil es für Investoren hohe und unnötige Lohnnebenkosten sowie völlig überzogene Entschädigungsforderungen bei Entlassungen enthalte und daher Arbeitslosigkeit verursache.

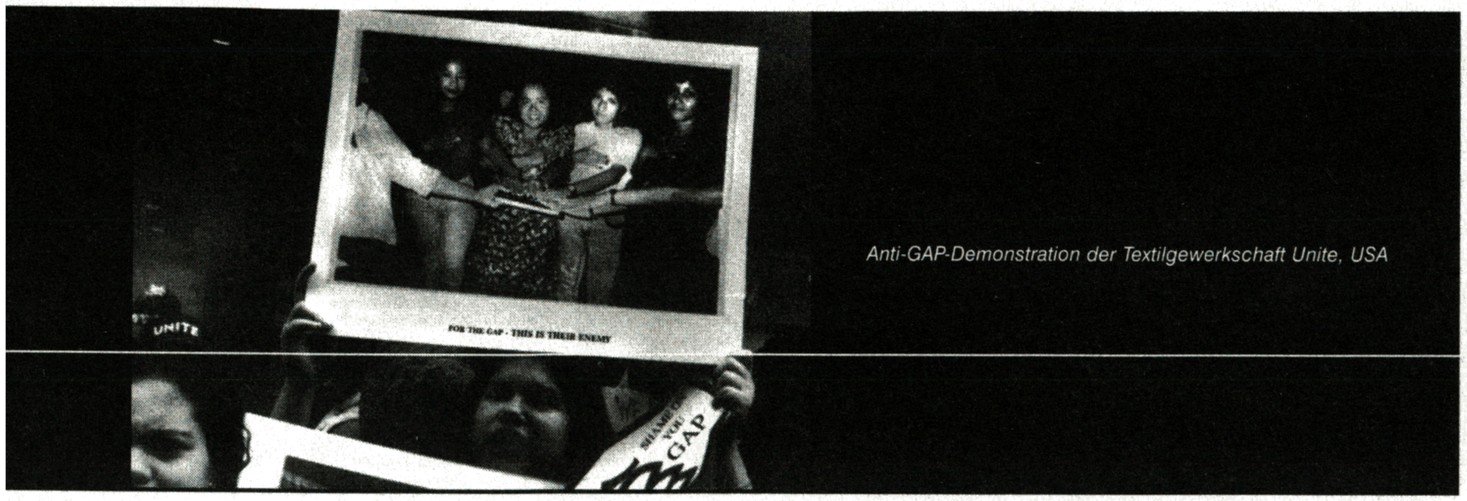
Für die ArbeiterInnen bedeutet das einen Arbeitstag von 12 bis 14 Stunden für einen Lohn, der oft nicht einmal zum Überleben reicht. In vielen Fabriken werden ArbeiterInnen nicht zur Sozialversicherung angemeldet, sie werden geschlagen oder in der Fertigungshalle eingesperrt, bis die Produktionszahlen erfüllt sind. Solche Fälle sind nicht selten. In manchen Betrieben werden Frauen gezwungen, Tabletten einzunehmen, die angeblich gegen Malaria wirken sollen, in Wirklichkeit jedoch ein Verhütungsmittel enthalten.

Gewerkschaftliche Organisierung ist - da ja die nationalen Gesetze gelten - nicht verboten, wird aber mit Entlassung sanktioniert. Das ist ein wesentliches Argument gegen traditionelle Gewerkschaftsarbeit im Sinne einer Organisierung am Arbeitsplatz. Den Gewerkschaften in Mittelamerika fällt es schwer, das zu akzeptieren. 1995 wurde in El Salvador als Reaktion auf einen Streik gegen schlechte Arbeitsbedingungen eine ganze Fabrik geschlossen und über Nacht nach Honduras verlagert. 2000 ArbeiterInnen standen auf der Straße.

Die Arbeiterinnen haben - auch aufgrund von derartigen Niederlagen - kein Vertrauen mehr in die gewerkschaftliche Organisierung. Dieses Mißtrauen gegenüber Gewerkschaften, das sich gleichermaßen in El Salvador, Honduras, Nicaragua und Guatemala zeigt, hat jedoch vor allem soziale Hintergründe. Bei den Arbeiterinnen, die für die Maquilas angeworben werden, handelt es sich meistens - außer vielleicht in Nicaragua - um Frauen, die zum ersten Mal im industriellen Produktionsprozeß stehen, die aus ihrer Sozialstruktur herausgerissen wurden und sich unvermittelt in einer neuartigen Lebenssituation wiederfinden, die von zahlreichen Widersprüchen geprägt ist. Für viele ist es das erste Mal, daß sie eigenes Geld verdienen und damit einen überlebenswichtigen finanziellen Beitrag für die Familie leisten können. Doch neben einem neuen Selbstbewußtsein, das vielleicht vor allem bei den jüngeren Frauen entsteht, erleben die Arbeiterinnen einen starken psychischen Druck. Den ganzen Tag sind die Kinder nur unzureichend bis gar nicht betreut. In Honduras kommt hinzu, daß die Frauen ihre Dörfer verlassen müssen, um in den Maquilas, die nur im Norden des Landes angesiedelt sind, arbeiten zu können. Sie leben in kleinen Baracken in den Vororten der Großstadt und müssen für Miete, Essen, Strom und Wasser so viel ihres Lohnes verwenden, daß nicht mehr viel für die Familie im Dorf übrigbleibt. Meist sind sie es, die die Verantwortung für das Überleben der Familie tragen und meist haben sie keine andere Alternative, als in der Maquila zu arbeiten.
Den vielfältigen Schwierigkeiten und Bedürfnissen der Maquila- Arbeiterinnen begegnen die Gewerkschaften mit starren Konzepten und Losungen, die meist noch am Schema des klassenbewußten Industrieproletariats und an der Figur des männlichen Familienernährers ausgerichtet sind, eine Sichtweise, die den neuen Formen der Ausbeutung von vor allem weiblicher Erwerbsarbeit längst nicht mehr entspricht. Innerhalb des männlich bestimmten Bildes von Politik und Arbeitskampf haben es die Frauen, die durch Fabrikarbeit und familiäre Reproduktionsarbeit doppelt belastet sind, schwer, ihre eigenen Rechte und Bedürfnisse zu formulieren und einzufordern. Nur wenige haben den Mut, offensiv aufzutreten. So werden die Arbeiterinnen, die in den Gewerkschaften auf der politischen Entscheidungsebene so gut wie nicht vertreten sind, vor allem als Manövriermasse betrachtet. Für Kritik an dieser Aufgaben- und Machtverteilung darf man bei den Funktionären kein Verständnis erwarten, denn immerhin „machen wir keine Frauenarbeit, sondern Klassenkampf“, wie es Pedro Ortega von der sandinistischen Gewerkschaftszentrale Nicaragua ausdrückt.

Unabhängig voneinander haben Frauenorganisationen in den verschiedenen Ländern angefangen, sich um die Arbeiterinnen der Maquilas zu kümmern. Sie haben den Kontakt zu ihnen nicht in den Fabriken, sondern in den Stadtvierteln gesucht, sind von Haus zu Haus gegangen, um mit den Frauen zu sprechen, eine Vertrauensbasis aufzubauen. Sie organisieren Kurse, in denen die Frauen ihre Arbeitsrechte kennenlernen, in denen aber auch Gender-Arbeit geleistet und versucht wird, das Selbstbewußtsein der Frauen zu stärken. Die Arbeiterinnen sollen ein Netz in den Fabriken aufbauen und ihre Kenntnisse an ihre Kolleginnen weitergeben, damit auch diese bewußt entscheiden können, wie sie sich wehren wollen. Die Frauenorgansiationen aus Nicaragua, El Salvador, Guatemala und Honduras haben sich im Herbst letzten Jahres zu einem Netz von Frauen in Solidarität mit den Arbeiterinnen in den Maquilas





Anti-GAP-Demonstration der Textilgewerkschaft Unite, USA

Wer weitere Informationen zum Thema Freie Produktionszonen, neue internationale Arbeitsteilung, mögliche Gegenstrategien etc. erhalten will, kann sich an das Ökumenische Büro für Frieden und Gerechtigkeit, Pariser Str. 13, 81667 München, Tel. 089/4485945 wenden.

zusammengeschlossen und im April dieses Jahres mit einer politischen Kampagne zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen in den Fabriken begonnen. Die Maquila-Betreiber sollen dazu gebracht werden, einen Ethikcode zu unterschreiben, der unter anderem folgende Punkte enthält: Schutz von schwangeren Frauen, Bezahlung der Überstunden nach den gesetzlichen Maßstäben, Schutz vor Gewalt am Arbeitsplatz, Recht auf Sozialversicherung. Die am Netz beteiligten Gruppen wollen andere Organisationen, Institutionen aber auch Abgeordnete, dazu bewegen, sich hinter diese Forderungen zu stellen, damit im Falle der Nichteinhaltung gesellschaftlicher Druck auf die Betreiber ausgeübt werden kann. Die Frauengruppen suchen den Kontakt in Gesprächen, sie lancieren Zeitungsanzeigen und Radiospots, um den Ethikcode publik zu machen. In Nicaragua beispielsweise hat die dortige Frauenorganisation auf der Straße 20.000 Unterschriften gesammelt, die die Maquila-Betreiber dazu auffordern, den Ethikcode zu unterschreiben. Zwar fehlt das Geld hinten und vorne, doch sowohl in Nicaragua als auch in Guatemala sind die Frauen zuversichtlich, daß bis Ende des Jahres je zwei Betreiber unterschreiben werden.

In der politischen Diskussion um die Verbesserung der Arbeitsbedingungen spielen zwischen Unternehmen und ArbeiterInnen bzw. ihren VertreterInnen ausgehandelte Abkommen und Verhaltenskodizes eine sehr wichtige Rolle. Allerdings stellt sich immer die Frage, wie deren Einhaltung kontrolliert werden kann. Die bisher einzige, relativ unabhängige Kontrollinstanz eines derartigen Abkommens existiert in der Maquila „Mandarin“ in El Salvador. Dort lassen die US-Textilkette GAP und die zum Otto-Versand gehörende Marke „Eddie Bauer“ produzieren. Mit Hilfe einer rufschädigenden Kampagne, die ein Zusammenschluß von US-Gewerkschaften in den USA (nicht ohne Eigeninteressen) gegen GAP führte, ließ sich der Konzern dazu bringen, einen Code of Conduct zu unterzeichnen. Dieser Code wurde auch von den US-Gewerkschaften, dem Betreiber der Maquila und den VertreterInnen der ArbeiterInnen unterzeichnet und gilt für die gesamte Maquila und nicht nur für die Marke GAP. Zugesagt wurde ein unabhängiges Monitoring, an dem unter anderem das Menschenrechtsinstitut der salvadorianischen Jesuitenuniversität UCA teilnimmt. Bisher gab es - so versichert eine Mitarbeiterin der Monitoring-Gruppe - noch keine Beanstandungen wegen Nichteinhaltung des Codes. Falls es welche geben sollte, werden sie GAP gemeldet, der Konzern gibt den Druck an den Maquila-Betreiber weiter, indem er damit droht, die Aufträge zurückzuziehen. Die Öffentlichkeit soll erst dann eingeschaltet werden, wenn GAP sich zu nichts bewegen läßt. Solange das nicht der Fall ist, werden die Konflikte auf Konzernebene ausgetragen, die Gesellschaft bekommt nichts davon mit, eine politische Diskussion wird damit a priori abgewürgt - alles ist prima.

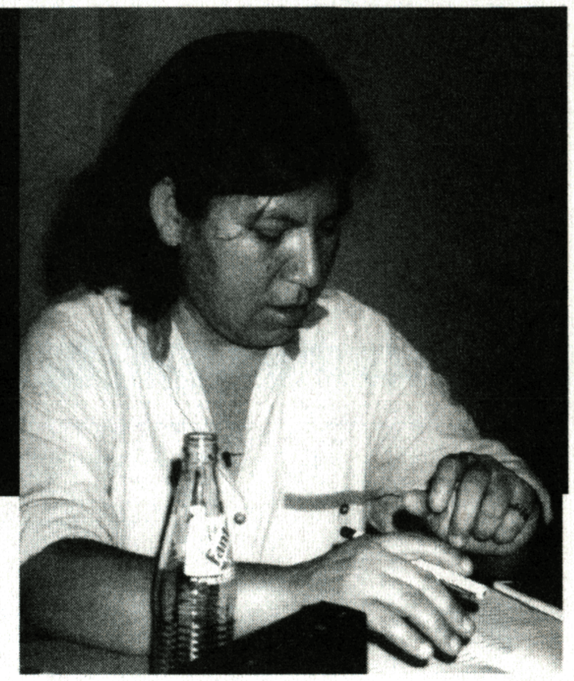
Nach ähnlichem Muster geht die europaweite Clean-Clothes-Campaign mit ihrer deutschen Sektion KSK (Kampagne für saubere Kleidung) vor. Mit dem Druck der KonsumentInnen (z.B. durch Postkartenaktionen) sollen Textilkonzerne wie Otto, C&A, H&M etc. dazu gebracht werden, einen Ethikcode zu unterschreiben, der soziale Mindeststandards enthält. Als Gegenleistung erhalten sie das CCC-Siegel, das ihnen dann erlaubt, das sogenannte soziale Marktsegement abzuschöpfen. Die CCC übernimmt auf diese Weise einen Teil der Werbung, denn Konzerne, die den Ethikcode unterschreiben, werden als Positivbeispiele in der Öffentlichkeit gelobt - als Vorbild für die Konkurrenz. Die Kontrolle über die Einhaltung dieses Codes soll ein unabhängiges Institut übernehmen. Bisher ist noch nicht klar, wie dies ohne Einbeziehung der Gruppen im Süden (die bisher so gut wie nicht stattgefunden hat) funktionieren soll, die ersten Verhandlungen mit den Unternehmen laufen aber bereits. Bei diesen Abkommen, noch dazu, wenn sie mit einem Siegel als Auszeichnung für soziales Verhalten (zur Erinnerung, es handelt sich um absolute Mindeststandards) belohnt werden, ist es von wesentlicher Bedeutung, die Nichteinhaltung sanktionieren zu können. Noch gibt es jedoch keine Lösung, wie man die Unternehmen dazu zwingen kann, wenigstens die grundlegenden Arbeitsrechte einzuhalten.

Abgesehen davon, daß die Kontrolle eines weltweit operierenden Konzerns nur schwer vorstellbar ist, stellt sich die grundsätzliche Frage, ob dies überhaupt der richtige Weg sein kann. Die Strategie der GAP-Kampagne, bisher aber auch der CCC, bezieht gesellschaftliches Handeln nur als „verantwortungvollen Konsum“ bzw. als Drohung der Konsumverweigerung mit ein, klammert aber eine politische Diskussion weitgehend aus und suggeriert, durch das Kaufen des richtigen Siegels könne jeder seinen Beitrag für eine gerechte Welt leisten.

Die Art der Ausbeutung, wie sie die ArbeiterInnen in den Maquilas erfahren, wird indessen zu einem allgemein verbreiteten Phänomen, das sich auch in nächster Nähe wiederfinden läßt. In den Sweat-Shops der USA arbeiten illegale MigrantInnen, deren Rechtlosigkeit schamlos ausgenutzt wird, auf den Baustellen der BRD sieht die Situation nicht viel anders aus. In Ostdeutschland verdienen Arbeiterinnen in einer Textilfabrik sieben Mark in der Stunde. Wenn sie mehr fordern, kommt auch hier der bekannte Satz: „Draußen gibt es genug, die für dieses Geld arbeiten.“ Aus diesem Grund gibt es in diesem Betrieb keine Gewerkschaft.Δ

Sandra Ramas

„Eine zufällige Ansammlung von Frauen“



Ligia Orozco

Taktisches Understatement im Kampf um grundlegende Arbeitsrechte

Interview mit Sandra Ramas und Ligia Orozco vom Movimiento de Mujeres Trabajadoras y Desempleadas „Maria Elena Cuadra“, Nicaragua

Seit der Niederlage der sandinistischen Regierung ist Nicaragua einem strengen neoliberalen Wirtschaftskonzept unterworfen. Welche konkreten Auswirkungen hat dies auf die Arbeitsmarktsituation in Nicaragua?

Eine der Folgen der neoliberalen Wirtschaftspolitik, deren Grundlagen durch die uns aufoktroyierte IWF-Politik geschaffen wurden, war die Privatisierung vieler Betriebe. Nicaraguanische Textilfirmen wurden geschlossen, was vor allem den Verlust von Frauenarbeitsplätzen nach sich zog. In Nicaragua existiert keine nationale Textilindustrie mehr. Das betrifft über 30.000 Textilarbeiterinnen, die entlassen wurden. Für die transnationalen Textilunternehmen war dies die Voraussetzung, um sich in Nicaragua niederlassen zu können. Inzwischen sind diese Unternehmen für viele Frauen die einzige Möglichkeit, Arbeit zu finden, schlecht bezahlte Arbeit. Des weiteren kam es zu einem Zusammenbruch der Metallindustrie. Inzwischen werden alle Produkte, die zur Metallproduktion nötig sind, aus anderen Ländern Zentralamerikas importiert. Aus Guatemala, El Salvador oder Honduras. Langfristig geht die Entwicklung dahin, daß Nicaragua sich zum reinen Konsumenten von Importgütern entwickelt. Gleichzeitig ist es für Nicaragua nur schwer möglich, sich wirtschaftlich dem Niveau seiner Nachbarländer anzugleichen. Das Land mußte jahrelang unter einer von den USA verhängten Wirtschaftsblockade leiden. Auch der Krieg gegen die Contras führte zu einem Zusammenbruch der nationalen Industrie. Der Stand der Produktion in Nicaragua muß als völlig veraltet eingestuft werden. Untersuchungen ergaben, daß unser Land, gemessen an modernen Standards, mehr als 30 bzw. 40 Jahre im Rückstand ist. In dem Maße, in dem die nationale Industrie zusammenbrach, kam es infolge der neoliberalen Wirtschaftspolitik zu einem sprunghaften Anstieg des informellen Sektors. Aufgrund der steigenden Arbeitslosigkeit (inoffiziell wird von 70% gesprochen, A.d.Ü.) versucht jeder, in diesem Bereich sein Auskommen zu finden. Es gibt z.B. immer mehr illegale Taxifahrer. Irgendwann kommt der Tag, an dem die NicaraguanerInnen anfangen, sich um Arbeit zu prügeln. Die Arbeiterinnen in den Maquilas lauern den Kolleginnen, die

Die Situation auf dem Arbeitsmarkt zwingt immer mehr Männer, typische Frauenarbeitsplätze anzunehmen.

zu schnell arbeiten, vor dem Werkstor auf und verprügeln sie. Der Betreiber würde ein schnelleres Arbeitstempo sofort zum Anlaß nehmen, um die Produktionsnorm zu erhöhen. Manche Frauen können diese Norm nicht mehr erfüllen. Für Frauen mit fünf oder sogar sieben Kindern kann eine Entlassung aber bedeuten, daß sie ihre Kinder zum Betteln schicken müssen. Am meisten bekümmert uns aber, daß immer mehr Menschen nach dem Motto verfahren „Rette sich wer kann". Bewußtseinsarbeit muß verstärkt geleistet werden, so daß sich der einzelne nicht mehr als einsame Insel versteht.

Wie sieht die konkrete Arbeit der Gruppe „Maria Elena Cuadra" mit den Arbeiterinnen in den Maquilas aus?

Unser Schwerpunkt liegt in der Aufklärung der Frauen über ihre Arbeitsrechte und über die geschlechtsspezifischen Komponenten ihrer Situation. Zusätzlich werden für die Maquila-Arbeiterinnen alternative Sozialprojekte entwickelt. Es werden Kleinkredite vergeben. Frauen, die dem Arbeitstempo nicht mehr gewachsen sind, können als Alternative zum Arbeitsplatz in der Maquila ein eigenes kleines Geschäft eröffnen. Oder aber die Arbeiterinnen können zusätzlich zu ihrem Gehalt noch etwas dazu verdienen. Sie bitten um Kredite, damit sie vor dem Werkstor heißen Kaffee oder Kuchen und Tortillas verkaufen können. Diese Zeit muß dann natürlich noch irgendwie abgeknapst werden. Dies klingt für Außenstehende oft ziemlich verrückt, aber für uns hier in diesem Land bedeutet das eine Lebensnotwendigkeit.

Ihr sucht zusammen mit den Frauen nach Alternativen, die außerhalb der Maquilas liegen?

Wir suchen nach Alternativen innerhalb und außerhalb der Maquilas. Es ist nicht so, daß wir die Frauen dazu bewegen wollen, nicht mehr in den Maquilas zu arbeiten. Die Maquila ist der sicherste Arbeitsplatz. Zusätzlich zu dieser materiellen Unterstützung betreiben wir jedoch vor allem Aufklärungsarbeit, um die Frauen für ihre Rechte zu sensibilisieren. Auch haben wir in bereits fünf Maquilas regelmäßige Gespräche mit den Maquilabetreibern initiiert. Diese „Runden Tische" sollen noch in weiteren fünf Unternehmen eingerichtet werden. Unser Ziel ist es, dies in allen 18 Maquilas durchzusetzen. Parallel dazu sind wir in Verhandlungen mit dem Arbeitsminister, zur Durchsetzung von Arbeitsstandards (Codigo de Etica). Dies soll es uns erstmals ermöglichen, Verstöße gegen diese Arbeitsstandards zur Anzeige zu bringen. Jedoch hat dies nur Sinn, wenn wir auf eine politische Basis zurückgreifen können. Wir brauchen die staatlichen Institutionen, um Auswege aufzeigen zu können. Bei unserer Gruppe handelt es sich jedoch um keine gewerkschaftliche Gruppierung. Für uns ist das von Vorteil. Die Unternehmer sehen in uns nur eine zufällige Ansammlung von Frauen. Defensive, einfache Frauen, die Sorgen haben, denen geholfen werden muß. Diese Einschätzung erlaubt es uns, in den Maquilas zu arbeiten. Wir sind jedoch eine Gruppe, die man ernst nehmen muß, gleichzustellen mit den Gewerkschaften, und wir verlangen, daß die Rechte der Frauen akzeptiert werden. Wir arbeiten nicht in klandestinen Zirkeln (1), sondern wir wollen offen nach außen auftreten. Aber wir machen unsere Unterstützung der Frauen auch nicht vom *good will* der Unternehmer abhängig. Trotzdem ist unsere stärkste Waffe in den Verhandlungen, daß wir keiner Partei angehören. Und unsere zweite taktische Waffe ist, daß wir nicht offen auf Konfrontation gehen. Die Menschen hier haben ein solches Vorgehen satt. Wir konzentrieren uns auf bestimmte Punkte und machen konstruktive Vorschläge. Aber natürlich müssen wir auch auf das Schlimmste gefaßt sein: daß man uns einfach auf die Straße wirft.

Kann die Arbeit in den Maquilas für die Frauen auch mehr Selbstbewußtsein, mehr Selbstbestimmung bedeuten?

Die Stärkung des Selbstbewußtseins wird vor allem durch finanzielle Unabhängigkeit erreicht. Für die Frauen bedeutet die Arbeit in den Maquilas, daß sie über ihren Wochenlohn unabhängig entscheiden können. Es bedeutet aber auch schlicht, daß ihre Kinder überleben können.

Sind Frauen, die mit ihrem Ehemann oder ihrem Partner leben, gezwungen, ihr Gehalt an die Männer abzugeben?

Nein, in der Regel verfügen die Frauen selbst über ihr Einkommen. Dadurch verschaffen sie sich natürlich einen um einiges größeren Freiraum. Sie spielen plötzlich eine wichtige Rolle. Das trägt natürlich auch zu mehr Zufriedenheit mit sich selbst bei.

Bedeutet dies, daß Frauen in Nicaragua über eine relativ große ökonomische Unabhängigkeit verfügen?

Ja, jedoch bedeutet diese Unabhängigkeit eine gleichzeitige Benachteiligung der Frau. Der Mann zeigt oft keinerlei Verantwortung für die Familie. Er gibt vielleicht ein paar Pesos ab und erwartet dann, daß damit Licht, Strom, die Arztrechnungen für die Kinder, die Schule usw. bezahlt werden. Und dann soll noch was übrigbleiben, damit er sich ein paar Schnäpse leisten kann. Natürlich wäre es ideal, wenn mit beider Gehalt der Alltag der Familie bestritten würde. Aber gleichzeitig bedeutet auch eine nur geringfügige finanzielle Unterstützung seitens des Mannes eine verstärkte Unterordnung der Frau. Der Kampf, daß die Männer mehr Verantwortung gegenüber der Familie tragen sollen, muß deshalb sehr geschickt geführt werden. Aber es gibt auch Erfolge. Früher hieß es, Hausarbeit ist nichts für Männer, wir sind doch keine Tunten, keine Schwulen. Inzwischen sieht man auf den Märkten mehr Männer als Frauen, die ihre Waren anbieten. Für die Männer wird es ebenfalls immer schwieriger, einen fesen Arbeitsplatz zu finden. Und deswegen heißt es auch für die Männer, jede Arbeit, die sich bietet, zu akzeptieren. Auch in den Maquilas gibt es inzwischen Männer, die an den Nähmaschinen sitzen. Aber das hat natürlich wenig mit einem bewußten Umdenkungsprozeß zu tun.

Ich möchte noch einmal zur Arbeit Eurer Organisation zurückkehren. Gibt es eine internationale Zusammenarbeit zwischen dem Movimiento „Maria Elena Cuadra" und ausländischen Gewerkschaften?

Wir haben internationale Kontakte nicht nur zu anderen Frauengruppen, sondern auch zu Gewerkschaften, vor allem aus den USA und aus Kanada. Im Falle Kanadas handelt es sich sowohl um

Das Movimiento de Mujeres Trabajadoras y Desempleadas „Maria Elena Cuadra“ ist eine autonome Frauenorganisation, deren Mitglieder mehrheitlich aus dem Gewerkschaftsverband CST (sandinistischer Gewerkschaftsverband) kommen. Schwerpunkt ist der Kampf gegen die Diskriminierung von Frauen am Arbeitsplatz, zuhause und in der Gewerkschaft. Die Gruppe arbeitet auch zu den Themen Gesundheit, Menschenrechte und Technik, Geschlecht und Entwicklung. Schwerwiegende Arbeitsrechtsverletzungen und die Unterdrückung gewerkschaftlicher Aktivitäten in den „Freien Produktionszonen“ veranlaßten die Organisation, sich für die Belange der Maquila-Frauen einzusetzen.

einen inhaltlichen Austausch als auch um eine finanzielle Unterstützung. Sie finanzieren viele unserer Projekte.

Bringt diese Zusammenarbeit nicht auch Probleme mit sich? Die Gewerkschaften in den USA verfolgen nicht selten eine sehr protektionistische Wirtschaftspolitik, die im Widerspruch steht zu den Interessen der nicaraguanischen Arbeiterinnen.

Sicher, aber der ständige Austausch mit diesen Gruppen ermöglicht es uns, solche Fragen zu diskutieren. Dies ist ein Teil unserer Arbeit. Wir müssen darüber aufklären, warum viele Menschen in der „Dritten Welt“ die Niederlassung von Maquilas unterstützen. Die Billiglöhne bei uns sind auch das Resultat einer neoliberalen Wirtschaftspolitik.

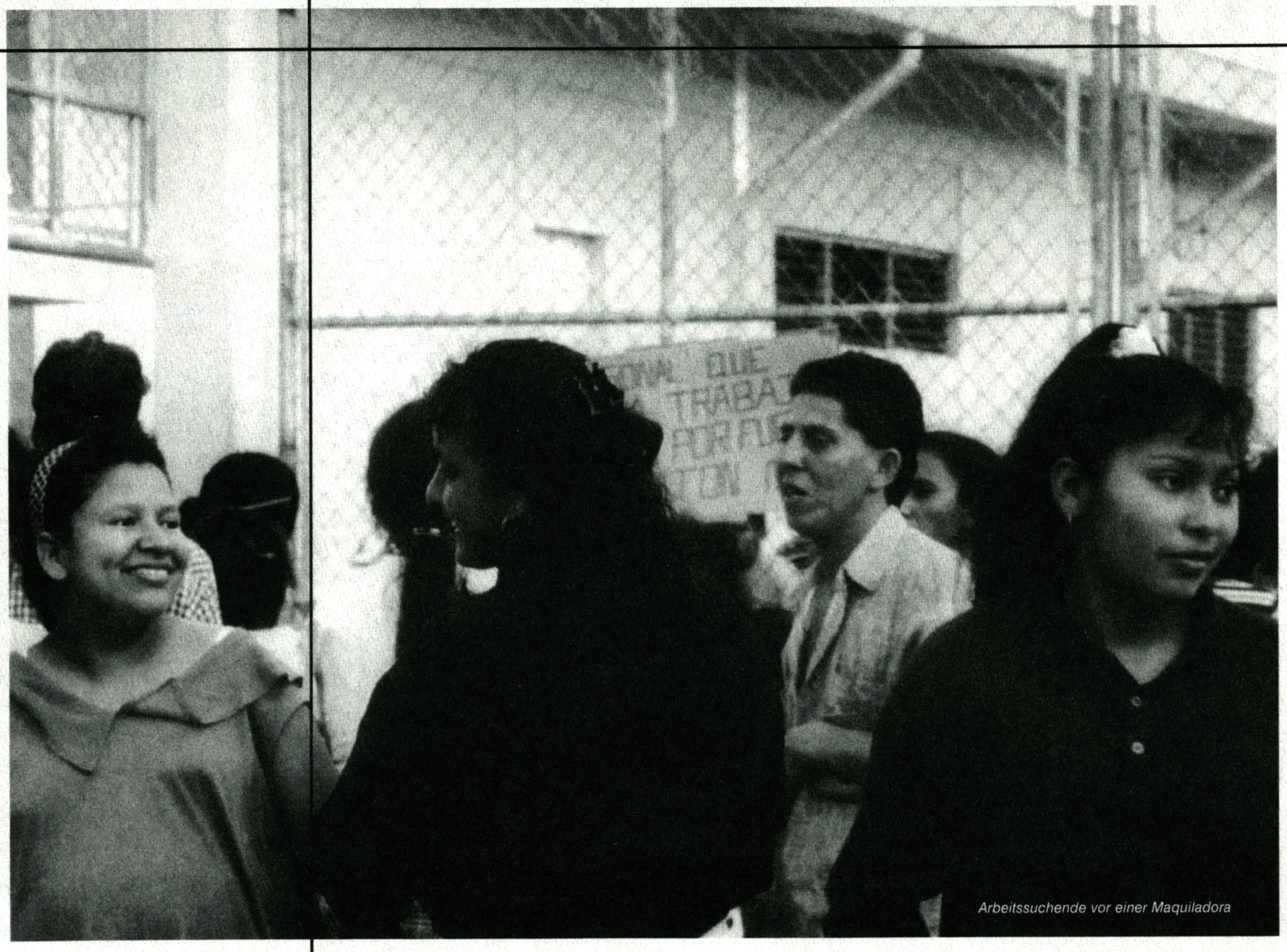
Eure Organisation hat ein sehr angespanntes Verhältnis zu den nicaraguanischen Gewerkschaften. Ist das nicht ein Hindernis für die Zusammenarbeit mit ausländischen Gewerkschaften?

Für uns ist das Wichtigste gegenseitiger Respekt. Wir sind keine Gegnerinnen der Gewerkschaft. Aber unsere Arbeit stellt die Probleme der Frauen in den Mittelpunkt. Wir wurden deshalb oft als gewerkschaftsfeindlich diffamiert. Wir kommen selbst aus der Gewerkschaftsbewegung. Aber dieser Streit konnte unsere Beziehungen, die wir zu ausländischen Gewerkschaften haben, nie beeinflussen.

Ihr habt letztes Jahr viele Gruppen in Deutschland besucht, die zum Thema Freihandelszonen arbeiten. Wie bewertet ihr deren Arbeit? Was muß Eures Erachtens eine sinnvolle Solidaritätsarbeit beinhalten?

Für uns war diese Rundreise sehr wichtig. Wir konnten uns über die Arbeit zu den Freihandelszonen in Mittelamerika und über die verschiedenen Kampagnen, z.B. „Für saubere Kleidung“ informieren. Diese Gespräche können auch für unsere eigenen Kampagnen eine große Hilfe sein. Es muß ein ständiger Austausch gewährleistet sein. Für uns ist es sehr wichtig, neue Kräfte für den Kampf der Maquila-Arbeiterinnen zu gewinnen. Wir müssen deshalb verstärkt unsere Forderungen an die Gruppen im Ausland weitergeben.◊

(1) Die sandinistische Gewerkschaft tritt in den Maquilas nicht offen auf, sondern arbeitet klandestin.

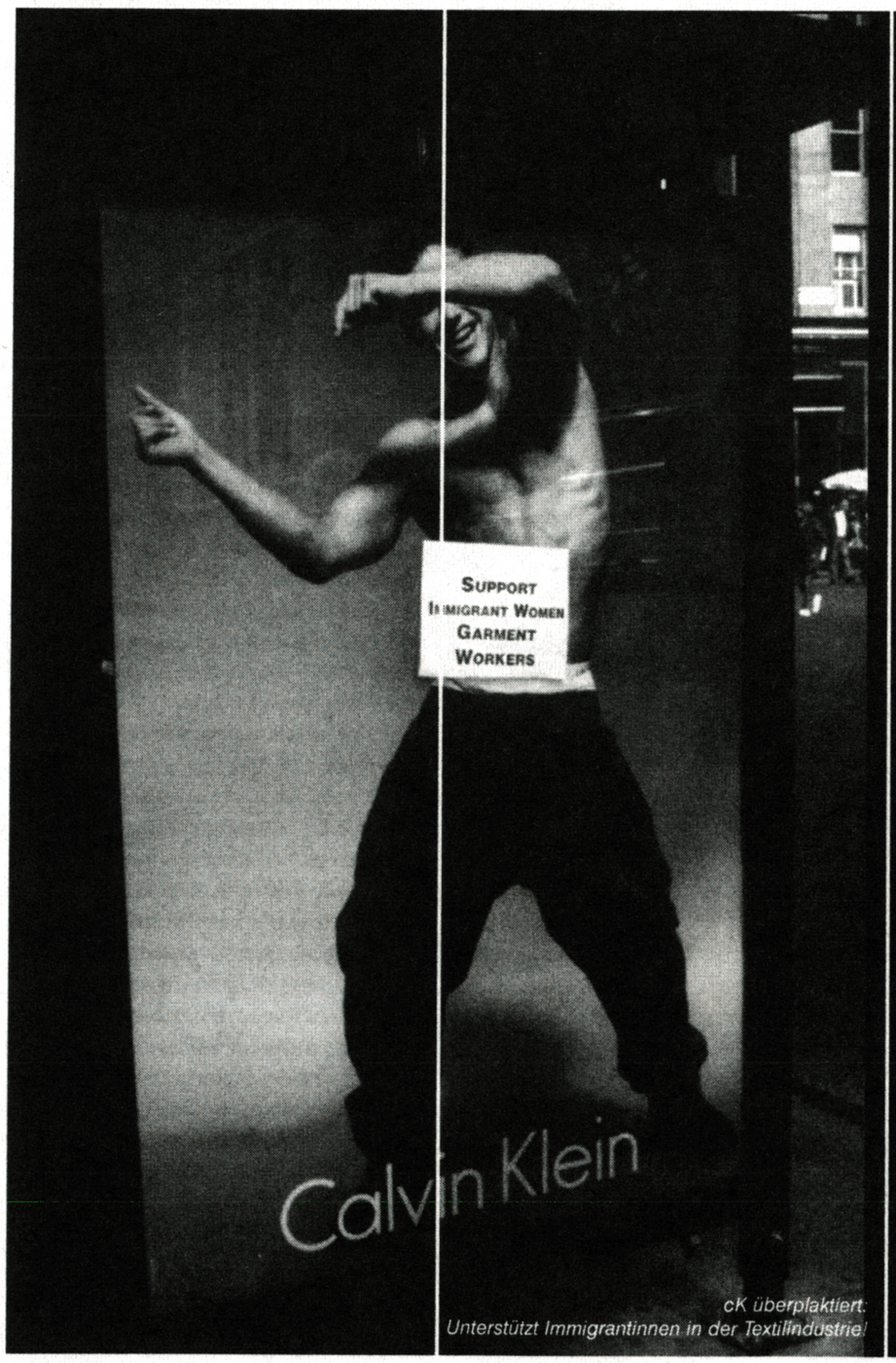


Arbeitssuchende vor einer Maquiladora

Konzernwelt

Alles außerhalb des Dienstleistungskerns heißt „Biosphäre“: Dort werden die Nike-Schuhe gemacht

In den 60er Jahren arbeitet Phil Knight, Gründer und Chef von Blue Ribbon Shoes, später umbenannt in Nike Inc., als Lehrbeauftragter für Betriebswirtschaftslehre an der Portland State University. 1971 entwirft eine seiner Studentinnen, Caroline Davidson, den „Swoosh“. Sie bekommt 35 $, Phil Knight ein Logo, das zur Ikone für Hipness wird. Die Kehrseite dieser Hipness heisst Lean Production und Ausbeutung südostasiatischer Arbeiterinnen.



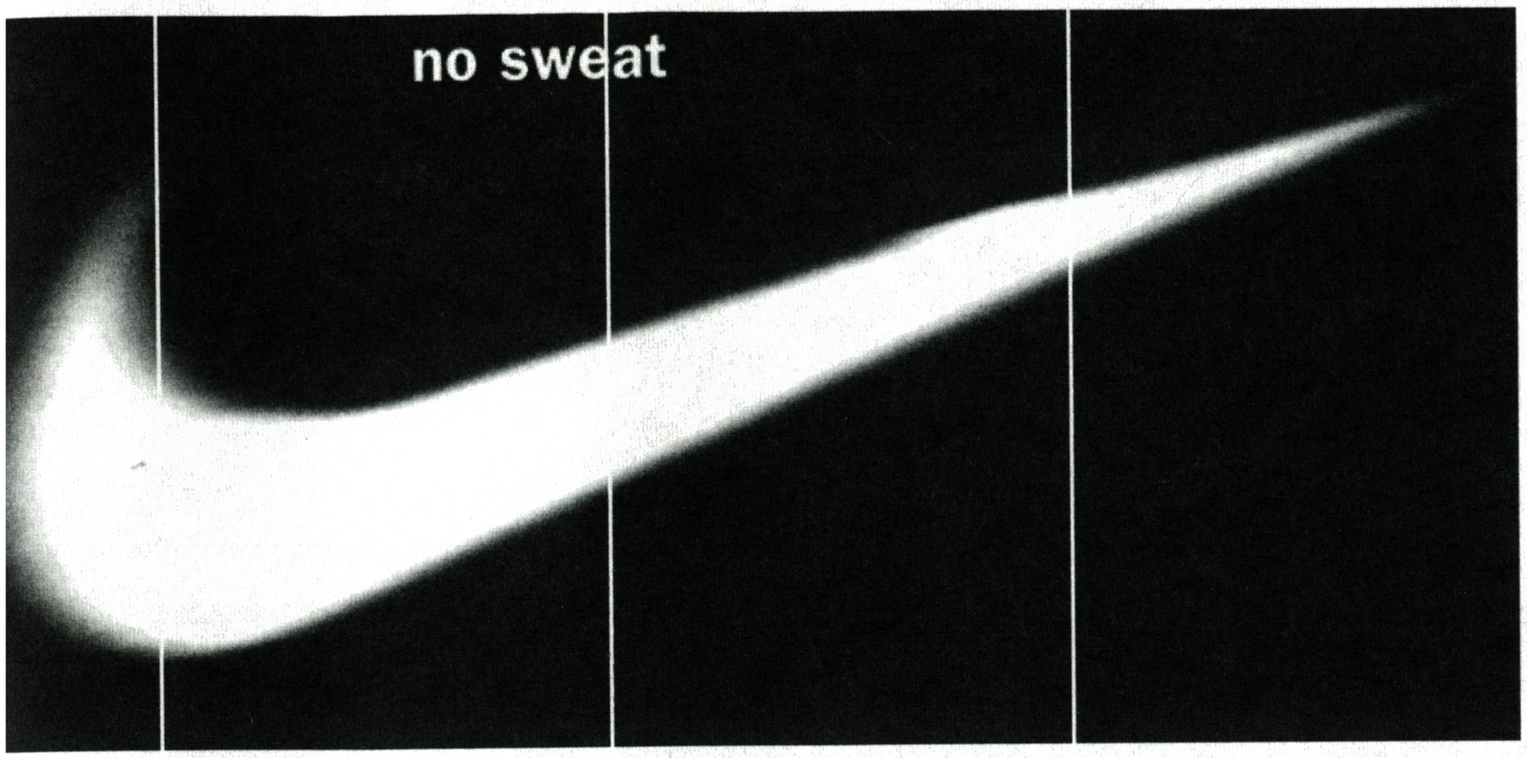
cK überpflaktiert: Unterstützt Immigrantinnen in der Textilindustrie!

Über den Nike-Kosmos hinausgehen, heisst die Gleichzeitigkeit der Unterschiede im Kapitalismus zu erfahren: auf der einen Seite der „Nike World Campus“ in Oregon, Konzernzentrale und Firmenstadt, eine 296.000 qm grosse Park- und Büroanlage für „junge Kreative“, mit flexibilisierten Arbeitszeiten, hohen Gehältern und einer zum Kult-Ort aufgewerteten Arbeitsstelle; auf der anderen Seite die Fabrikanlagen in südostasiatischen Staaten, in denen auf getrennten Produktionsstrassen, aber oft noch in derselben Halle, Nike-, Reebok- und adidas-Schuhe im brutalen Takt des peripheren Taylorismus hergestellt werden: 12-Stunden-Arbeitstage, erzwungene Überstunden, Niedriglöhne und zum Teil paramilitärische Betriebsführungen.

Nike präsentiert sich selbst als neokapitalistischer Mythos und erzählt immer neue Versionen seiner Vom-Tellerwäscher-zum-Millionär-Gründungsgeschichte. Diese Geschichte kreist um das ideologische Versprechen: „Jeder kann’s schaffen“, also „Just do it“: Zwei junge Sportler, Phil Knight, Mittelstreckenläufer, und Bill Bowerman, Leichathletik-Trainer, lernen sich 1957 an der Universität kennen. Ihre freie Zeit widmen sie der Frage, wie bessere Sohlen LäuferInnen schneller machen können. Die ersten Schuhe werden im Keller von Phil Knights Eltern und aus dem Kofferraum seines Plymouth Valiant verkauft. Soweit der Tellerwäscher-Teil des Märchens. Der Millionär-Teil beginnt damit, dass Wirtschaftswissenschaftler Knight 1962 eine Forschungsarbeit darüber schreibt, wie mit der Auslagerung der Produktion nach Japan die adidas-Hegemonie auf dem US-Sportschuhmarkt beendet werden kann. Noch im selben Jahr fährt Knight nach Japan und beginnt eine Zusammenarbeit mit dem japanischen Schuhhersteller Onitsuka Tiger. Nike/ Blue Ribbon Shoes demonstrieren so schon Anfang der 60er Jahre, wie eine postfordistisch erneuerte Arbeitsteilung aussehen kann:

Zum Konzern selber gehören nur die planerischen und kommunikativen Bereiche wie Entwurf, Design, Marketing, Vertrieb. Die Produktion wird an Vertragspartner abgegeben und zwar in Ländern, in denen die jeweils besten Ausbeutungsbedingungen herrschen. Dabei avanciert ein kleiner Teil der Arbeitskräfte zu einer Art „Dienstleistungsaristokratie“. Um diesen Teil verbreitet Nike den elitären Mythos einer subkulturellen Corporate Posse:

„Keiner der ‘jungen Soldaten’ bei Nike, die mit einem kurzen Nicken oder Lächeln am Chef vorbeigingen, trug Schlips und Anzug wie der Boss, und einige der Männer hatten für Firmenkonventionen lange Haare. Die Welt außerhalb des World Campus nennen Nike-Angestellte ‘die Biosphäre’ oder auch ‘die reale Welt’. Außerhalb des ‘Schutzwalls’ - so heisst der kurz gemähte Gras-Wall im Firmenjargon, auf dem man zu jeder Tageszeit Läufer entlang joggen sehen kann, - liegt Amerika. Innerhalb des Walls



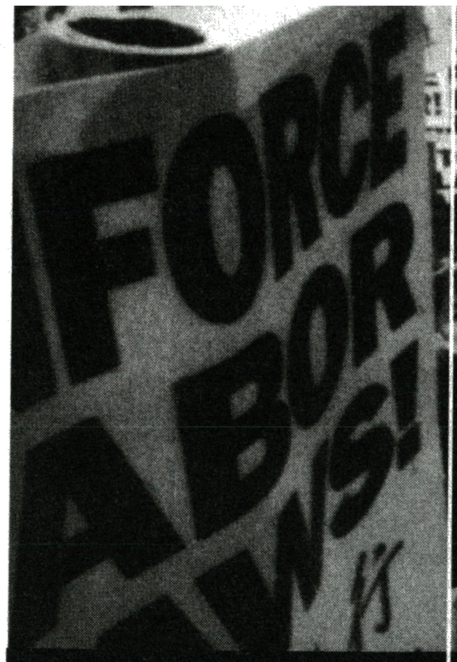
liegt Nikeworld, in der niemand rauchen darf, in der die Firma den Angestellten eine Zulage zahlt, wenn sie mit Rad oder Inline-Skate zur Arbeit kommen und in der es okay ist, wenn man 'rüber zum Bo Jackson Fitness Center geht und zur Mittagszeit zwei Stunden trainiert." Das Buch „Just do it. The Nike spirit in the corporate world" des US-amerikanischen Journalisten Donald Katz reproduziert noch an seinen wenigen kritischen Stellen eine kultische Verehrung für den Konzern.

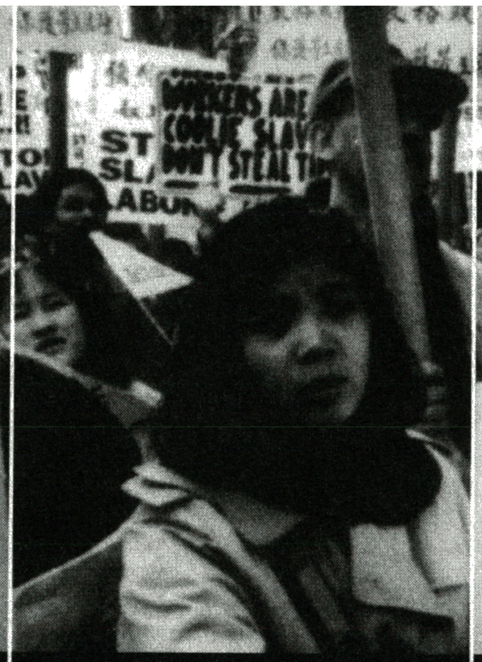
„Lean production" bringt jedoch nicht nur diese „Angestelltenaristokratie" hervor; - auch wenn die übrig gebliebenen Mindestbelegschaften den Stoff hergeben, mit dem die neuen Arbeitsverhältnisse als fröhliches Viel-Arbeiten in kreativen Teams angepriesen werden. Ein grösserer Teil der Arbeitskräfte wird in den industrialisierten Staaten in sog. „prekäre Arbeitsverhältnisse" und Arbeitslosigkeit entlassen. In den sog. „Schwellenländern" des Trikonts entstehen gleichzeitig neue Arbeitsplätze, zuerst vor allem in der Leichtindustrie. Diese ausgelagerten „Niedriglohnproduktionen" eröffnen dem Kapital eine weitere, „nachholende" Phase frühkapitalistischer Auspressung.

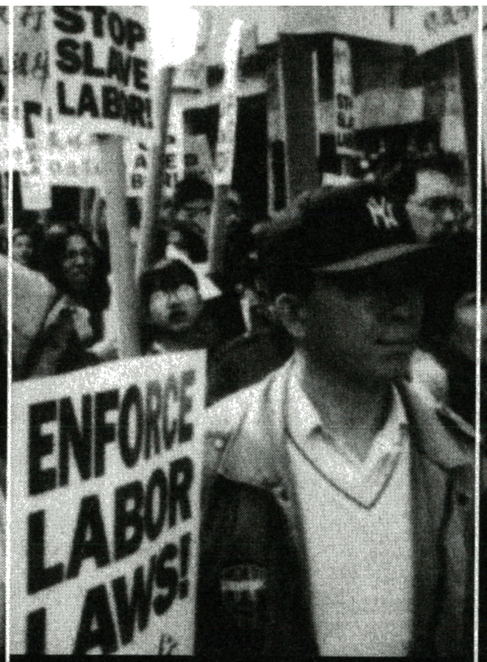
Nike besass nie mehr als zwei eigene Fabrikanlagen in den USA, und zwar in Exeter/ New Hampshire und in Saco/ Maine. Beide sind inzwischen geschlossen, und die Produktion wird fast vollständig in Asien durchgeführt. In Zahlen ausgedrückt: Nike selbst beschäftigt weltweit nur ungefähr 5.300 Angestellte, während in Asien über 200.000 Leute in der Nike-Produktion arbeiten. Damit umgeht der Konzern den fordistischen Typ der Fabrik und vergibt seine Aufträge an Vertragspartner in Ländern, die frühkapitalistische Lohn-Profit-Spannen erlauben. „Wettlauf nach unten" heisst diese Verfahrensweise: immer weiter Fortschreiten zu billigen Lohnkosten und ungesicherten Arbeitsverhältnissen im Süden und Osten. Als im April dieses Jahres in Indonesien der Mindestlohn um 20 Cent auf $ 2.45 am Tag angehoben wurde, reagierte Nike-Sprecher Jim Small mit dem Statement: „...Indonesien könnte einen Punkt erreichen, an dem es sich einfach aus dem Markt heraus verteuert".

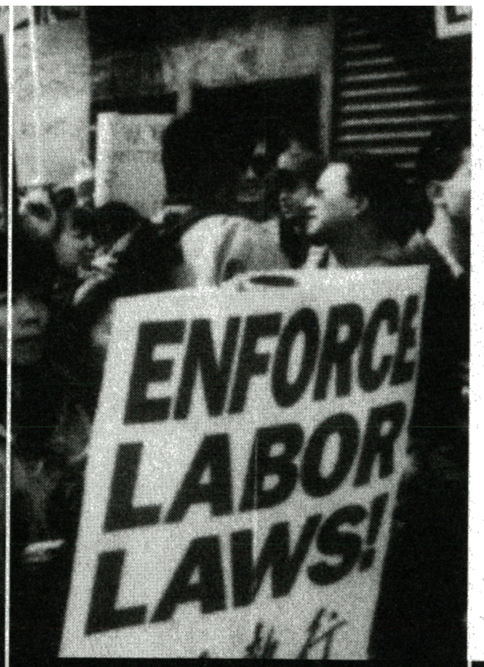
Nikes „Wettlauf nach unten" setzte in den 70er Jahren ein. Die Firma suchte sich ausserhalb von Japan weitere Vertragspartner in den sog. asiatischen Tigerstaaten Südkorea, Taiwan, Hongkong und Singapur. 1980 wurden noch 90% der Nikes in Südkorea und Taiwan produziert. Seitdem dort die Löhne steigen und die Arbeitskämpfe zunehmen, läßt Nike in der „zweiten Generation der Tigerstaaten" produzieren, in Malaysia, Thailand, Indonesien, den Philipinnen. Seit Anfang der 90er ist die Karawane weitergezogen - in die „Wirtschaftssonderzonen" der süd- und ostchinesischen Küstenregion und nach Vietnam. Periphere Taylorisierung und Niedriglöhne sind damit in den (ehemals) realsozialistischen Staaten Südostasiens angekommen. So vermischen sich in China inzwischen die Interessen eines autoritären und bürokratischen Staatssozialismus mit den Interessen des Kapitals, Lohnkosten zu sparen und in einem Land zu produzieren, in dem gewerkschaftliches Streik- und Koalitionsrecht nicht existiert. 1996 kamen 34% der Nike-Produktion aus China, 36% aus Indonesien, 12 % aus Südkorea, 10 % aus Thailand, 5 % aus Taiwan und 2% aus Vietnam. Der unsichtbar gemachte Subtext der Nike-Millionärs-Geschichte ist die Ausbeutungs-Geschichte in Südostasien.

Bei der Analyse dieses Konzerns geht es nicht darum, den Verlust „nationaler Arbeitsplätze" in den Industriestaaten, hier: in den USA, zu bedauern, sondern die ausdifferenzierten, sich immer weiter internationalisierenden Mechaniken der Ausbeutung zu studieren, - und die Formen bekannt zu machen, mit denen ArbeiterInnen sich gegen schlechte Produktionsbedingungen wehren. Die „Made in the USA"-Kampagne von 1992 ist jedoch ein Beispiel, wie Anti-Nike-Kampagnen in nationale „Die Arbeitsplätze gehören uns"-Rhetoriken verfallen. Kurz vor der Präsidentschaftswahl 1992 starteten Gewerkschaften und US-Textilhersteller eine Kampagne unter dem Slogan „Just do it and bring jobs back to the United States". Auf ihrer Massenpostsendung stand fettgedruckt: „Phil Knight, Spike Lee, Michael Jordan, and Bo Jackson are millionaires thanks to thousands of Americans who lost their jobs". Vier Jahre später zeigt Pat Buchanan, Präsidentschaftskandidat und Rechtsaussen der Republikaner, noch einmal, was Kapitalismuskritik von rechts ist: Im Wahlkampf 1996 polemisiert er gegen Freihandel und Deregulierung der Weltwirtschaft, gegen NAFTA und die World Trade Organization (WTO) und fordert den Protektionismus des nationalen Marktes. Das alles ist eingebettet in seine rassistische Politik gegen Immigration, die









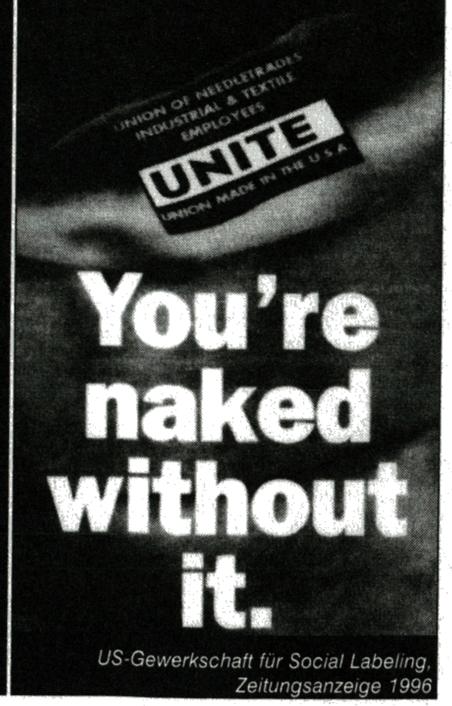
New York City 1994, Demonstration der Chinese Staff and Workers Association, pro-gewerkschaftliche ImmigrantInnen-Organisation

auf das Ressentiment von kleinen Geschäftsleuten und ArbeiterInnen in unsicheren Beschäftigungsverhältnissen spekuliert.

Nike ist nur ein Modell: Beispiel für ein Unternehmen, das immer schneller versucht, nationale Unterschiede bei Lohnkosten, sozialen Rechten und gewerkschaftlicher Organisierung auszunutzen. Auch für den spektakulären Wiederaufstieg von adidas waren neben neuen Marketingstrategien und der Renaissance von Sportbekleidung als Street- und Clubwear vor allem die Schliessung von Produktionsbetrieben in Europa und die Verlagerung von 60-70% nach Asien ausschlaggebend. Vor allem in den USA kann man eine doppelte Dynamik beobachten: Die Textil-Massenproduktion wurde durchtechnologisiert oder ausgelagert; gleichzeitig tauchte sie aber als sog. „informelle Arbeit" in Sweatshops, Hinterhof-Nähstuben und als Heimarbeit im Land selber wieder auf. In diesem informellen Sektor der Produktion, d.h jenseits aller arbeits- und tarifrechtlichen Regelungen, arbeiten vor allem Frauen, meist Immigrantinnen.

Seltsam zynische Effekte entstehen, wenn die unterschiedlichen Dynamiken des Kapitalismus zusammengebracht werden, das Sichtbare mit dem Unsichtbaren, das spätkapitalistische Hipness-Image von Nike mit den Ausbeutungspraktiken. Cicih Sukaesih, eine indonesische Arbeiterin, die nach einem Streik in einer Nike-Produktionsanlage entlassen wurde, sagte der Zeitung „Solidarity", sie habe immer gedacht, mit dem Nike-Spruch „Just do it!" sei so etwas angesprochen wie „Halt's Maul und arbeite!", bis sie eines Tages die Nike-Werbung sah: „Just do it! There's really no time to be afraid. So stop. Try something you've never tried. Risk it. Demand a raise." („Fordere eine Gehaltserhöhung.") Ein anderes Beispiel ist der paramilitärische Firmen-Mythos der EKINs (Nike rückwärts), den die Firma erfunden und in Umlauf gebracht hat. EKINs sind die Aussendienstmitarbeiterinnen von Nike, also banale Vertreter, die Kaufhäuser über neue Nike-Produkte informieren. Mit den EKINs führt Nike eine Art von kapitalistischer Tribalismus-Show auf: Fit, durchtrainiert, fast alle mit einem „Swoosh"-Tattoo auf der Wade sollen die EKINs den 9-Milliarden-Dollar-Jahresumsatz-Konzern mit dem Image individueller, „persönlicher" Beratung und kämpferischen Aussenseitertums ausstatten. Das Motto in einem Ausbildungsvideo lautet: „Zieh los als sei Krieg." Während die Nike-Angestellten schon mal „young soldiers" genannt werden, wenden einige südostasiatische Vertragspartner von Nike das Militärische im Wortsinne an: Die US-amerikanische NGO (Nichtregierungsorganisation) „Vietnam Labor Watch" (VLW) fordert u.a., dass die quasi-militärischen Methoden in der Produktion abgeschafft werden. ArbeiterInnen werden geschlagen, müssen „zur Strafe" in der Sonne stehen, Kloputzen oder mit erhobenen Händen über den Boden kriechen.

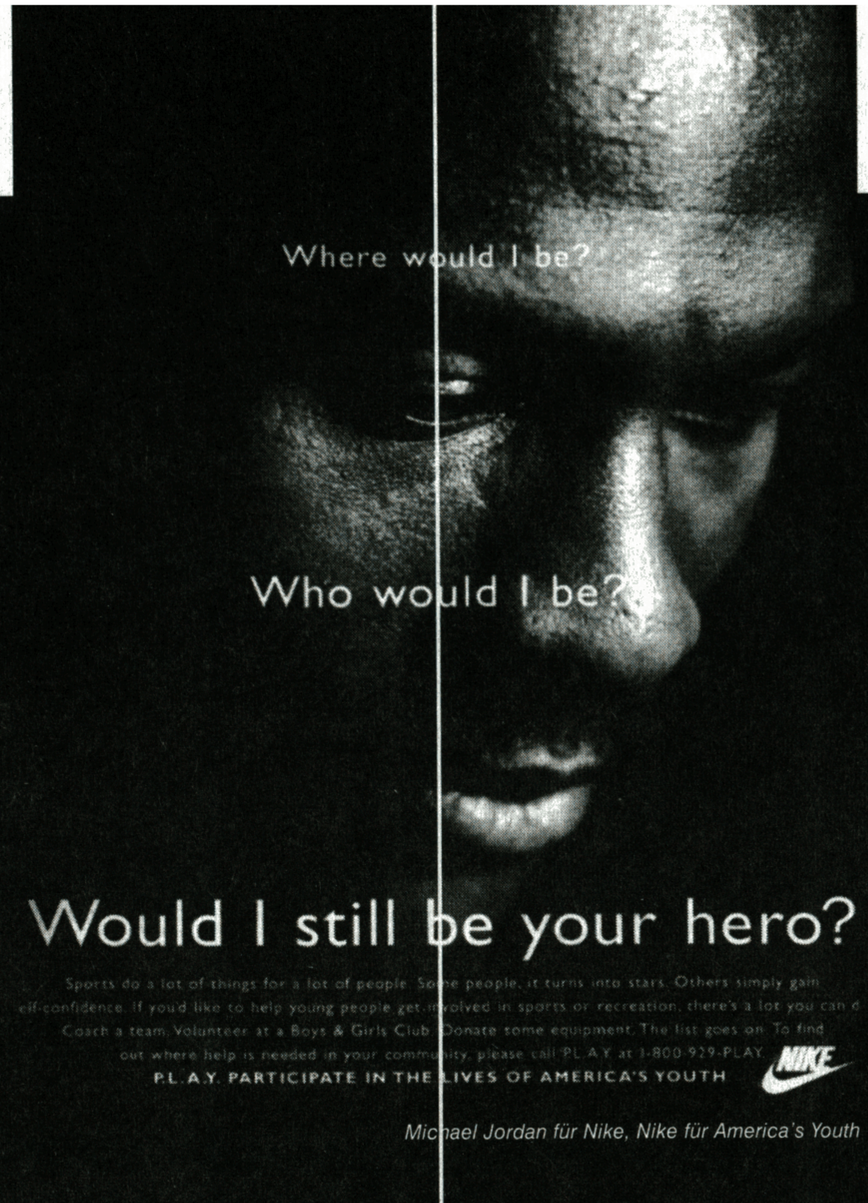
Im März dieses Jahres besuchten MitarbeiterInnen von VLW vier der fünf Fabriken in Vietnam, in denen seit 1995 Nike-Artikel produziert werden. 90 Prozent der Herstellung wird von Frauen gemacht. Die meisten kommen vom Land und sind zwischen 15 und 28 Jahren alt. Sie bekommen durchschnittlich 20 Cent in der Stunde.
Textilarbeit ist klassische Frauenarbeit. Hier verstärken sich ökonomische und geschlechtliche Ausbeutung gegenseitig. Schwerpunkt des Besuchs von Vietnam Labor Watch war die Fabrik Sam Yang in Ho Chi Minh-Stadt, die einem südkoreanischen Hersteller gehört: Der Einstiegslohn für das erste Vierteljahr beträgt $ 37 im Monat und liegt damit unter dem gesetzlich festgeschriebenen vietnamesischen Mindestlohn von $ 45. Auch später reicht der Lohn oft nicht für Essen und Miete. In den Interviews erzählen Arbeiterinnen, dass sie fast alle von ihren Familien unterstützt werden. Die Firmenleitungen legen die täglichen Arbeitsquoten so unrealistisch hoch, dass fast täglich Überstunden anfallen. 60-Stunden-Wochen sind normal. 500 Überstunden im Jahr der Durchschnitt. Das gesetzliche Höchstmass in Vietnam liegt bei 200. Die Gesundheits- und Sicherheitsstandards sind schlecht. Viele der 6.000 Arbeiterinnen sprechen von Müdigkeit, Kopfschmerzen und Gewichtsverlust, seit sie bei Sam Yang arbeiten. Es kommt immer wieder vor, dass Frauen am Fliessband zusammenbrechen, weil sie erschöpft sind, die Hitze so gross ist und ein starker Geruch von Klebstoff und Farbe in der Luft liegt. Das Gesundheitsamt in Ho Chi Minh-Stadt hat in einem Bericht darauf hingewiesen, dass bei Sam Yang der gesetzlich zugelassene Lärmpegel und die erlaubte Konzentration von Toluol in der Luft überschritten wird. Die Betriebsführung ist autoritär und z.T. paramilitärisch. Die Arbeiterinnen dürfen nur einmal pro Schicht zur Toilette, und nur zweimal Wasser trinken. Immer wieder kommt es zu sexuellen Belästigungen durch Vorarbeiter und kollektiven Bestrafungen von Arbeiterinnen. Doch auch der Auseinandersetzungslevel in der vietnamesischen Nike-Produktion ist recht hoch. Im März 1996 streikten 970 Arbeiterinnen bei Sam Yang, nachdem ein Vorgesetzter mehrere Arbeiterinnen geschlagen hatte. Nach einem weiteren Streik im Oktober 96 feuerte Sam Yang alle TechnikerInnen und eine



US-Gewerkschaft für Social Labeling, Zeitungsanzeige 1996

Reihe weiterer ArbeiterInnen, stellte sie aber, unter Druck gesetzt, später wieder ein. Im März 97 traten knapp 300 ArbeiterInnen bei Sam Yang in einen Bummelstreik. Die Arbeitskämpfe entzünden sich meist an willkürlichen Entlassungen, „Bestrafungen", erzwungenen Überstunden und niedrigen Löhnen.

Vietnam Labor Watch ist Teil einer NGO-Kampagne, die eine unabhängige Kontrolle der Arbeitsbedingungen im Trikont, die Abschaffung der Sweatshops und die Einhaltung der ILO-Arbeitsrechts-Standards fordert. Diese Kampagne ist in den USA (No Sweat) und in den Niederlanden (Clean Clothes Campaign) ins Leben gerufen worden. Sie setzt auf Informationspolitik und Imagebeschmutzung. Die Konzerne sollen mit sog. „kritischem Konsum" unter Druck gesetzt werden. Weit über das bisherige Maß alternativen Einkaufens hinaus, bei dem Leute als Ausdruck ihrer „Soli-Haltung" zu den Befreiungsbewegungen im Trikont Nica-Kaffee und Teekampagnen-Tee kauften, soll nun eine grosse Nachfrage nach sog. „fair produzierten Produkten" zu einem entsprechenden Angebot führen. Die Textil-Riesen der Industriestaaten wie The Gap, C&A, Levi-Strauss, Quelle usw. sollen darauf verpflichtet werden, bestimmte Arbeitsrechtsstandards in einem Code of Conduct festzuschreiben und einzuhalten. Die KonsumentInnen sollen ihre „saubere Kleidung" im Kaufhaus an einem Etikett erkennen. Dieses „Social Labeling" wird inzwischen von der Internationalen Arbeitsorganisation

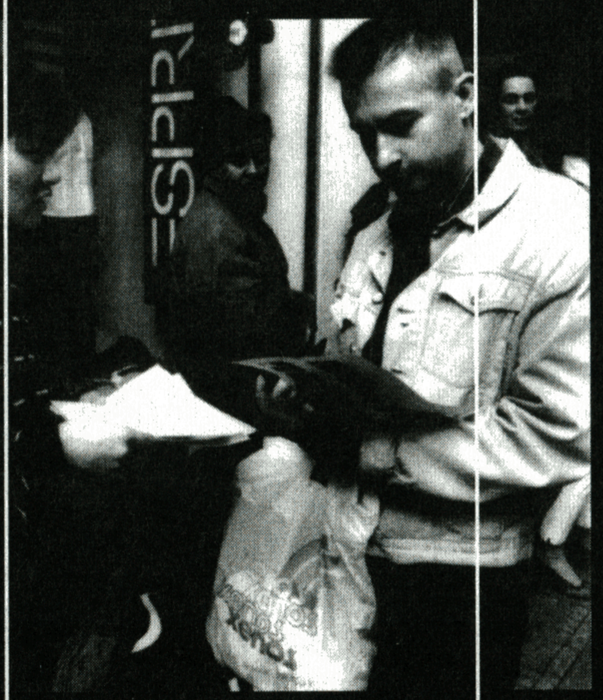


Michael Jordan für Nike, Nike für America's Youth

unterstützt. Auf der diesjährigen ILO-Konferenz schlug Generaldirektor Hansenne vor, die bisher weitgehend wirkungslose Politik der ILO-Interventionen durch ein weiches, marktkonformes Mittel zu ergänzen. Damit sollen „faire Produktionsbedingungen" selbst eine Ware darstellen, für die Nachfrage besteht. Die diffuse politische Position der Kampagne lautet: Wir wollen mehr oder minder „anständige" Arbeitsbedingungen auf der ganzen Welt. Ohne es zu wollen, verrät der US-amerikanische Kulturtheoretiker Andrew Ross, der sich für die No Sweat-Kampagne der Textilgewerkschaft UNITE einsetzt, die Implikationen von politisch korrektem Konsumbewusstsein: „Durch die Rückkehr der Sweatshops (..) wird der Anspruch der entwickelten Nationen auf ihre moralische Überlegenheit in Frage gestellt (..). Kaum ein Einschnitt in den sozialen Vertrag (..) hat ein solches Entsetzen ausgelöst wie die Berichte darüber, (..) dass Kleidung, die in Familienkaufhäusern wie J.C. Pennex, Sears, Wal-Mart und Kmart verkauft wird, von Müttern und ihren minderjährigen Töchtern unter unmenschlichen Arbeitsbedingungen genäht wurde. Wenn der Abscheu der Konsumenten gegen Produkte, die in Sklavenarbeit hergestellt wurden, das Kaufverhalten beeinflusst, bricht dieses System zusammen."

Die Clean Clothes Campaign (CCC) will das „Exzessive" des Kapitalismus, das „unmäßig Ausbeutende" beseitigen und übersieht dabei, dass der Exzess Wesensmerkmal kapitalistischer Verhältnisse ist. Die Vorstellung eines dauerhaft „gezähmten" und „vernünftigen" Kapitalismus ist ein bürgerliches Märchen, das mit der Theorie der Zivilgesellschaft und den Praktiken der NGOs wieder Auftrieb bekommt. Aus diesem Grund findet man in den Broschüren der Clean Clothes Campaign an erster Stelle eine Kritik an den „übertriebenen Verrücktheiten" des Systems. Ins Visier der Kampagne gerät damit ein Sportler wie Michael Jordan, dem Nike Millionen-Beträge für Werbeverträge gezahlt. In fast jeder Broschüre stehen Sätze wie dieser: „Würde Nike das Budget für Werbung und Promotion nur um 3,5 % senken, könnte die Firma das Gehalt aller ArbeiterInnen in den Nike-Schuhe produzierenden Unternehmen in China und Indonesien verdoppeln." (Agir Ici, Sportschuhkampagne, Frankreich).

Die CCC hat sich seltsam intensiv in die Verhältnisse verwickelt, die sie kritisieren will. In der letzten Zeit ist einer Reihe von Konzernen die Corporate Identity nach innen und das Image nach aussen immer wichtiger geworden.



Amsterdam, Konsument liest Clean Clothes Flugblatt

Nike hat von 1985 bis 1993 sein Werbevolumen von 20 auf über 150 Millionen Dollar jährlich angehoben. Darunter waren Kampagnen wie N.E.A.T. = Nike Environmental Action Team oder P.L.A.Y. = Participate in the Lives of America's Youth. Die CCC koppelt an diese Imageproduktionen an. Politik reduziert sich auf den kritischen Dialog mit Unternehmen und den symbolischen Angriff auf ihr Image. Die Unterschiede, die zwischen der Situation einer Arbeiterin in einem Sweatshop in L.A., in einer Fabrikanlage in El Salvador, einer Näh-Fabrik in der ehemaligen DDR oder der Sportschuhfertigung in Vietnam existieren, verschwinden damit tendenziell in einer One World des Shopping und der Global Players. Zentrum der politischen Auseinandersetzung wird ein Markenname und sein Ruf. Nike versucht, auf dieses „Einkaufen für eine bessere Welt" taktisch einzugehen und es in die eigenen Imageproduktionen zu integrieren. Im September dieses Jahres kündigte der Konzern seine Verträge mit vier Unternehmen in Indonesien, angeblich weil sie Nike's Ansprüche an faire Arbeitsbedingungen nicht erfüllten. Es liegt jedoch auf der Hand, dass es Nike nach China zieht, wo die Lohnkosten niedriger sind. So versucht das Unternehmen, sein Lohndumping als Akt des Fair Play in der Produktion umzudeuten. „Reich, aber sauber" wird zur Marketingstrategie. Δ

„Sag mir, wo du stehst“

Interview mit Arno Klönne über den Zustand der Gewerkschaften

Die marktradikalen Verschiebungen ziehen auch die Gewerkschaften in ihren Sog. Sozialdemontage, Ausverkauf der öffentlichen Sektoren und lebensweltliche Entsolidarisierungsprozesse engen traditionelle gewerkschaftliche Handlungsfelder stark ein. Dem bisherigen, auf ein gewisses Maß an „Sozialharmonie“ hin angelegten, westdeutschen Modell einer rechtlich-institutionalisierten Konfliktaustragung zwischen Kapital und Lohnarbeit wird Schritt für Schritt der Boden entzogen. Bei all dem hat es den Anschein, als hätten die Gewerkschaften den Charakter dieser Entwicklung in seiner Dramatik bisher nicht wirklich wahrgenommen. Sie reagieren eher orientierungslos oder lassen sich auf Rückzugsgefechte ein. Die Preisgabe hart erkämpfter sozialer Standards gehört ebenso dazu, wie bereitwillige Kompromißvorschläge („Bündnis für Arbeit“), die von der Arbeitgeberseite, die ihre frühere Konzessionsbereitschaft nicht mehr nötig hat, zumeist einfach links liegengelassen werden. Das Ende letzten Jahres - nach langwieriger Debatte - verabschiedete DGB-Grundsatzprogramm verbleibt im Formelhaften, und die gerade beschlossene Reorganisierung zeugt hauptsächlich von der allgemeinen Unsicherheit im Apparat. Es werden aber auch andere, scharfe Töne laut. Gewerkschaftsfunktionäre, die der Ideologie der Verteilungskonflikte um nationale Positionsgewinne folgen, wenden sich nach rechts und denken - manchmal öffentlich - über Ausgrenzungspraktiken nach: Die kostbare Nationalressource Arbeit soll so erst einmal einer - nach Herkunft und/oder Geschlecht neu zu bestimmende Klientel - überlassen bleiben.
Gewerkschaften als vaterländische Mitkämpfer im weltweiten „Standort-Krieg“? Oder doch eine neue gesamtpolitische Perspektive? Über Zustand und - wenn sie denn eine haben - Zukunft der Gewerkschaften sprach die vierte hilfe mit Arno Klönne, einem sehr guten Kenner gewerkschaftlicher Theorie und Praxis.

Protestveranstaltung der Münchner Akkordarbeiter am 6. Mai 1968

Die Gewerkschaften der Bundesrepublik waren ein integrierter Bestandteil des „Rheinischen Kapitalismus“: Sie dienten sich als „Partner“ an und schienen so die Garantie zu bieten für die sozalstaatliche Zähmung der kapitalistischen Dynamik. Jetzt verlieren ihre Organisationen an Mitgliedern und an Einfluß. Handelt es sich bei der Gewerkschaft generell um ein auslaufendes Modell?
Gegenwärtig ist nach meinem Eindruck die weitere Entwicklung noch offen: Es kann sein, daß sich auch in der deutschen und dann europäischen Gesellschaft der Marktradikalismus durchsetzt und die traditionelle, korporative Regulierung der wirtschaftlich-sozialen Verhältnisse völlig an den Rand drängt.
Möglich ist aber auch, daß die Bundesrepublik - und andere europäische Staaten - dem Verbandseinfluß, auch dem gewerkschaftlichen, weiterhin einigen Raum geben. Gewerkschaftliches Co-Management als Standortvorteil auch für Kapitalinteressen - diese Option ist nicht auszuschließen. In jedem Fall werden aber Grundlagen gewerkschaftlicher Interessenvertretung zunehmend unsicher. Viele der Voraussetzungen, unter denen die deutschen Gewerkschaften mit ihrer Mischung von Sozialpartnerschaft und Konfliktbereitschaft über einige Jahrzehnte hin ziemlich erfolgreich agierten, sind dahingeschwunden oder in Auflösung begriffen.

Dem läßt sich aber entgegenhalten: Der Grundwiderspruch zwischen arbeitsorientierten und kapitalorientierten Interessen ist keineswegs entschärft - im Gegenteil: Er tritt im Kontext forcierter Deregulierung und der sogenannten Globalisierung wieder deutlicher hervor. Das müßte doch ein theoretisch-strategisches Umdenken und gewerkschaftliche Organisierung befördern.
Aus einer systemgebundenen gesellschaftlichen Konfliktkonstellation können höchst unterschiedliche Reaktionen hervorgehen, und die Unzufriedenheit von Menschen, die abhängig arbeiten oder auf abhängige Arbeit angewiesen sind, mit ihrer Lage in der kapitalistischen Ökonomie führt nicht zwangsläufig zur Gewerkschaftsbewegung.
Historisch betrachtet: Die Gewerkschaften sind groß geworden als Selbsthilfeorganisationen einer industriel-

Arno Klönne, Jahrgang 1931, Professor für Sozialwissenschaft an der Universität-Gesamthochschule Paderborn, hat bei Wolfgang Abendroth promoviert und ist Autor von Büchern über die Geschichte der Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung und über Nationalsozialismus/ Rechtsextremismus. In den 60er Jahren einer der Sprecher der Ostermarschbewegung, Mitbegründer der Zeitschrift „links“, langjährige Bildungsarbeit mit Betriebsräten und gewerkschaftlichen Vertrauensleuten.

Kampf um die 40-Stunden-Woche, 1956

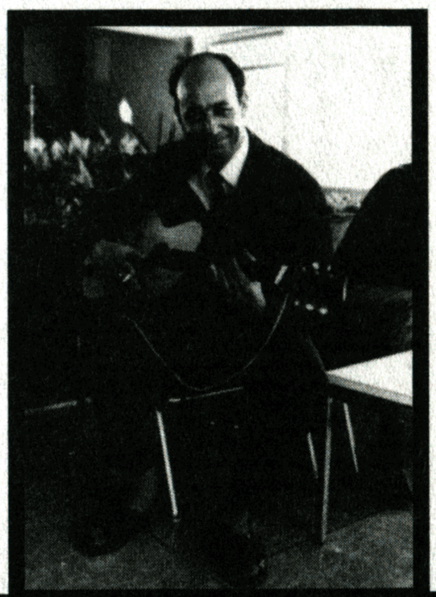
len Arbeiterschaft, die expandierte und sich ihrer Unverzichtbarkeit für die wirtschaftliche Entwicklung bewußt wurde. Die unmittelbare Erfahrung gemeinsamer Interessen am Arbeitsplatz erleichterte den Zugang zum gewerkschaftlichen Verband. Alltägliche Gewöhnung an kollektive Verhaltensweisen auch außerhalb der Sphäre der Arbeit kam begünstigend hinzu, was nicht heißt, daß diese Kollektive idyllisch gewesen sind. Und die Gewerkschaften waren eine Organisationsform in einer vielgestaltigen Bewegung, der es um die Existenz und die Rechte der Arbeiterschaft ging, lebensweltlich verknüpft mit politischen Parteien, Genossenschaften, kulturellen Vereinen. Sozialistische, zum Teil auch sozialchristliche Ideen einer grundlegenden gesellschaftlichen Umgestaltung, für die Gewerkschaften selbst nicht gerade typisch, vermittelten diesen einen „utopischen Stachel".

Kommunistische oder anarchosyndikalistische Arbeiterorganisationen setzten die eher reformerischen Gewerkschaften unter Konkurrenzdruck. Von alledem ist kaum etwas übrig geblieben, was heißt: Die Gewerkschaften operieren heute in einem ganz anderen gesellschaftlichen Umfeld als zu den Zeiten, in denen sich ihre Struktur herausbilden und festigen konnte. Entfallen ist ein weiterer, für den historischen Handlungsrahmen der Gewerkschaften wichtiger Faktor: Die staatssozialistischen System, solange ihr Desaster noch nicht so recht vorauszusehen war, verschafften den Gewerkschaften in Westeuropa und in der (Alt-) Bundesrepublik einen Vorteil. Im Zeichen der „Systemkonkurrenz" schienen Zugeständnisse an gewerkschaftlich-sozialstaatliche Forderungen geeignet, vor „östlichen" Versuchungen zu behüten.

Man wird wohl kaum annehmen können, daß demnächst irgendwo draußen in der Welt neue revolutionäre Experimente gemacht werden, um so den deutschen oder europäischen Gewerkschaften wieder mehr Spielraum für eine reformistische Politik zu verschaffen, und für die Chefs der DGB-Gewerkschaften wäre dies ja auch keine anheimelnde Perspektive. Welche Konzepte verfolgen denn die Spitzen der Gewerkschaftsbürokratie zur Stärkung gewerkschaftlicher Positionen?
Die Organisationspolitik der deutschen Gewerkschaften ist zur Zeit durch den Gedanken der Fusion bestimmt, praktisch heißt das: Die großen Einzelgewerkschaften verleiben sich kleinere ein, und am Ende bleiben einige ganz große Organisationen übrig. So erhofften sich die Gewerkschaftsvorstände mehr „Schlagkraft". Gleichzeitig verliert der Dachverband DGB gegenüber diesen großen Einzelgewerkschaften an politischem Stellenwert, und er zieht sich aus der lokalen und regionalen Präsenz zurück. Gewerkschaftlich politisierend wirkt dies keineswegs. Organisationstechnische „Rationalisierung" innerhalb der Einzelgewerkschaften verringert die Berührungspunkte zwischen den Hauptamtlichen und den Mitgliedern oder gewerkschaftlich Interessierten. Auch das wirkt entpolitisierend. Um so mehr sind, wenn dieser Trend weiterläuft, die Gewerkschaften auf Absprachen mit der Arbeitgeberseite angewiesen, auf tarifvertragliche, den Mitgliedern vorzeigbare Resultate auf möglichst niedrigem Konfliktniveau. „Bündnisse für Arbeit" sollen in dieser Konsensstrategie der „Sozialpartner" die Politiker einbeziehen. Dabei geht es auch um Legitimation im folgenden Sinne: Wenn Gewerkschaften, Arbeitgeber und Regierungen gemeinsame Bemühungen um mehr Arbeitsplätze anstellen, diese aber dennoch nicht zustandekommen, dann handelt es sich offenbar um „höhere Gewalt", etwa die der internationalen Konkurrenz, und der nationale Frieden bleibt gewahrt...

So ordnen sich die Gewerkschaften vollständig der herrschenden „Standort"-Logik unter und finden damit oftmals sogar Zustimmung bei den Belegschaften. Einzelgewerkschaften, die erklärtermaßen „sozialpartnerschaftliche" Politik machen - hier tut sich besonders die IG Chemie hervor - verweisen auf die Erfolge für ihre Mitglieder. Es gibt dort keinen Protest der Basis, die Vorstandspolitik wird durchweg akzeptiert. Gewerkschaftspolitik nur noch als Interessenvertretung einer Arbeitselite und der Stammbelegschaften?
Darin wird das Dilemma der zur Zeit vorherrschenden gewerkschaftspolitischen Ideologie sichtbar. Diese gibt vor oder bildet sich ein, im Kompromiß mit den Arbeitgebern den Wirtschaftsstandort Deutschland im Weltmarkt so fit machen zu können, daß sich für die deutsche Arbeitnehmerschaft die heile Welt wiederherstellt - ansteigendes Lohnniveau, sichere Vollzeitarbeit, solide soziale Versorgung, am Ende gar wieder Vollbeschäftigung - mit dem nicht ausgesprochenen Hintergedanken, daß dies jedenfalls für männliche Arbeitnehmer und für Einheimische gelten soll.

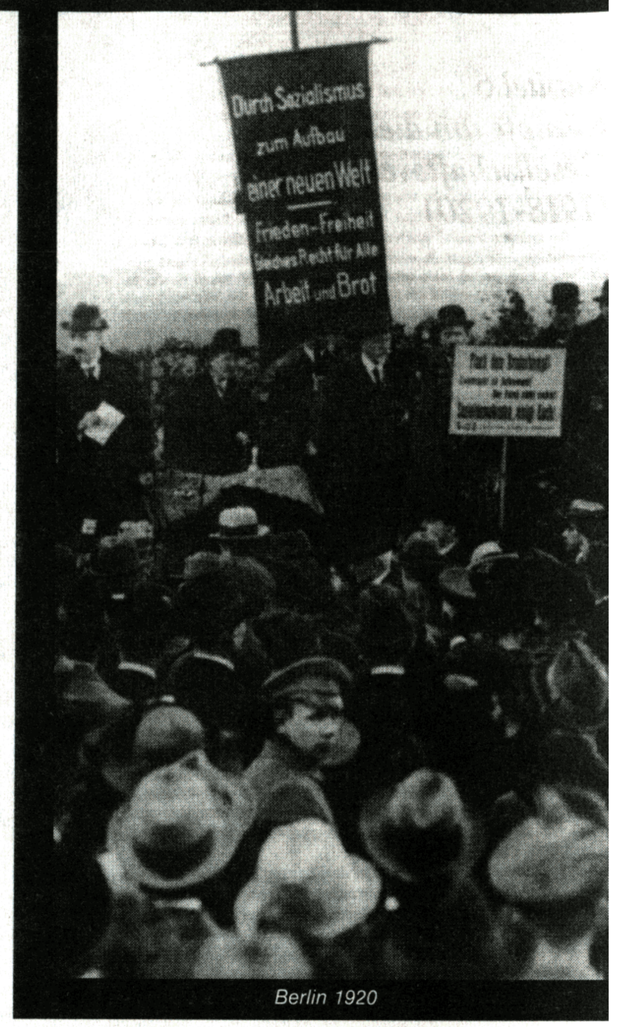
Diese Erwartung ist voll von Illusionen. Der epochale Wandel in den Strukturen kapitalistischer Wirtschaft ist überhaupt nicht begriffen. Die räumlichen, zeitlichen und technischen Bedingungen von Kapitaleinsatz und Kapitalverwertung sind inzwischen in weiten Teilen der florierenden wirtschaftlichen Sektoren so verändert, daß die Unternehmen an Investitionen mit massenhaftem Beschäftigungseffekt nicht mehr interessiert sind, und sie sind immer weniger auf große Stammbelegschaften mit einem „Normalarbeitsverhältnis" angewiesen. Wirtschaftliches Wachstum verbindet sich auch einzelunternehmerisch mit dem Rückgang der Arbeitsplätze. Mehrwertschaffende Nutzung abhängiger Arbeit verliert an Stellenwert für die Gewinnmaximierung. Die Ausbreitung von Teilzeitarbeit, befristeter Arbeit, Werkvertragstätigkeit und Scheinselbständigkeit, also der Bedeutungsverlust von tarifvertraglich geregelten Vollzeitarbeitsverhältnissen, ist nicht konjunkturell bedingt, sondern Teil des Formenwandels der kapitalistischen Ökonomie. Allerdings gibt es bestimmte Unternehmensbereiche und Arbeitszusam-


Bruno Köbele, Mitglied des Haupt- bzw. Bundesvorstandes der Gewerkschaft Bau-Steine-Erden (BSE) auf einem Lehrgang in Schwalbach, 1968

menhänge, in denen „Normalarbeitnehmer“ weiterhin ihre Funktion haben, gewissermaßen als „Arbeiteraristokratie“. Gewerkschaften, die sich darauf konzentrieren, deren Interessen zu vertreten, können dies zeitweise mit Erfolg tun - die Frage ist nur, wie stabil diese Klientel ist und welchen zahlenmäßigen Umfang dann in Zukunft noch eine „Gewerkschaftsbasis“ haben wird.
Hinzu kommt, daß den Gewerkschaften tendenziell die Partner auf der Kapitalseite abhanden kommen. Die Arbeitgeberverbände haben immer mehr Mühe, ihre Mitglieder zusammenzuhalten. Die Verbandsstruktur ist auch hier in eine Erosion geraten. Betriebliche Vereinbarungen sind vielen Unternehmen weitaus angenehmer als Tarifverträge. Auch die formelle Aufgliederung von Unternehmen, die Ausgliederung von Teilen der Produktion oder Dienstleistung in scheinselbständige kleine Unternehmen entzieht den Gewerkschaften den Boden. Den selben Effekt hat die Privatisierung und Aufspaltung bisheriger öffentlicher Großbetriebe bis hin zur öffentlichen Verwaltung.
Zwei Bastionen der traditionellen gewerkschaftlichen Organisierung, nämlich die industriellen Großunternehmen und die öffentlichen Dienstleistungszentren, fallen auseinander. Und schließlich: Deregulierung, also der Rückzug des Staates aus wirtschaftlich-sozialen Gestaltungsräumen, bedeutet auch den Wegfall mancher institutioneller Treffpunkte von Staat und Verbänden, mit denen gewerkschaftliche Tätigkeiten gerade in Deutschland bisher eng verknüpft waren. Die gewerkschaftlichen Forderungen nach „Bündnissen für Arbeit“ zielen auch darauf ab, den hier drohenden Verlust rechtzeitig zu kompensieren, nunmehr in Gestalt „runder Tische“ statt in rechtlich-administrativen Formen.

Solche national organisierten „partnerschaftlichen“ Versuche müssen doch ins Leere laufen angesichts der multinationalen Konzerne und der europäischen Wirtschaftsintegration?
Gegenüber den weltweit agierenden Konzernen ist ein verhandlungsfähiger gewerkschaftlicher Kontrahent nicht zu sehen. Hier kann es zunächst nur um die internationale Zusammenarbeit von Betriebsräten innerhalb eines Konzerns gehen. Wie begrenzt deren Einfluß bleibt, muß nicht eigens dargelegt werden. Immerhin sind in Einzelfällen international abgestimmte Protestaktionen, auf längere Sicht auch Streiks von Belegschaften bei den „Multis“ möglich.
Näher liegt zur Zeit die europäische Ebene. Es ist selbstverständlich so, daß in einem integrierten Wirtschaftsraum, demnächst auch mit gemeinsamer Währung, die Gewerkschaften nicht national beschränkt bleiben können. Nun haben die gewerkschaftlichen Organisationen in den Ländern der Europäischen Union unterschiedliche Traditionen, Strukturen, Politikmuster, Einflußfelder. Diese Vielfalt läßt sich nicht durch Spitzengespräche vereinheitlichen, und eine bürokratische Zentralisation der Gewerkschaften im Rahmen der EU wäre vermutlich eher das Ende der europäischen Gewerkschaftsgeschichte. Demgegenüber könnte eine längere, in Aktionen eingebundene Suchbewegung nach neuen, nationale Grenzen durchbrechenden Formen von Betriebs- und Gewerkschaftsarbeit aus Sackgassen hinausführen. Dafür gibt es bescheidene Ansatzpunkte - immerhin. Die Öffnung des deutschen gewerkschaftlichen Denkens auf einen europäischen Horizont hin wird sich nach meiner Einschätzung produktiv auswirken, auch wenn in vielen anderen europäischen Ländern zur Zeit die Gewerkschaften organisatorisch schwächer zu sein scheinen als in der Bundesrepublik. Es verändern sich die Maßstäbe für die Stärke von Gewerkschaften. Gewerkschaftliche Konflikt- und Interventionsfähigkeit, auch ohne die deutschtraditionelle Vereinsmeierei, wird im gewandelten Kapitalismus wichtiger sein als eine institutionalisierte Mitbestimmung, die ihre Gegenstände verliert.

Das wird bei den Gewerkschaftsbeamten, wie sie hierzulande seit langem den Ton angeben, aber wenig Freude auslösen.
Zweifellos. Aber die Gewerkschaftsbürokratie als Abbild der Staatsverwaltung preußischen Stils wird auch in Deutschland auf Dauer nicht mehr zu halten sein. Die jetzigen Organisationsreformen und Fusionen bei den Gewerkschaften im DGB sind ein längerfristig untauglicher Versuch, die Positionen gewohnter Hauptamtlichkeit zu retten. Angesichts des Wandels in der Wirtschafts- und Arbeitsverfassung empfiehlt es sich, an einen zukünftigen Gewerkschaftsvorsitzenden als Teilzeitbeschäftigten zu denken. Das muß den Gewerkschaften nicht schaden.
Zur Zeit befinden sich die deutschen Gewerkschaften auf einem geordneten Rückzug. Vernünftig wäre es, wenn sie den ungeordneten Vorstoß versuchen würden. Das setzt den Abschied von der strukturellen Verstaatlichung voraus, die lange Zeit hindurch die deutsche Gewerkschaftsorganisation geprägt hat. Es gibt vielfältige Bedürfnisse und auch Ansätze einer organisierten Selbsthilfe von Menschen, die der „Turbokapitalismus“ in Bedrängnis bringt: Arbeitsloseninitiativen, Zusammenschlüsse von Teilzeitbeschäftigten, neuen Heimarbeiterinnen, Scheinselbständigen, Interessenvertretungen im lokalen Konflikt um die Infrastruktur, auch genossenschaftliche Versuche. Die Gewerkschaften haben, so meine ich, nur dann eine Zukunft, wenn sie sich als Teil eines Netzwerks verstehen, das kapitalistische Regeln durchbricht, und in dem sozialer Protest, alltägliche Opposition, eigensinnige Vertretung von Interessen und materielle gegenseitige Unterstützung ausprobiert werden können. In gewisser Weise muß der Weg, den die Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung historisch gegangen ist, noch einmal neu begonnen werden. Der „neue“ Kapitalismus hat, auf einer höheren Stufe der techni-



Berlin 1920

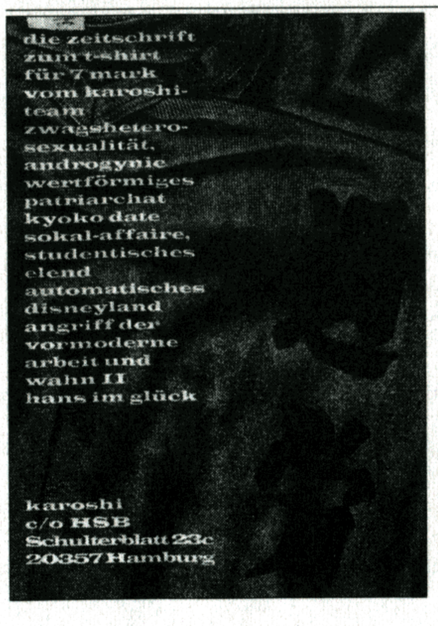
Essen 1959: BSE-Kundgebung

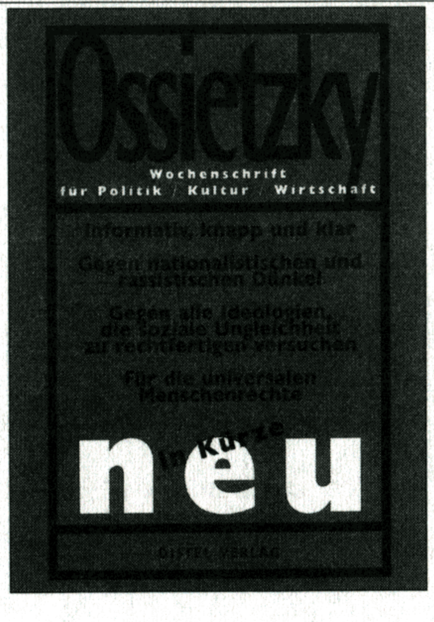
Der rollende Konsumverein

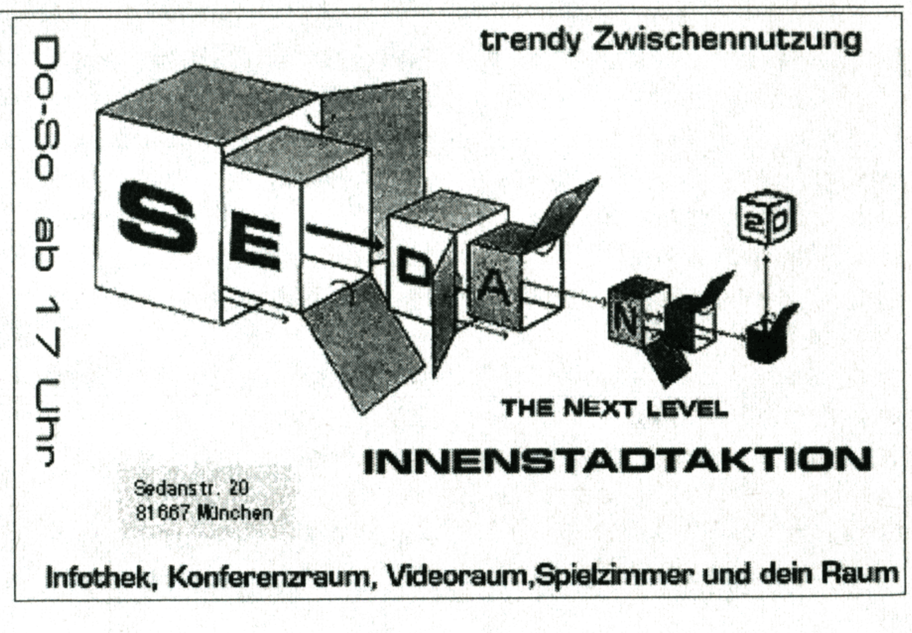
schen und wirtschaftsstrukturellen Entwicklung, in sozialer Hinsicht viel Ähnlichkeiten mit dem Frühkapitalismus. Die Gegenwehr braucht Phantasie und Sinn für Experimente. Sie braucht übrigens auch ihre Gegenöffentlichkeit.
Noch einmal zurück zu der Anfangsfrage: Ist die Gewerkschaft ein Auslaufmodell? Da läßt sich resümieren: Selbst eine sozialpartnerschaftliche Politikrichtung der deutschen und europäischen Unternehmenswirtschaft könnte die gewerkschaftlichen Organisationen als Vertretungsform der abhängig Arbeitenden oder auf abhängige Arbeit angewiesenen Menschen nicht retten - zu erhalten wäre auf diese Weise nur eine „gelbe“ Gewerkschaft als Repräsentantin von privilegierten Arbeitnehmern. Die Gewerkschaften im Sinne sozialer Bewegung sind auf eine autonome Grundlage angewiesen. Schaffen sie es nicht, diese im „postindustriellen“ und globalisierten Kapitalismus in einem Lernprozeß neu zu entwickeln, so werden andere Organisationsformen des gesellschaftlichen Konflikts an ihre Stelle treten. Auch in dieser Hinsicht ist die Geschichte nicht zu Ende.

In welchem Verhältnis steht linke Gewerkschaftstheorie zur heutigen krisenhaften gewerkschaftlichen Realität?

Da gibt es ein auf den ersten Blick erstaunliches Phänomen. Von der Überfülle intellektueller Beschäftigung mit dem Thema Gewerkschaften in Westdeutschland zwischen den 60er und 80er Jahren ist kaum etwas übriggeblieben. An den Hochschulen sind gewerkschaftliche Fragestellungen out - bis auf einige strukturfunktionalistische Reste.
Den noch verbliebenen akademisch-linken Interessen gelten die Gewerkschaften heute als langweilig, sie haben nicht gehalten, was sie dem Linksromantizismus zeitweilig zu versprechen schienen. Dieser Verlust an externer theoretisierender Zuwendung muß für die Gewerkschaftsbewegung kein Schaden sein. Wer Elemente einer analytischen Betrachtung von gewerkschaftlicher Tätigkeit sucht, kann fündig werden, wenn er weiter zurückgreift. Da ist aus Zeiten, in denen der Marxismus nicht flüchtige Mode war, viel zu finden, übrigens auch bei Anarchosyndikalisten.Δ







„The next time your managers tell you about their nifty „offer", tell them it's like crap: the longer it sits around, the worse it smells." („Teamsters for a Democratic Union" zu dem Verhandlungsangebot von UPS)

Zwei Wochen lang bestreikten 185.000 Beschäftigte in den USA den Paketpostriesen United Parcel Service und zeigten, wie wirkungsvoll Streiks immer noch sein können.

Damals...

Vor gut 100 Jahren schrieb die New York Times am 29.6.1894 anläßlich eines Streiks bei Pullman (Eisenbahnwagenfabrikation) in Chicago, der innerhalb kürzester Zeit fast die Form eines Generalstreiks annahm, daß der Streik „die Ausmaße der größten Schlacht zwischen Arbeit und Kapital angenommen hat, die jemals in den Vereinigten Staaten stattgefunden hat."
Dementsprechend wurde der Streik auch niedergeschlagen. Am 4.7.1894 marschierten Bundestruppen in Chicago ein und besetzten die Stadt und die Eisenbahnen (Chicago war damals der zentrale Eisenbahnknotenpunkt in den USA). Bei den daraufhin ausbrechenden Unruhen wurden 25 Arbeiter getötet und mindestens 60 schwer verletzt. In allen Teilen der USA kamen Truppen zum Einsatz. Auch in den folgenden Jahrzehnten kam es immer wieder zu blutigen Niederwerfungen von Streiks und ArbeiterInnenaufständen, z.B. im „roten Sommer" 1919 und in den 30er Jahren. In den 30er Jahren wurde anfangs hauptsächlich gestreikt, um die Unternehmer zu zwingen, den 1933 verabschiedeten „National Industrial Recovery Act" anzuerkennen, der die Bildung von Gewerkschaften ausdrücklich legitimierte. 1934 erkämpfte sich auch die Gewerkschaft der Teamsters (zu dieser Zeit rund 80.000 Mitglieder) nach heftigen Streiks in Minneapolis ihre Anerkennung und Verbesserungen der Arbeitsbedingungen für Fahrer bei den verschiedensten Unternehmen. Trotz des Einsatzes der Nationalgarde (bei der am „Bloody Friday" zwei Arbeiter getötet und mehrere Dutzend verletzt wurden), konnten sich

Einsatz von Bundestruppen beim Pullman-Streik 1894

die Teamsters am Ende durchsetzen, und halfen so mit, den Weg für die Entstehung der großen IndustriearbeiterInnengewerkschaft „Congress of Industrial Organizations" (CIO) zu bereiten. Der CIO verstand sich als Alternative zur 1886 gegründeten „American Federation of Labour" (AFL), in der die eher reformistisch orientierten FacharbeiterInnengewerkschaften zusammengeschlossen waren. Später, im Winter 1936/37, fanden ausgedehnte Streiks mit Besetzungen in der Kautschuk- (Goodyear), Automobil- (General Motors, Ford) und Stahlindustrie statt. Sie hatten die Aushandlung von Kollektivverträgen zum Ziel, oder - wie in der Stahlindustrie - die Anerkennung der Gewerkschaft. Millionen von ArbeiterInnen beteiligten sich an diesen Auseinandersetzungen, die häufig militärisch beendet wurden, so der Stahlarbeiterstreik (Little Steel) im Mai 1937, wo 18 Arbeiter getötet wurden. Egal ob Sieg oder Niederlage, Massenstreiks waren das Kampfmittel der ArbeiterInnen, ob zur Durchsetzung des Acht-Stundentages oder für Lohnerhöhungen.

Heute...

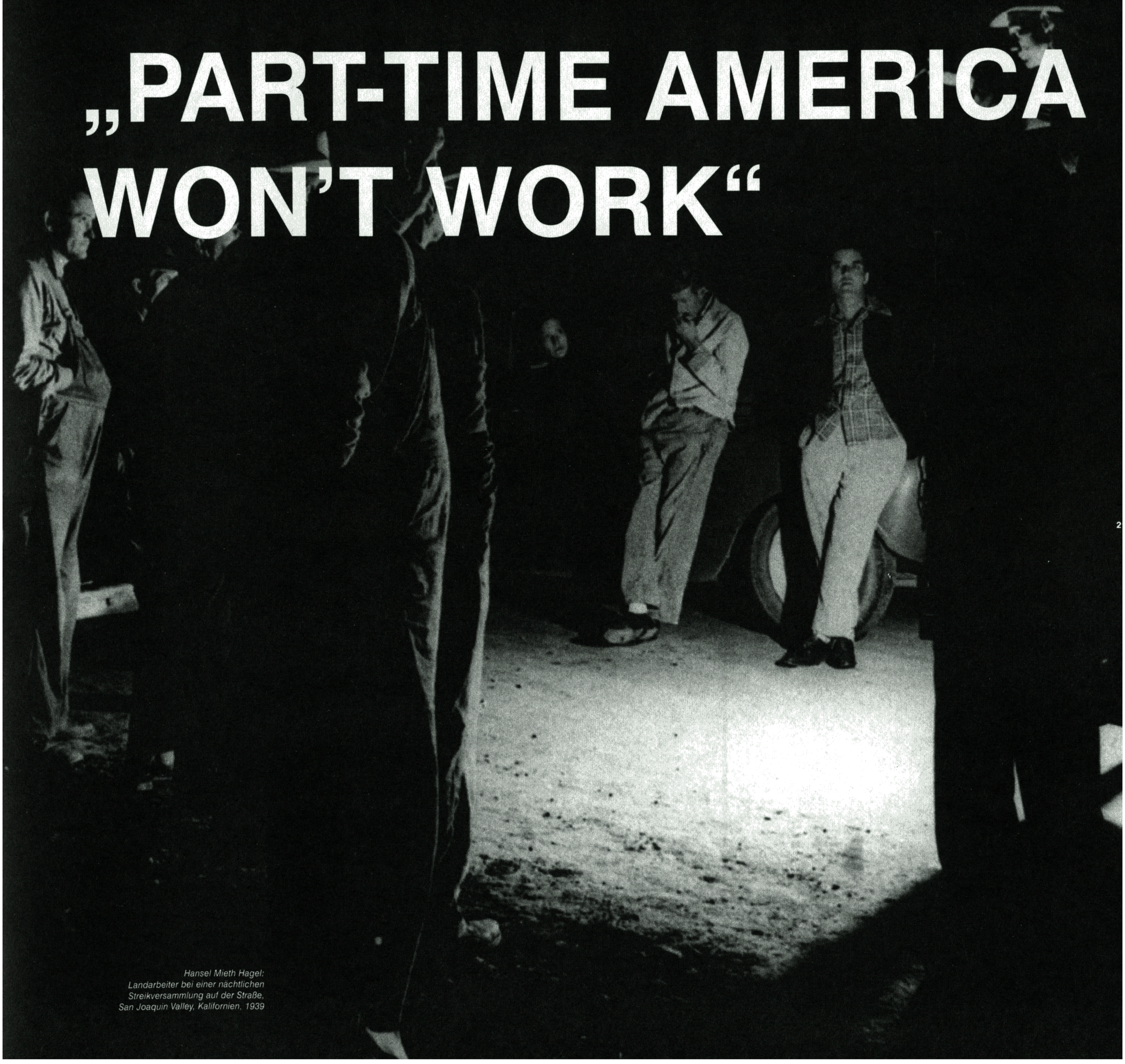
Die Zeiten haben sich geändert, aber wer dachte, daß im modernem Dienstleistungskapitalismus großangelegte Streiks Schnee von gestern und nicht mehr möglich sind, wurde nun von dem Streik der Transportgewerkschaft „International Brotherhood of Teamsters" (Teamsters = LKW - FahrerInnen) zumindest überrascht. Die GewerkschafterInnen in den USA feiern augenblicklich ihren ersten „großen Sieg" seit 25 Jahren und sprechen sogar von einer „Trendwende". Den letzten großen Streik hatten die Gewerkschaften 1978 nach einer Intervention von Präsident Carter verloren (Bergarbeiter streikten drei Monate lang, bis der Streik verboten wurde). Auf den Fluglotsenstreik 1981 antwortete Ronald Reagan mit der Entlassung der Streikenden. Auch in den folgenden Jahren wurde immer wieder die Nationalgarde gegen Streikende eingesetzt. Präsident Clinton verhielt sich neutral, trotz Forderungen aus dem Management von UPS und einigen Gouverneuren, das „Taft-Hartley labor law" anzuwenden, um den Streik zu beenden. Das hätte bedeutet, den Streik zu einer „Bedrohung der nationalen Sicherheit" und damit für illegal zu erklären. Bill Clinton schickte stattdessen die Arbeitsministerin Alexis Herman zu den Verhandlungen, die beide Seiten dazu bewegen sollte, den Streik möglichst schnell beizulegen. Ein weiterer Grund für die Zurückhaltung Clintons wird wohl auch darin gelegen haben, daß die Teamsters unter ihrem aktuellen Vorsitzenden Ron Carey (seit 1991) zu den großzügigsten Sponsoren für Clintons Wahlkampagne gehörten. Auch der Einsatz von Streikbrechern, der in den USA sonst in großem Maßstab üblich ist, blieb weitgehend aus.

Am 20.8. einigten sich die Teamsters und das UPS Management und beendeten so 16 Streiktage, die dem Paketpostriesen UPS Umsatzeinbußen in der Höhe von 650 Millionen Dollar bescherten. UPS kontrolliert 80 % des amerikanischen Paketpostmarktes. Mit 308.000 Angestellten werden täglich 12 Millionen Pakete ausgeliefert. Bei einem Jahresumsatz von 24,2 Milliarden Dollar macht der Konzern einen Profit von 1,1 Milliarden Dollar. Der Streik der bei den Teamsters organisierten Gewerkschaftsmitglieder hat 90 Prozent des Betriebes lahmgelegt.

Under Permanent Stress

Die zentrale Forderung des Streiks war die Schaffung von mehr Vollzeitarbeitsplätzen und die Erhöhung der Einstiegslöhne für TeilzeitarbeiterInnen, die seit 1982 unverändert bei acht Dollar pro Stunde liegen. Durchschnittlich verdienen sie 11 Dollar in der Stunde, die Vollzeitbeschäftigten 19.95 Dollar. 60 % der UPS-ArbeiterInnen sind teilzeitbeschäftigt, das Gros unter ihnen stellen SortiererInnen und PackerInnen, die in

„PART-TIME AMERICA WON'T WORK“



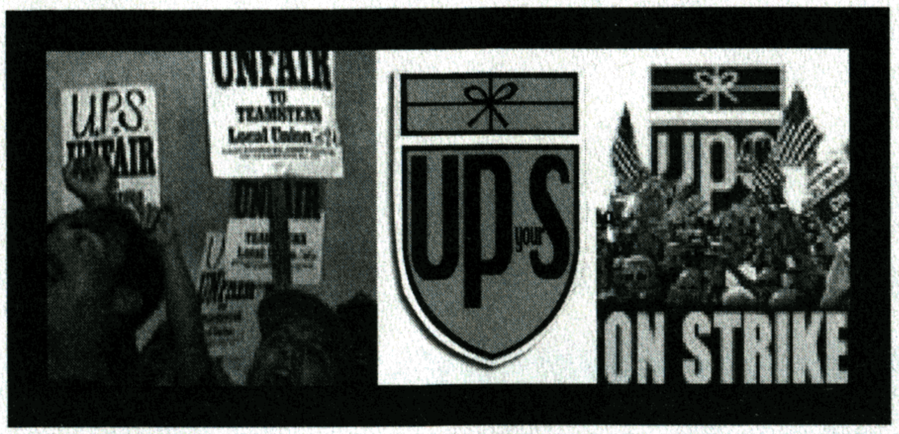
Hansel Mieth Hagel:
Landarbeiter bei einer nächtlichen Streikversammlung auf der Straße, San Joaquin Valley, Kalifornien, 1939

Sit-down Streik bei General Motors, Flint 1937

Nachtarbeitsschichten die LKWs beladen. Lade-Jobs bietet UPS nur in Teilzeit an, da eine Person lediglich fünf Stunden lang das Arbeitstempo durchhalten könne, bei einer zehnminütigen Erholungspause pro Schicht. Das „Handelsblatt“ bemerkte dazu am 20.8.: „Die Beschäftigten in den Verteilungszentren schuften wie die Galeerensklaven gegen die Uhr und gegen die ständigen Aufforderungen über Lautsprecher, noch schneller zu sortieren.“ Viele „part-timers“ arbeiten trotzdem zwei Schichten hintereinander oder machen so viele Überstunden, daß sie im Endeffekt auf 40 Wochenstunden oder mehr kommen. Zwischen Voll- und Teilzeitbeschäftigten bestehen nicht nur bezüglich Arbeitsdichte und Lohnhöhe erhebliche Unterschiede. Teilzeitbeschäftigte arbeiten größtenteils ohne Sozialversicherungskarte, sind auf jeden Fall nicht krankenversichert und erhalten keine Lohnfortzahlung im Krankheitsfall. Außerdem bekommen sie keine Betriebsrenten und sind in den Gesundheitsförderungsprogrammen von UPS nicht vertreten. Dazu kommt, daß der Arbeitsschutz bei UPS katastrophal schlecht ist. Die durchschnittliche Unfallrate liegt um 250 Prozent über dem Branchendurchschnitt. Die Fluktuationsrate unter den Teilzeitbeschäftigten beträgt jährlich 400 Prozent. Der Arbeitsdruck ist enorm: Auch die UPS-FahrerInnen unterliegen genauesten Unterweisungen des Managements, die allesamt das Ziel haben, verschiedenste Handgriffe zeitsparend zu koordinieren. So ist genau darauf zu achten, wie und wann die Handbremse zu lösen ist, wie die Autoschlüssel zu halten sind, bis hin zum Problem, wie die FahrerInnen aus ihren Trucks steigen sollen und mit welcher Laufgeschwindigkeit sie sich zum Kunden zu begeben haben (drei Schritte pro sek.). Damit die Paketübergabe so schnell wie möglich vor sich gehen kann, werden die EmpfängerInnen gebeten, lediglich den Anfangsbuchstaben ihres Vornamens anzugeben - für den vollen ist keine Zeit. Mit Hilfe elektronischer Überwachungstechniken kann das Management jederzeit feststellen, wo sich der/die Fahrer/in befindet und ob er/sie länger als die erlaubte Pause an einem Ort weilt oder nicht. „ Es ist so, als ob ständig der Boß neben dir säße“, erklärt Gary Clark, UPSler aus Pontiac. Ein anderer Fahrer berichtet, daß ein von der Firma eingesetzter Supervisor ihm gefolgt wäre und in die Hacken getreten hätte, um zu demonstrieren, welches Gehtempo der Fahrer einzuschlagen habe.

Große Popularität

Am 31. Juli dieses Jahres lief der Tarifvertrag für die knapp 200.000 Teamsters aus (UPS ist das größte gewerkschaftlich organisierte Unternehmen in den USA, sonst sind in der Privatwirtschaft nur knapp zehn Prozent aller Beschäftigten organisiert). Am 15 .Juli verkündete die Gewerkschaft, daß die Belegschaft mit der überwältigenden Mehrheit von 95 Prozent beschlossen habe, in den Streik zu treten. Vorangegangen war eine Phase von einem Jahr, in der die Teamsters den Streik vorbereiteten. Grundlage dafür war, daß die Gewerkschaft in den letzten Jahren Millionen für Reformen, Fortbildung und die Werbung neuer Mitglieder in Dienstleistungsunternehmen ausgegeben hat. Ein Netzwerk von lokalen Basisgruppen wurde aufgebaut, und der 1991 erstmals direkt gewählte Teamsters-Chef Ron Carey erhielt bei seinen Bemühungen aktive Unterstützung der kämpferischen Basisorganisation „Teamsters for a Democratic Union“. Getragen wurde der Streik von einer ungewöhnlichen Popularität, was Umfragen in den USA bestätigten. Äußerst



wichtig war auch die gewerkschaftliche Solidarität der Konkurrenzbetriebe von UPS. Die KollegInnen der staatlichen „US Postal Service" verhinderten, daß mit der Anstellung von ZeitarbeiterInnen die Produktionskapazitäten erhöht werden konnten. Bei „Federal Express" organisierten ArbeiterInnen Demonstrationen. Der Gewerkschaftsdachverband AFL/CIO sicherte finanzielle Unterstützung zu. Trotzdem erhielten die 185.000 Streikenden nur ein Streikgeld von 55 Dollar die Woche, also nicht mehr als den Lohn von fünf Arbeitsstunden. Symbolträchtig war auch ein gemeinsamer Auftritt der Teamsters in Philadelphia mit der lokalen Organisation der SozialhilfebezieherInnen. Beide forderten das UPS-Management ultimativ auf, gewerkschaftlich organisierte Arbeit nicht länger durch den Einsatz von Obdachlosen und Sozialhilfeabhängigen zu ersetzen. UPS hatte viele Teilzeitkräfte von den Arbeitsämtern rekrutiert und wurde dafür von Bill Clinton als „hervorragendes Vorbild für alle amerikanischen Unternehmen" gelobt.

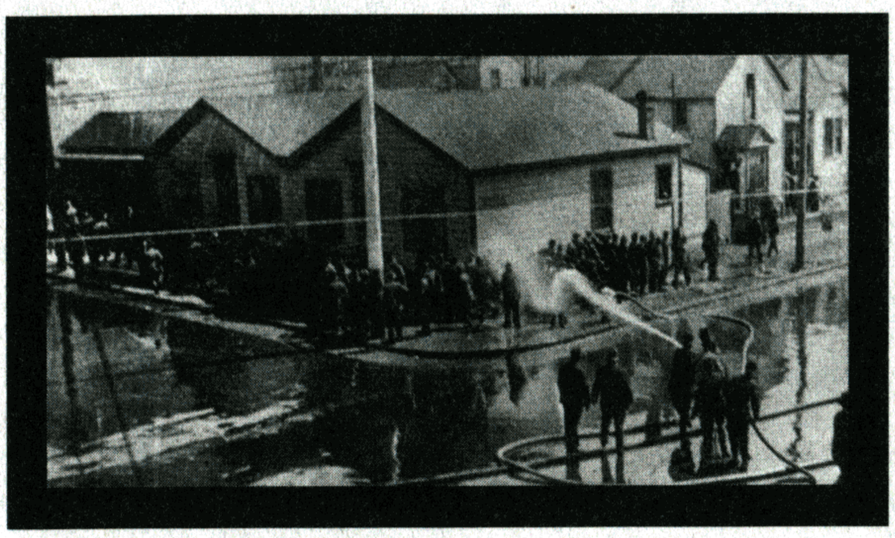
10.000 neue Vollzeitstellen und Lohnerhöhungen versus 15.000 Kündigungen

Nach 16 Tagen Streik und Marathonverhandlungen zwischen UPS-Managern und Teamstersbossen erreichten die Teamsters mit Abstrichen einige ihrer Ziele: UPS hat sich verpflichtet, in den nächsten fünf Jahren 10.000 neue Vollzeitstellen zu schaffen und den Einstiegslohn um 4.10 Dollar zu erhöhen (für Vollzeitangestellte 3.10 Dollar). Weiterhin sicherten die Teamsters die Pensionskasse ab. Das UPS-Management hatte verlangt, daß eine betriebseigene Pensionskasse eingeführt wird und das Geld vom Management verwaltet wird. Das wurde abgelehnt. Die Pensionszahlungen werden weiterhin an die größte der gewerkschaftlich geführten Kassen gehen. Auch jede Veränderung im Bereich der Arbeitsbedingungen muß zukünftig Gegenstand von Verhandlungen sein. Allerdings kündigte UPS kurz nach Abschluß des Streiks 15.000 streikbedingte Entlassungen an.

Trendwende für die US-amerikanische Gewerkschaftsbewegung?

In den meisten Kommentaren wurde der Streik als „Trendwende" bezeichnet. Die linke Basisorganisation „Teamsters for a Democratic Union" (TDU) schrieb: „Teamsters win big victory!". Sie sehen vor allem eine Veränderung im Vergleich zur früheren Praxis der Gewerkschaftsführung, der sie u.a. vorwerfen, vor zehn Jahren in Geheimverhandlungen mit UPS Abschlüsse getroffen zu haben, die von den Gewerkschaftsmitgliedern eigentlich abgelehnt wurden. Die Teamsters galten als korrupte und reaktionäre Gewerkschaft. In den 70er Jahren wurden dem, unter mysteriösen Umständen verstorbenen, Ex-Teamsters-Chef Jimmy Hoffa Verbindungen zur Mafia nachgesagt. Ron Carey entmachtete besonders korrupte Funktionäre und schaffte Privilegien der „alten Garde" ab. Allerdings sind nach dem Ende des Streiks nun auch Vorwürfe gegen Ron Carey erhoben worden. Er soll seine letzte Wahlkampagne durch illegale Spenden finanziert haben. Wahrscheinlich müssen nun die Wahlen wiederholt werden und Carey wird sich James P. Hoffa stellen müssen, dem Sohn des ehemaligen Chefs. In diesem Sinne wird sich der Streik, so hofft zumindest die TDU, auf die Wiederwahl Careys, den Reformprozeß in der Gewerkschaft und auf die Attraktivität der Teamsters insgesamt positiv auswirken. Obwohl der materielle Erfolg des Streiks eigentlich relativ gering ist (weit mehr als die Hälfte der UPS Beschäftigten wird weiterhin Teilzeit arbeiten und weiterhin zu deutlich schlechteren Bedingungen als bei Vollzeit, ganz abgesehen von den Kündigungen), zeigte sich das US-Kapital sehr besorgt über den Abschluß. „UPS sieht sich mit einem riesigen Wachstum der Arbeitskosten konfrontiert", titelte die Washington Post nach Vertragsabschluß am 20. August. Die New York Times schrieb am 16. August, „der Streik bei UPS könnte Investoren abschrecken, die wachsende Lohnforderungen der Gewerkschaften, sinkende Profite und Inflationsdruck befürchten".

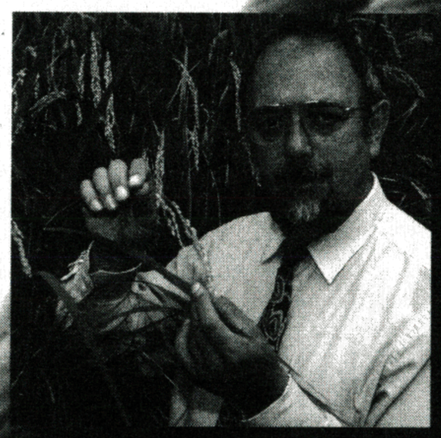
Der „International Herald Tribune" befürchtete in der Ausgabe vom 20. August, der neue Tarifvertrag sei „ein Signal dafür, daß das Management die Beschäftigten nicht mehr so einsetzen kann, wie es ihm paßt". Das Interessante an diesem Streik ist aber offensichtlich, daß auch im Zeitalter der „schlanken Produktion" und der deregulierten Arbeitsmärkte ein Streik sehr effektiv geführt werden kann. Der Zusammenbruch des Pakettransportes konnte nicht anderweitig aufgefangen werden, und auch der wirtschaftliche Druck zur Beendigung des Konfliktes war enorm. Eine weitere neue Qualität dieses Arbeitskampfes war auch sicherlich die Thematisierung der „McJobs", der miesen Arbeitsbedingungen der Teilzeitbeschäftigten im Jobwunderland USA. Ein Streik, der nicht nur die Löhne einer überwiegend weißen, festangestellten Facharbeiterschicht zum Thema hatte, sondern die Solidarität mit den TeilzeitkollegInnen (der UPS-Streik war auch ein Streik jüngerer schwarzer und LatinoarbeiterInnen), was natürlich auch die eigenen Interessen der Vollzeitbeschäftigten betrifft: „Je mehr Leute um dich herum nur acht Dollar Stundenlohn bekommen, desto eher kommen die Bosse in Versuchung, dich loszuwerden" , erklärt ein UPSler dazu. Allerdings wird es schwierig sein, die Streikbedingungen bei UPS auf andere Sektoren zu übertragen, denn immerhin wurde er von einer der weltweit größten Einzelgewerkschaften getragen, die noch dazu bei UPS einen ungewöhnlich hohen Organisationsgrad zu verzeichnen hat. ✉



„Free Speech Fights" in San Diego. 1912 ging die Polizei in San Diego mit äußerster Brutalität gegen Wanderarbeiter vor, die sich bei den „Industrial Workers of the World" (Wobblies) organisierten.

Antiglobalis

z.B. transgener Reis als 'technologische Entwicklungshilfe' Schweiz - Philippinen



Fotografie des Gentechnologen Ingo Potrykus in der Broschüre „Genforschung Schweiz", die die „Schweizer Illustrierte" im Auftrag der Lobby-Organisation 'forumGEN' veröffentlichte

Vor etwa einem halben Jahr strahlte das Schweizer Fernsehen eine Wissenschaftssendung zum Thema 'transgener Reis' aus. Beschäftigte der Eidgenössischen Hochschule (ETH) in Zürich, unter ihnen der Gentechnologe Ingo Potrykus, hatten Indica Reispflanzen um ein synthetisch hergestelltes Bt-Gen verändert, das die Pflanze vor einem Schädling, der Larve des yellow stem borers, schützen soll. Diese Pflanzen, so der Plan, sollen zunächst auf den Philippinen erprobt und angebaut werden. Dazu arbeitet die ETH mit dem Internationalen Reisforschungsinstitut (IRRI) in Manila zusammen. Die Gentechnologie, so argumentierte Ingo Potrykus, könne dazu beitragen, das globale Ernährungsproblem zu lösen. Mit steigender Weltbevölkerung, vor allem in den Ländern des Südens, seien die Reisernten zu gering, neue Hochertragssorten daher notwendig. Mit Reis ließe sich zudem kein Profit machen, so daß die Forschung der ETH ein Beispiel dafür sei, daß Gentechnologie nicht in erster Linie kommerziell, sondern ethisch unverzichtbar sei. Das Bt-Gen habe die ETH beispielsweise gratis von dem Konzern Ciba/Novartis erhalten.

érungshype

Bemerkenswert an dieser Sendung erschien mir vor allem, daß ein Modell von 'Entwicklung' und 'Unterentwicklung' in der Darstellung bruchlos fortgesetzt wird: Der Einsatz von Gentechnik erhält darin die Rolle einer 'technologischen Entwicklungshilfe', die durch ein verantwortungsbewußtes reiches Industrieland, in diesem Fall die Schweiz, an ein armes Agrarland, hier die Philippinen, weitergegeben wird. Das Wissen darüber, wie Armut und Hunger zu bekämpfen sind, sowie die geeignete Technologie werden in der Schweiz entwickelt. An der Idee einer Entwicklung durch Technologisierung wird festgehalten, obwohl das modernisierungstheoretische Modell einer 'aufholenden Entwicklung' der ärmeren Länder, also einer Angleichung von Industrialisierung, Produktion und Konsumtion an die reicheren Länder, sich nicht mit den Analysen der internationalen Konferenzen für Umwelt und Entwicklung vereinbaren lässt. Diese haben die zunehmende Abfallproduktion und Ressourcenvernichtung schon seit 1972 als 'globale Umweltkrise' beschrieben. Der namentlich genannte Gentechnologe erhält die Möglichkeit, seine Sicht eines Zusammenhangs zwischen Gentechnologie und weltweiter Verteilung von Nahrungsmitteln ausführlich darzustellen. Ihm wird nicht etwa ein/e WissenschaftlerIn der Universität in Manila gegenübergestellt oder ein/e VertreterIn einer Widerstandsorganisation, sondern - für wenige Sekunden - das Bild von Landarbeitern, die im Wasser eines Reisfeldes stehen. Sie bleiben anonym und erhalten keine Gelegenheit, sich zu äußern, wobei diese Anonymität ihren Opferstatus, ihre Unterlegenheit und Armut repräsentiert. Daß es auf den Philippinen breiten Widerstand gegen IRRI und ETH gibt, bleibt unerwähnt. 1995 begründeten rund 50 philippinische Bauernorganisationen in einer Petition an das IRRI, warum sie keinen gentechnisch veränderten Reis wollen.

Als ich versuchte, die mir bekannten Argumente gegen ein solches, hegemoniales Entwicklungsmodell und insbesondere gegen einen Einsatz von Gentechnologie in den Ländern des Südens (hohe Produktionskosten bis zum Verlust des Landes durch Abhängigkeit von Agrochemie und Saatgutherstellern; Produktion vor allem für den Export in Industrieländer, Profit nur für wenige Konzerne usf.) auf den geschilderten Fall anzuwenden, erschienen mir diese als zu allgemein und schematisch, um daraus eine konkrete und dichte Argumentation gegen die Darstellung etwa in der erwähnten Fernsehsendung zu entwickeln. Zudem wurde meine erste Einschätzung, die industrialisierte Reisproduktion nütze vor allem den Ländern des Nordens, im Gespräch mit unterschiedlichen VertreterInnen gentechnikkritischer Organisationen zurückgewiesen: Reis werde auf den Philippinen vor allem für den Binnenmarkt produziert. Entgegen der Sichtweise, daß die als 'Globalisierung'

Gentechnisch veränderte Optik

beschriebene Tendenz der Weltwirtschaft sich auf wenige wettbewerbsrelevante Faktoren reduziere, spielen bei genauerer Untersuchung eine ganze Reihe von 'Akteuren' darin eine Rolle: Institutionen wie Internationale Agrarinstitute, Weltbank und Welthandelsorganisation, die spezifischen Regulationsweisen, Abfallstoffe, Reis als Subsistenzprodukt und als Ware, Diskurse um 'Sachzwänge', 'nachhaltige Entwicklung' oder 'global governance', die Bedingungen und Effekte der Technologie selbst, die Produktions- und Lebensbedingungen.

Globalisierungstheoretiker

In einem von der Berliner Organisation 'Aktionsgemeinschaft Solidarische Welt' ausgerichteten Seminar zu 'Frauenarbeit und Globalisierung' wurden auch kritische/linke Texte zu 'Globalisierung' dahingehend überprüft, wie sehr sie eine Darstellung mitproduzieren, die durch unzulässige Vereinfachungen und systemische Beschreibung die 'Weltwirtschaft' als abstrakte, sich selbst reproduzierende Größe behandelt, der die 'unterlegene' Seite einer linken Kritik kaum entgegentreten könne.

Auch Texte, die eine komplexere Darstellung versuchen, wie das umfangreiche Buch zu den „Grenzen der Globalisierung" von Altvater/Mahnkopf haben einen Hang zu ordnenden Eingriffen und behaupteter Objektivität (das Überhandnehmen von Graphiken z.B.). Das entworfene Modell wird dabei als die Sache selbst hingestellt, so daß die Vereinfachungen und Ordnungsprinzipien als solche nicht mehr sichtbar sind. Gegenüber dem Versuch, die Weltwirtschaft als Ganzes zu begreifen, werden Widersprüchlichkeiten, Widerstände, Fehlplanungen, offene Fragen, aber auch politische Perspektiven wie z.B. eine Veränderung von internationaler und auch geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung 'zurückgestellt'. Daher handelt es sich bei vielen Texten zum Phänomen der 'Globalisierung' um eine Beschreibung der entdeckten Funktionsweisen, anstatt um eine Dekonstruktion und eine politisch motivierte Kritik der Modelle und Pläne, die diesen Funktionsweisen zugrundeliegen. Entgegen ihren eigenen umfassenden Projekten, „Ökonomie, Ökologie und Politik in der Weltgesellschaft" (Altvater/Mahnkopf) und „Staat, Demokratie und Politik im globalen Kapitalismus" (Hirsch) zu analysieren, vertreten Altvater/Mahnkopf aber auch die Ansicht, Fallstudien würden dem fragmentierten Zustand des Globus eher gerecht als die Versuche, eine real nicht mehr existente Einheitlichkeit theoretisch zu konstruieren (79). Hirsch fordert eine 'internationale Produktionsöffentlichkeit', die Informationen über Forschungsaktivitäten, Technologie- und Investitionsstrategien, über Lohn und Arbeitsverhältnisse vor allem der internationalen Konzerne beschafft und verbreitet (193). In dem Berliner Seminar wurde in einer abschließenden Diskussion die Frage aufgeworfen, gegen wen sich eine linke, feministische Politik richten könne, wenn 'der Gegner' global wird. Diese 'Ökonomiemaschine' müsse in ihrem Universalismus, ihrer scheinbar 'notwendigen' Verzahnung weniger Elemente und in der Planbarkeit ihrer Effekte dekonstruiert werden.

Die 'Grüne Revolution' und der Export von Gentechnologie.

Die ETH habe das Bt-Gen „gratis" von Ciba erhalten, so Ingo Potrykus und sein IRRI-Kollege Swapan K. Datta in verschiedenen Veröffentlichungen, die resistenten Sorten würden „dem IRRI in Manila kostenlos zur Verfügung gestellt", das IRRI „schenke sie den Reiszüchtern in der ganzen Welt weiter" und die „Bauern" könnten „den resistenten Reis gratis vermehren, solange sie wollen". Das IRRI ist darüber hinaus wie alle Internationalen Agrarzentren - bisher - dem Prinzip der freien Verfügbarkeit von Technologie und Genmaterial verpflichtet.

Innerhalb der Agrarkoordination des Bundeskongresses entwicklungspolitischer Gruppen (BUKO) entsteht zur Zeit eine Arbeitsgemeinschaft, die auf die entwicklungspolitische Rolle der Internationalen Agrarzentren aufmerksam machen will. Das IRRI ist eins von sechzehn dieser Zentren, die jeweils ein Mandat für bestimmte Nutzorganismen - Kulturpflanzen oder Aquakulturen - haben. Dreizehn von ihnen liegen in Ländern des Südens und waren seit den 60er Jahren entscheidend an der Durchsetzung der sog. 'Grünen Revolution' beteiligt. Das IRRI (International Rice Research Institute) verbreitete auf den Philippinen mit Hilfe von Handelsdünger, Pestiziden und Bewässerungssystemen Hochertragsreissorten, deren Anbau, so die Kritik der ReisbewirtschafterInnen, sehr schnell Abhängigkeiten gegenüber Züchtern, agrochemischer und agrotechnischer Industrie mit sich brachte, die für viele zu Verschuldung und schließlich zum Verlust ihres Landes führten.
Das Programm der Internationalen Agrarforschungszentren wird von einer Beratungsgruppe (CGIAR) bestimmt, die ein Büro in Washington unterhält. Ihre Mitglieder werden aus den Reihen der Geldgeber - neben inzwischen 37 Ländern auch Organisationen wie die Weltbank - gewählt. Laut einer Selbstdarstellung haben sie die Aufgabe „langfristig die Ernährung für eine wachsende Weltbevölkerung sichern zu helfen."
Während die Nichtkommerzialität und Uneigennützigkeit des CGIAR-Systems jeweils betont wird, so die Kritik des Biologen Johannes Siemens, nutze dieses Prinzip vor allem den Konzernen und Institutionen der Industrieländer, die entschädigungslos die genetischen Ressourcen des Südens verwenden könnten. Die Veränderungen von Pflanzen, die gentechnisch hervorgerufen werden können, betreffen nämlich nur wenige ihrer Eigenschaften, neben dem Insektenfraßschutz vor allem Herbizid- und Virusresistenz. Genetisch komplexere Merkmale wie Kälteverträglichkeit, Vegetationszeit, Dürre- und Salztoleranz entstehen weiterhin durch klassische Züchtung und Selektion, was das Interesse der ETH (und der Ciba) an einer Zusammenarbeit mit einem Institut wie dem IRRI erklärt, wo 78.000 Reisvarietäten gelagert sind.(1) Die Erklärung von Ciba, den eigenen Patentschutz auszusetzen und das Bt-Gen 'kostenlos' weiterzugeben, bezieht sich, wie ich einem Papier des IRRI-Gentechnologen Swapan K. Datta entnehme, zudem nur auf die Länder des Südens und gilt ausdrücklich nicht für Nordeuropa, Japan, USA etc. Ich schließe daraus, daß ein Profit aus der Herstellung und Vermarktung transgener Bt-Pflanzen sowieso nur in den Industrieländern erwartet wird. Die Forschung der ETH und des IRRI, wäre dann eine 'kostenlose' Subvention der Ciba für deren Handel im Norden. Das Interesse des Konzerns könnte darin liegen, sowohl die Forschung als auch die Erfahrung aus Freisetzungsversuchen und regulärer Aussaat für eine spätere Vermarktung in den Industrieländern zu nutzen. (2) Damit wird nicht nur die noch unklare Gesetzeslage auf den Philippinen ausgenutzt - die philippinische Regierung lud 1994 ausgerechnet zwei Vertreter des IRRI zur Überarbeitung ihrer Richtlinien zur Freisetzung von Mikroorganismen und transgenen Pflanzen ein - sondern die entstehenden sozialen und ökologischen Folgen der gentechnischen Versuche werden darüberhinaus an ein abhängiges Land ausgelagert: Gentechnik in der Landwirtschaft ist für KleinbäuerInnen zu teuer und wird zu weiterer Konzentration der landwirtschaftlichen In-

dustrie und damit für viele zu Erwerbslosigkeit führen. Der Einsatz von Bt-Sorten werde das Verschwinden traditioneller und wild wachsender Reissorten beschleunigen, so die Kritik der philippinischen Bauernorganisationen am Forschungsprogramm des IRRI, sowie Resistenzen der Schädlinge hervorrufen. Bt ist ein Bodenbakterium, das im ökologischen Landbau verwendet wird, weil es ein Gift gegen bestimmte Schädlinge erzeugt. Resistenzen der Schädlinge würden eine solche Anwendung unmöglich machen. Dem Bt-Reis wird ein Gen übertragen, das die Produktion dieses Giftes in der Pflanze selbst in Gang setzen soll. Es sei daher nicht sicher, ob der Verzehr von Bt-Reis nicht gesundheitsschädlich sein könnte, denn es mache einen Unterschied, ob dieses biologische Gift als Düngemittel in den Boden gegeben werde oder in der Pflanze selbst vorhanden sei. Möglicherweise könne zudem Introgression, das heißt eine Übertragung der Gene auf andere, verwandte Pflanzen stattfinden.
Vorteil der transgenen Reissorten sei, so Ingo Potrykus, dass sie, anders als die im Zuge der 'Grünen Revolution' verbreiteten Sorten, keine Hybridpflanzen seien. Sie könnten daher von den Bauern selbst vermehrt werden. Potrykus erwartet zudem, das - anerkanntermaßen massive - Problem der Resistenzbildung durch die schrittweise Herstellung neuer Sorten mit zunächst zwei und dann bis zu vier verschiedenen Bt-Genen umgehen zu können. Das würde allerdings der 'kostenlosen Vermehrung' widersprechen: Die ReisbäuerInnen müssten diese neuen Sorten doch jeweils ankaufen, sobald das Auftreten einer Resistenz die weitere Anwendung des zuerst erworbenen transgenen Saatguts unmöglich macht.

Die Schuldenpolitik und der Freihandel

Ausgangspunkt der schweizerisch-philippinischen Solidaritäts-Konferenz 'Responding to Globalization' im vergangenen Monat in Zürich waren Berichte über neuere solidarische Allianzen und Kampagnen vor dem Hintergrund einer neoliberalen Politik. Diese verschärfe das Nord-Süd Verhältnis, aber erhöhe auch regional, im Norden wie im Süden, die Ungleichheiten in der Verteilung von Reichtum. Die sich verschlechternde ökonomische Situation der Philippinen wurde dabei nicht nur mit den ehrgeizigen Plänen der philippinischen Regierung erklärt, an die südostasiatischen 'Tigerstaaten' anzuschließen (Phillipines 2000), sondern auch mit den Programmen, die den Philippinen durch IWF und Weltbank auferlegt wurden, sowie den Verträgen des GATT/WTO.

Die Maßnahmen dieser Institutionen stehen dem geschilderten Projekt der ETH und des IRRI entgegen, laut eigenen Angaben eine Steigerung der Reisproduktion und eine Verbesserung der zumindest lokalen/nationalen Wettbewerbsfähigkeit dieses Produktes auf den Philippinen zu erreichen:
Als zu Beginn der 80er Jahre viele verschuldete Länder des Südens vor allem aufgrund hoher Zinssteigerungen ihren Schuldendienst gegenüber privaten Geldvermögensbesitzern nicht mehr leisten konnten, erhielten die bereits seit 1944 bestehenden Institutionen IWF und Weltbank eine neue zentrale Aufgabe: Sie sollten diese Länder um jeden Preis befähigen, ihren Schuldendienst zu bedienen, um damit Geld als Zahlungsmittel international zu stabilisieren. Die sog. 'Strukturanpassungsprogramme' zwangen die Philippinen, ihre Exporteinnahmen in erster Linie für den Schuldendienst zu verwenden, sie erzwangen die Privatisierung, also den Verkauf, rentabler Staatsbetriebe, die Deregulierung der Importbestimmung und umfassende Steuerreformen: danach wurde die Steuer auf Grundnahrungsmittel - wie Reis - erhöht, die Luxussteuer gesenkt; die Stützungspreise für Reis wurden abgeschafft.
Maßnahmen, die dem extrem ungleichen Gläubiger- Schuldner Verhältnis entgegenwirken sollten, wurden damit nur für die ärmeren, nicht für die reichen Länder vorgesehen und umgesetzt (3). Die Verteilung von Kapital strukturiert hier ganz direkt die Verteilung von Macht: das Stimmrecht war und ist in den Institutionen IWF und Weltbank - entsprechend der Höhe der eingezahlten Beiträge - ungleich verteilt.
Deregulierungen im Rahmen des - ebenfalls schon seit 1948 bestehenden - Allgemeinen Zoll und Handelsabkommens (GATT) begleiteten die ordnungspolitischen und ökonomischen Maßnahmen von IWF und Weltbank. Zentrales Anliegen des GATT und der 1995 ergänzend gegründeten Institution 'Welthandelsorganisation' (WTO) ist der schrittweise Abbau handelsbeschränkender Maßnahmen. Im GATT-Vertrag werden alle Mitglieder als 'gleiche Vertragspartner' behandelt, 'ungleiche' Import- und Zollbestimmungen sollen abgeschafft werden, während die ungleiche Verteilung von Kapital und Produktionsmitteln unter den Ländern nicht berücksichtigt wird: Die Anwendung von Ausnahmeregeln gegenüber den ärmsten Ländern bedarf des Konsenses der Mitglieder. Soziale und ökologische Maßnahmen gelten als Handelshemmnisse.
Obwohl Landwirtschaft etwa in den USA oder der EU nur einen unwesentlichen Anteil am Bruttosozialprodukt ausmacht, führt die Deregulierung der Handelsbestimmungen dazu, daß sie die Länder des Südens mehr und mehr vom Weltmarkt verdrängen. Die überschußproduzierende Landwirtschaft des Nordens ist - entgegen der Deregulierung - zudem hoch subventioniert. Der Export von Reis ist auf den Philippinen laut dem FAO-Bericht des vergangenen Jahres inzwischen gegen O gesunken, während eine relativ große Menge importiert wird. Kleinbauern der Philippinen können mit den Weltmarktpreisen nicht mehr konkurrieren.

Attraktive Entwicklungsmodelle

Während die Maßnahmen von IWF/WB und GATT/WTO einem hegemonialen Nord-Süd-Verhältnis zu entsprechen scheinen, war ich überrascht, auf dem Zürcher Kongreß zu erfahren, daß die philippinische Regierung die Importschranken inzwischen sogar weitgehender beseitigt als im Rahmen der Schuldenpolitik oder des GATT/WTO gefordert. Das macht auf die, in Diskussionen über das Nord-Süd-Verhältnis häufig vergessene Selbstverständlichkeit aufmerksam, daß sich die philippinische Regierung, die ärmere Bevölkerung, die Widerstandsbewegung, die Frauenbewegung etc. analytisch nicht als eine gemeinsame Grösse gegenüber einem 'Land' des Nordens fassen lassen.

Zum andern macht die Handelspolitik der philippinischen Regierung deutlich, daß ein Entwicklungsmodell nicht immer ökonomisch oder militärisch aufgezwungen wird: Altvater/Mahnkopf sprechen etwas vage von der 'Attraktivität' eines Entwicklungsmodells wie dem der nördlichen Industrieländer oder dem der 'Tigerstaaten' (83). Diese wird über öffentliche Darstellungen kulturell breit verankert. Attraktiv ist dabei nicht nur Reichtum oder Wirtschaftswachstum, sondern auch die Exklusivität bestimmter Eigenschaften: Ein solches Merkmal wäre das der Bildung, das den Schweizer Gentechnologen zugeschrieben, den BewohnerInnen der Philippinen aber abgesprochen wird.

Aus Ein Amerikaner Dschungel: "Die intelligente Pflanze" und der imaginäre biotechnologische Sprung nach vorn.

Globalisierungstheoretiker II (Sachzwänge)

*Die EU und die Schweiz **müssten** die Entwicklung von Gentechnologie stützen, weil sich auf diesem Gebiet die Entwicklung von Arbeitsplätzen und die nationale Wettbewerbsfähigkeit entscheide. Die IWF und WB **müssten** die Länder des Südens zu einer Schuldentilgung zwingen, weil sonst die Stabilität der Dollarwährung und damit die Weltwirtschaft bedroht sei. Die Darstellung der Weltwirtschaft in Sachzwängen erfaßt auch linke Analysen: Das 'Diktat der Finanzmärkte' führe dazu, daß sich Unternehmen durch die 'Brille der Börsen' wahrnehmen **müssten**, oder: die Zeiten, in denen die Produktionsapparate inaktiv sind, würden sich als entscheidende Kostenfaktoren erweisen und **müssten** daher tendenziell auf Null gebracht werden, so die Darstellung in einem Text zu 'Globalem Wettbewerb und lokaler Wettbewerbsfähigkeit' von Mahnkopf/ Altvater in IZ3W (9/96).*

Der Technologietransfer von ETH/IRRI einerseits und die Schuldenpolitik sowie Handelsdereguliерungen andererseits verfolgen unterschiedliche Zielsetzungen, die sich nicht als eine Strategie beschreiben lassen. Diese Massnahmen tragen nach Darstellung der kritischen Bauernorganisationen insgesamt dazu bei, eine nachhaltige Landwirtschaft und eine gerechte Verteilung von Land und Produktionsmitteln auf den Philippinen zu verhindern und haben damit für die philippinische ReisbäuerInnen auch ganz konkrete Folgen (deren Geschlechtsspezifik ich bisher zu wenig kenne, um sie zu beschreiben.
Zudem sind auch die verschiedenen Diskurse um Umwelt, Standort und Entwicklung, die Repräsentationen des Südens und des Nordens sowie der Widerstand gegen diese Darstellungsweisen Teil der Weltmarktpolitik. Daraus folgern Altvater/Mahnkopf, Theorie angesichts der zunehmenden 'Globalisierung' enstehe nur aus einem „eklektischen Durcheinander" verschiedener analytischer Ansätze (79). Die AutorInnen bauen aber - wie dies auch bei anderen Texten zum Thema 'Globalisierung' zu beobachten ist - die eher soziologischen Untersuchungen häufig auf einer einfachen wenn-dann-Logik auf. Die entworfenen Modelle der Weltwirtschaft erhalten durch den Bezug etwa auf diskursanalytische oder feministische Theorie eine grössere Komplexität. Wenn diese jedoch letztlich wieder ökonomisch begründet und auf den 'Sachzwang Weltmarkt' zurückgeführt werden, geschieht eine Vereinfachung, die zwar eine kohärente Sicht auf ineinandergreifende Handlungen und Entwicklungen zu ermöglichen scheint, die aber inflationär blinde Flecken erzeugt, etwa hinsichtlich ethnischer, geschlechts- und klassenspezifischer oder kultureller Faktoren, sowie gegenüber Kritik und Widerstand.
Entsprechend einer solchen ***Ökonomisierung*** von Theorie wird - selbst in soziologischen und technikkritischen Untersuchungen - von 'sozialen ***Kosten***' und 'Umwelt***kosten***' gesprochen, obwohl es sich dabei um keine Geld-Äquivalente handelt: Sollte der Transfer von Gentechnologie auf die Philippinen ungeplante ökologische Folgen haben, z.B. eine Resistenzbildung von Schädlingen und eine Zerstörung des ökologischen Reisanbaus nach sich ziehen oder einen vermehrten Einsatz von Agrochemie erfordern; oder führt er - wie von den Bauernorganisationen erwartet - tatsächlich zu Verlust des Landes und damit von Erwerbsmöglichkeit für weitere KleinbäuerInnen, so läßt sich dafür nicht mehr die Rechnung einer Fehlinvestition aufmachen: Die 'Schulden' dieser Investition sind nicht die der Institution oder des Unternehmens, sie werden unter den ärmeren BewohnerInnen der Philippinen sozialisiert, sie lassen sich aber auf keinen Fall in Geldwert aufrechnen oder mit dem Einsatz von Kapital 'zurückkaufen'.

NGO's und andere Gemeinschaften

Der Vortrag, der auf dem Kongreß 'Responding to Globalization' auf größtes Interesse stieß, wurde von einem sympathischen, eleganten Herrn im dunklen Anzug gehalten, der etwas verspätet eintraf, weil sein Flugzeug aus Boston erst nach Beginn des Kongresses landete. Dr. Walden Bello flog anschließend weiter nach Manila, wo er die Hälfte des Jahres an der Universität lehrt. Die zweite Hälfte arbeitet er in Bangkok als Vertreter der NGO 'Focus on the global south'. Diese kosmopolitische Gestalt kann man als einen Hinweis lesen, inwieweit die Globalisierung auch die VertreterInnen linker Organisationen erfaßt hat. Man kann aber auch den Unterschied dieses Bildes zu Darstellungen wie der beschriebenen Fernsehsendung beleuchten.

Die Bedeutung, die Nichtregierungsorganisationen in den 90er Jahren über ihre Beteiligung an den großen Konferenzen zu Umwelt und Entwicklung und durch ihre öffentliche Darstellung erhalten haben, hat sicherlich dazu beigetragen, die Repräsentation einiger sozialer Bewegungen des Südens zu verändern und ihre Forderungen, etwa auch die der kritischen Bauernorganisationen der Philippinen, zu veröffentlichen. Während einerseits den Darstellungen anonymer Opfer etwas entgegengesetzt wird, treten die Bilder kosmopolitischer KritikerInnen jedoch auch an die Stelle einer Repräsentation breiten militanten Widerstands, wie es ihn auf den Philippinen als Kampf um volksdemokratische Strukturen seit der Bekämpfung der Marcos-Diktatur zu Beginn der 70er Jahre gab. Zudem bestehen die unterschiedlichen Darstellungen 'unterentwickelter Länder' und hegemonial durchgeführte angebliche 'Entwicklungsmaßnahmen' parallel dazu weiter. Die Globalisierungstheorien von Altvater/Mahnkopf und Hirsch werten aber NGO's und ihre globale Vernetzung als wichtigste politische Perspektive. Vor allem Altvater/Mahnkopf betonen, mit den NGO's erhielten „Subjekte der Zivilgesellschaft" Zugang zu den Institutionen der globalen Regulation und würden neue - soziale und ökologische - Politikinhalte hineinbringen (541f). Trotz ihrer Betonung der Akkumulationszwänge in einer kapitalistischen Wirtschaftsordnung unterstellen sie - auch mit dem Begriff der 'Zivilgesellschaft' - eine grundlegende Gleichheit der Teilnehmenden und die prinzipielle Möglichkeit eines mit Hilfe internationaler Netzwerke entstehenden ethischen Konsenses der 'Weltgemeinschaft' etwa zu Fragen wie „Arbeitsmarktpolitik und Umweltzerstörung". Entsprechend wird von Altvater/Mahnkopf die UN-Konferenz für Umwelt und Entwicklung hervorgehoben, die 1992 in Rio zu einer euphorischen Beurteilung möglicher sozialer und ökologischer Verbesserungen aufgrund der Beteiligung von NGOs an der dort entworfenen 'Agenda 21' geführt hatte. Bei der diesjährigen Nachfolgekonferenz 'Rio+5' in New York spielte allerdings der Optimismus in Richtung eines 'nachhaltigen Wirtschaftens' schon deshalb eine untergeordnete Rolle, weil die 1992 in Rio festgelegten Maßnahmen zum Umweltschutz größtenteils nicht umgesetzt worden sind. Hoffnungsträger waren in diesem Jahr, so die Beobachtung von Achim Brunnengräber in IZ3W (9/97), weniger die NGOs als die Privatwirtschaft.
Die Betonung von kritischen Netzwerken, einer 'Globalisierung von unten' oder einer 'global governance', d.h. der Einrichtung einer soziale und ökologische Bedürfnisse regulierenden 'Weltordnungs-

politik', nimmt dabei die Universalismen auf, die auch den vereinheitlichenden Darstellungen der Weltwirtschaft zugrundeliegen. Konkrete Interessenskonflikte werden darin nicht berücksichtigt.
Während in dem hier beschriebenen Beispiel um transgenen Reis abwertende Darstellungen der Philippinen und ihrer BewohnerInnen Abgrenzung und Konkurrenz im Standortwettbewerb signalisieren, streben Institutionen wie die Internationalen Agrarforschungsinstitute andererseits auch neue Formen von Zusammenarbeit und Allianzen an und scheinen linke Politikinhalte, etwa in der Gender- und Umweltpolitik zu übernehmen. So hat das IRRI beispielsweise im letzten Jahr einen Preis für 'gender issues in rice-based farming' an eine Mitarbeiterin verliehen. Auch hinsichtlich einer Repräsentation des Widerstands ist es aber wichtig, wer diese reguliert und wessen Forderungen damit umgesetzt werden. Diskurse wie um 'global governance' und die Allianzen der NGO's mit Regierungs- und Wirtschaftsvertretern sind gerade deshalb realitätsmächtig, weil sie verhindern, daß die jeweils wirksamen Machtverhältnisse hinsichtlich der Akteure, ihrer Verbindungen und der jeweils unterschiedlichen Interessen ausreichend thematisiert werden.
Um hier nicht in die eigene Falle eines allgemeinen Vorschlags hinsichtlich 'besserer' Politikformen- und Inhalte zu gehen, möchte ich stattdessen den Aufruf zu Aktionen gegen die zweite WTO-Ministerkonferenz weitergeben, die vom 18. bis 20. Mai 1998 in Genf stattfinden wird. Diese Konferenz wird mit einer offiziellen Feier zum 50. Jahrestag des multilateralen Handelssystems GATT/WTO verbunden. Eine Gruppe des AStA der RWTH Aachen bereitet dazu Informationen zu Handelsderegulierungen der WTO (Flugblätter und Broschüren), sowie eine Gegenkonferenz vor, die spätestens im März ebenfalls in Genf stattfinden soll. Informationen über AStA der RWTH Aachen, Turmstrasse 3, 52072 Aachen, Tel. +49.241.803792, Fax. 49.241.876103, Email. asta@rwth-aachen.de ✈

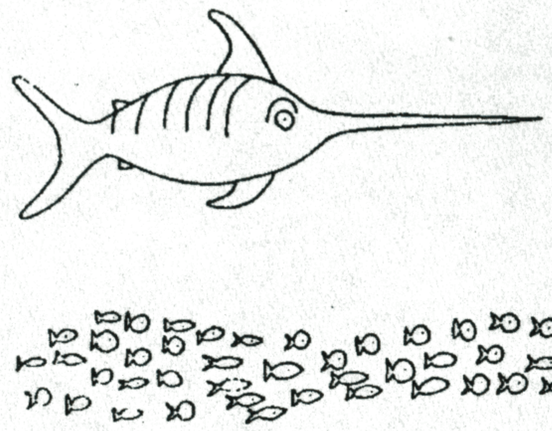
Literatur:
Petition der philippinischen Bauernorganisationen, in 'Materialienband zur Gen-Schutz-Initiative' der Schweizerischen Arbeitsgruppe Gentechnologie, hrsg. von Florianne Koechlin, Daniel Ammann. -Ingo Potrykus, 'Gentechnik mit Indica Reis, ein Beitrag der ETH Zürich zur Ernährungssicherung in Entwicklungsländern', Vortrag an der ETH Zürich am 8./9. Juli 1994 -Swapan K. Datta, 'Case Study: Transgenic Rice in the Philippines, Manila, ohne Datumsangabe -Johannes Siemens, 'Reis im Visier internationaler Agrarforschung' in: fokus: ökozid 12, 'Unternehmen Zweite Natur' hrsg. von Ute Sprenger, Jürgen Knirsch, Kerstin Lanje, Gießen 1996, S. 140 - 147 -Elmar Altvater, Birgit Mahnkopf, 'Grenzen der Globalisierung' - Ökonomie, Ökologie und Politik in der Weltgesellschaft', Münster 1996 -Joachim Hirsch, 'Der nationale Wettbewerbsstaat - Staat, Demokratie und Politik im globalen Kapitalismus', Berlin 1995 -Schwerpunkt 'Global Governance' in IZ3W, Oktober 1997, hrsg. von Aktion Dritte Welt e.V., Freiburg - Schwerpunkt 'Offene Märkte - geschlossene Gesellschaft - Die WTO und die neuen Dimensionen im Welthandel' in IZ3W, Juni 1995 -50 Jahre IWF/Weltbank in IZ3W, Juli/August 1994 -Schwerpunkt 'Gatt - Neuordnung des Weltagrarhandels' in IZ3W, September 1989

1) Die Zentren selbst, so Johannes Siemens, haben diese Ressourcen zum Teil unter recht fragwürdigen Umständen erworben. So wurden in Indien angelegte Sammlungen traditioneller Reisvarietäten, mit deren Hilfe der einheimische Anbau ohne großen Einsatz von Dünger und Pestiziden langsam verbessert werden sollte, mit dem IRRI „zwangsvereinigt".
2) Die Produktion von Chemie und Biotechnik der Landwirtschaft konzentriert sich zur Zeit immer mehr auf nur wenige Konzerne, neben Novartis gehören Monsanto, Dow Chemical und Du Pont zu den größten. Diese kaufen u.a. Saatgutfirmen auf, wodurch sie neben Pflanzenplasma auch das Verkaufsnetz dieser Firmen und deren Versuchfelder übernehmen.
3) Es gibt auch Beispiele dafür, eine Stabilisierung der internationalen Konkurrenz durch Maßnahmen sowohl auf der Gläubiger- als auch auf der Schuldnerseite anzustreben: Keynes hatte dies während der Verhandlungen um das internationale Währungssystem 1944 vorgeschlagen und gefordert, dass Gläubigerländer ihre Wirtschaftspolitik dahingehend verändern müssten. Er konnte sich mit diesem Plan jedoch nicht durchsetzen.

Schwertfisch:

Zeitgeist mit Gräten

Politische Perspektiven zwischen Ökologie und Autonomie



Das Schwertfisch-Buch - Beiträge und Dokumente aus dem Arbeitsschwerpunkt ´Ökologie und Herrschaftskritik` des BUKO (Schwertfisch) zu einem anderen Politikverständnis, Entwicklungsma(n)nie und Patriarchat, gesellschaftlichem Naturverhältnis, Politisierung der Subsistenz, Abwicklung des Nordens, Baumkänguruhs, Kritik von Nachhaltigkeit, ...

von Claudia Bernhard, Bernd Hüttner, Kai Kaschinski, Ulla Peters, Christoph Spehr, Armin Stickler u.a.

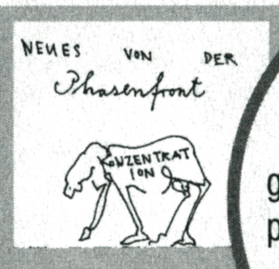
"Fundgrube für ein emanzipatorisches Verständnis von Ökologie ..." *(Oliver Geden, jungle world)*
" ... der Freiheitsbegriff des sehr trägen Baumkänguruhs und was das alles mit Marxismus zu tun hat ..." *(17° C)*

232 S., 24 DM - Verlag: Yeti*Press*, J.-Liebig-Str. 25, 28357 Bremen, E-mail: Yetipress@compuserve.com

b_books
buchladen + label/verlag

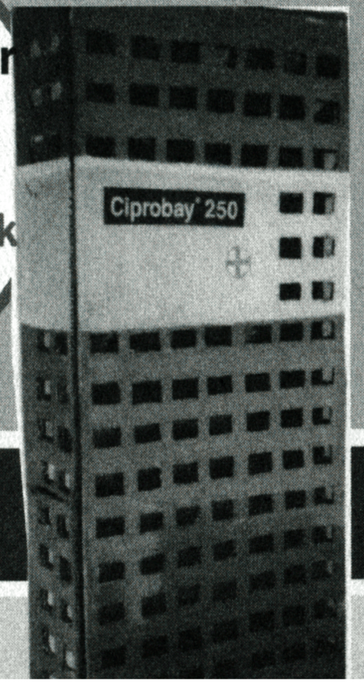
b_books falckensteinstr.37
10997 berlin tel*49*30*6117844 f:6185810
mail b_books@contrib.de

b_books flachversion: httpwww.icf.de/b_books



neues von der phasenfront
gegenstand: unproduktive phasen
von m.rinck
7 dm

restexemplare
louis althusser,
ideologie+ideologische staatsapparate
7 dm
betaversion
MAi-D
money aided *ich* design
s. geene
10 dm



A.N.Y.P.no.8
zeitung für 10 jahre
10 dm

cd-rom: nature tm produziert von natalie seitz+markus jans 19 dm

abb.

Anorganische Intellektuelle

1. Ein Darstellungsproblem

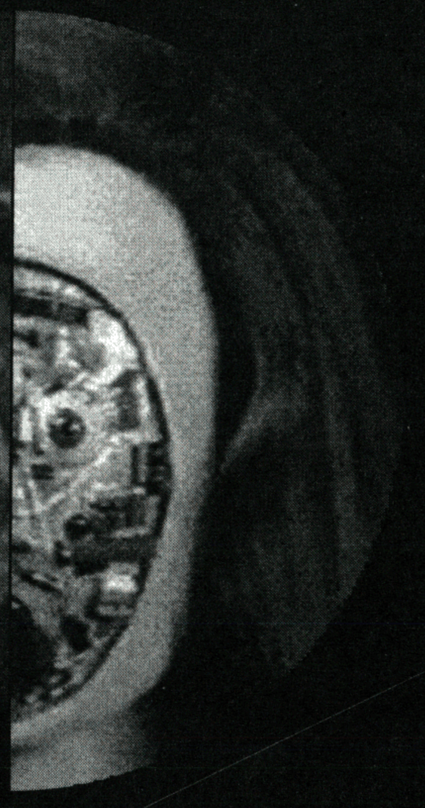
„Cyborgs sind kybernetische Organismen, Hybride aus Maschine und Organismus, ebenso Geschöpfe der gesellschaftlichen Wirklichkeit wie der Fiktion.“

Donna Haraway: A Manifesto for Cyborgs, 1985

Wenn der Cyborg halb Mensch, halb Maschine ist, wo hört die eine Hälfte auf, wo fängt die andere an?

Welche Lösung gefällt Ihnen besser?

a) amorpher, „ekliger“, „abjektaler“ Rand



b) scharfer, „künstlicher“, „chirurgischer“ Rand

Cyborgs belauscht und erlebt

2. Are You a Cyborg, too?

Die Unterscheidung von Mensch und Maschine ist nicht leicht. Der Cyborg unserer Tage bewegt sich nicht mehr „mechanisch“, er spricht nicht mehr blechern, seiner Erscheinung nach ist er „einer von uns“. So bleiben als letzte populäre Menschlichkeitskriterien nur die „echten Gefühle“ und die „echten Erinnerungen“. Doch woran erkennen wir das Echte? Selbst auf das typisch transhumane Flackern im Auge des Replikanten können wir uns nicht mehr verlassen. Cyborgs haben gelernt, menschliches Verhalten perfekt zu simulieren, perfekter als wir selbst es können. Are You a Cyborg, too...?

*„Doch da sehe ich zufällig vom Fenster aus Menschen auf der Straße vorbeigehen, von denen ich gewohnt bin zu sagen: ich sehe sie, und doch sehe ich nichts als die Hüte und Kleider, unter denen sich ja Maschinen verbergen könnten. Ich urteile aber, daß es Menschen sind.“**

* *René Descartes: Meditationen über die Grundlagen der Philosophie (1641)*

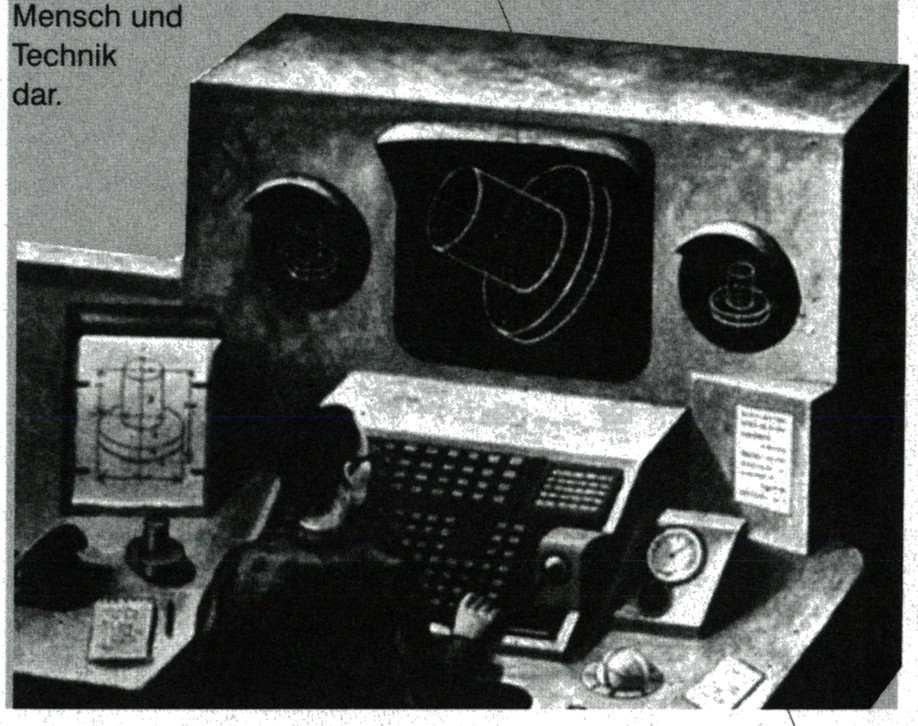
3. Der gesellschaftliche Cyborg

Bei der Fabrikation von Maschinenmenschen kommt selbstverständlich nur die jeweils beste Technik zum Zuge: die Homunculi des Mittelalters entsprachen dem höchsten Stand alchemistischer Labortechnik, die Körper-Automaten des 17. und 18. Jahrhunderts waren nach dem Modell der Präzisionsuhr geschaffen, und Frankensteins Monster wurde bereits durch elektrischen Strom zum Leben erweckt. So findet sich auch in den heutigen Cyborgs alles, was modern und teuer ist: transplantationsmedizinischer, informations- und biotechnologischer Luxus ermöglicht die Fusion von künstlicher Intelligenz mit künstlichem Fleisch.

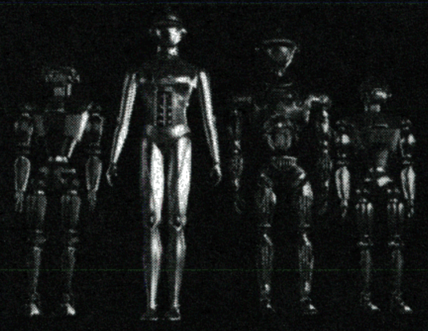
Der „kybernetische Organismus“ ist allerdings (wenn man nicht alle, die mit Ersatzteilen leben müssen, schon als Cyborg bezeichnen will) noch weitgehend Fiktion. Offensichtlich stellt er jedoch eine verführerische Metapher für die Organisation des Verhältnisses von Mensch und Technik dar.

Wenn sich im Leben und beim Arbeiten menschliche Interventionen immer weniger von informationstechnischen Funktionen trennen lassen, dann repräsentiert der Cyborg tatsächlich, wie Donna Haraway sagt, nicht nur eine Science Fiction-Phantasie, sondern eine durchgesetzte gesellschaftliche Realität.

So lassen sich die populären Cyborg-Darstellungen als mythische Spiegelungen einer realen gesellschaftlichen Cyborgisierung betrachten: einer Vervielfachung von Mensch-Maschine-Kopplungen nicht nur in den neuen, informationtechnisch bestimmten Arbeitsverhältnissen, sondern auch in der Schule, im Verkehr, in der Medizin und natürlich im ideologischen Staatsapparat "Unterhaltungselektronik", dessen technologische Gadgets und elektronische Haustiere unser Freizeitleben strukturieren.

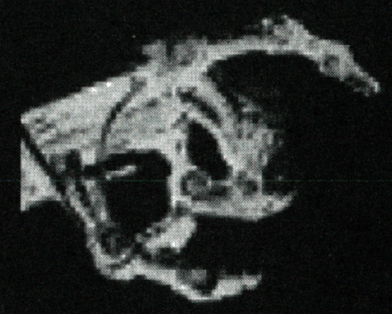


4. Zeig mir deine Cyb



Diese Familie von Dienstleistungsrobotern repräsentiert ein schlichtes und offensichtlich fröhliches Verhältnis zur Technik: freundliche, geschlechtsneutrale Idioten, die uns helfen sollen, bequemer, sicherer und sauberer zu leben. Weil sie so gar nichts Menschliches haben, wird man sie zum Putzen schicken können, ohne daß sie je gegen ihre Chefs und Chefinnen aufbegehen. Daß die Technik ein einfaches Werkzeug sei, das sich ohne Hintergedanken nach den vom Menschen gesetzten Zwecken richtet, ist unsere alltägliche, „aufgeklärte“ Technikphilosophie.

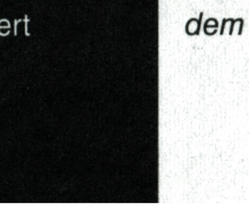
Die „nächtliche“ Seite unseres Verhältnisses zur Technik äußert sich in der Vorstellung von durchgeknallten Supercomputern und wildgewordenen Haushaltsgeräten , die, statt den Kuchenteig zu rühren, sich daran machen, uns zu zerfleischen. Dieser Technikpessimismus repräsentiert unsere geläufigen und keineswegs unbegründeten Ängste vor einer tschernobylesken Großtechnik, die „außer Kontrolle“ geraten und eine verhängnisvolle Eigendynamik entwickeln kann.



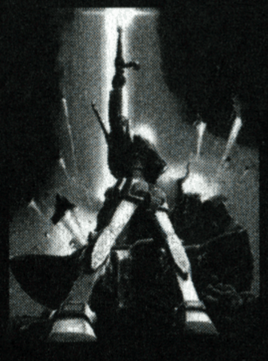
Eine eindeutig sexuell markierte Maschine. Die geschlechtliche Teilung des Arbeitsmarktes reflektiert sich in der Cyberwelt. Die Robot-Nixe bietet glänzendes Aussehen und sexuelle Verfügbarkeit „rund um die Uhr“. In ästhetischer Hinsicht regiert hier der "Sex-Appeal des Anorganischen": Schimmernde Oberflächen, wie wir sie sonst nur von unseren Automobilen kennen und Stromlinienformen, denen der menschliche Körper nur verzweifelt nacheifern kann.

ys

Zu Recht wird bisweilen angenommen, daß die Form der Technik durch die Form der Gesellschaft bestimmt sein könnte, in der sie entsteht. Davon vermittelt die schwarze Romantik des Cyberpunk immerhin eine gewisse Ahnung, auch wenn sie die gesellschaftliche Bestimmtheit von Technik etwas vorschnell mit den finsteren Intrigen machtbesessener Halbirrer identifiziert:
Hier übt „die Corporation", die man sich als weltumspannenden militärisch-kulturindustriellen Komplex vorzustellen hat, mit Hilfe ihres Medienmonopols und einer hochgerüsteten Überwachungstechnik unbeschränkte Kontrolle über die Menschen aus. Totale Abhängigkeit und Fremdbestimmung ergeben sich hier nicht durch die Technik selbst, sondern durch ihre private, monopolisierte Aneignung. Der Cyborg präsentiert dabei jene ideale Subjekt-Version, die nicht einmal mehr kontrolliert und überwacht werden muß, weil sie schon nach den Zwecken der „Corporation" programmiert worden und in ihrer ganzen (an-)organischen Zusammensetzung ein unmittelbares Produkt der Macht ist. Unvermutete Subjektivitätszeichen (= Programmabweichungen) ahndet die Firma durch sofortigen Ersatzteilentzug.



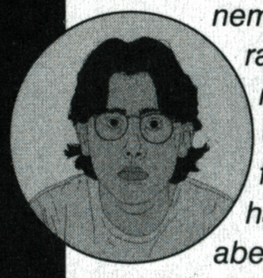
Der dringendste Wunsch, den diese Kultur zu hegen scheint, ist der nach einem gestählten oder am besten gleich stählernen, unverwüstlichen Körper. An diesem Punkt stellt die körperliche Ausstattung des Cyborgs noch die phantastischsten Ergebnisse des Bodybuilding in den Schatten.
Als unaufhaltbare Kampfmaschine pflügt sich der Cyborg seinen Weg durch die postapokalyptische Landschaft, von nichts getrieben als von dem Auftrag, für den er von guten oder bösen Mächten programmiert worden ist.



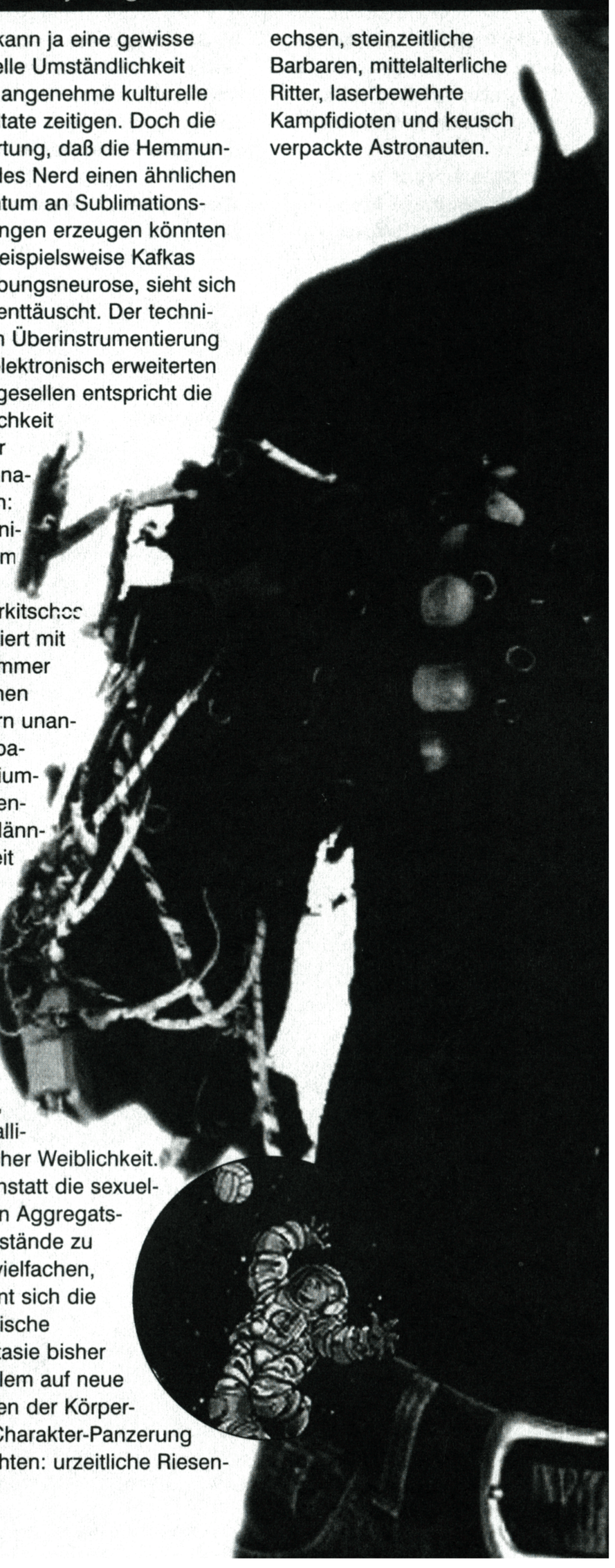
5. Cyborgs allein zuhause

Die Weiterentwicklung der Cyberkultur ist heute einer bestimmten Klasse von Technik-Freaks überlassen, die nicht nur fast ausschließlich männlich, sondern auch überwiegend sehr jung sind. So ist es nicht erstaunlich, daß vielen Computer-Anwendungen (Spiele, Animationen, Morphing, VR-Applikationen, cybersexuelle Spielzeuge) ein deutlich pubertärer Zug anhaftet. Auf der Suche nach dem Cyborg trifft man auf den Nerd, jene mythische Gestalt der Computerkultur, wie sie Mark Dery in „Cyber" beschreibt:

„Das Musterbeispiel für einen Computerbesessenen ist der Hacker, eine archetypische Figur, die man sich gemeinhin als einen etwas verlotterten Teenager vorstellt, der mit seinem Terminal verheiratet ist und sich mit koffeinhaltiger Cola und Junk food bei Kräften hält, der vor allem aber in einer geradezu symbiotischen Beziehung mit seinem Computer lebt. Früher waren Computersüchtige Nerds, und was einen Nerd zu einem Nerd machte, mehr als seine Hochwasserhosen und der Kugelschreiber in der Brusttasche seines Karohemdes, war seine extreme Unbeholfenheit im Umgang mit dem anderen Geschlecht."



Nun kann ja eine gewisse sexuelle Umständlichkeit auch angenehme kulturelle Resultate zeitigen. Doch die Erwartung, daß die Hemmungen des Nerd einen ähnlichen Reichtum an Sublimationsleistungen erzeugen könnten wie beispielsweise Kafkas Verlobungsneurose, sieht sich bald enttäuscht. Der technischen Überinstrumentierung des elektronisch erweiterten Junggesellen entspricht die Ärmlichkeit seiner Imaginationen: ein Universum des Cyberkitschs tapeziert mit den immer gleichen Bildern unanfechtbarer, triumphierender Männlichkeit und unnahbarer, phallischer Weiblichkeit.
Anstatt die sexuellen Aggregatszustände zu vervielfachen, scheint sich die technische Phantasie bisher vor allem auf neue Formen der Körper- und Charakter-Panzerung zu richten: urzeitliche Riesenechsen, steinzeitliche Barbaren, mittelalterliche Ritter, laserbewehrte Kampfidioten und keusch verpackte Astronauten.

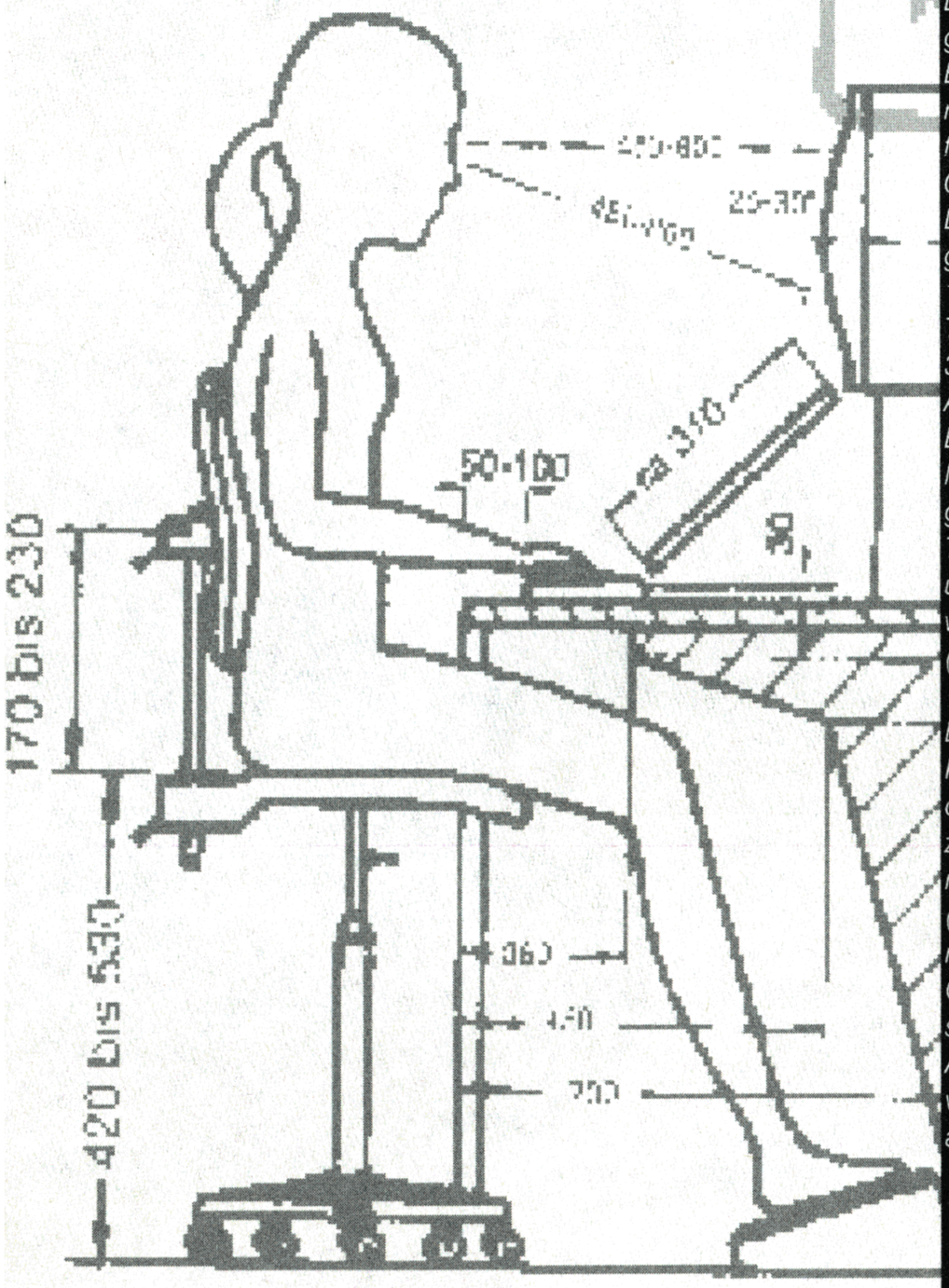


6. Menschen am Schirm

**a) Optisch gibt die Kopplung von Mensch und Computer nicht viel her: Hand-Tastatur, Kopf-Bildschirm.
Der Unterkörper hat - anders als beim Autofahren - nichts zu tun.**

b) Die utopische Faszination der Informationstechnologie verdichtet sich im Begriff „cyberspace“, der reale Stumpfsinn, den sie hervorbringt, tritt im Wort „Bildschirmarbeitsplatz“ zu tage.

OSS = Organisations-System-Schnittstelle
SAS = System-Aufgaben-Schnittstelle
MMS = Mensch-Maschine-Schnittstelle



Prüfliste Bildschirmarbeitsplätze

Die Bauhöhe der Tastatur, gemessen an der mittleren Buchstabenreihe, soll 30 mm nicht überschreiten (gilt nicht für Tastaturen, die vor dem 01.01.1985 im Einsatz waren). Die Neigung ist möglichst gering zu halten, kleiner als 15∞ (4.3.3 ZH 1/618) Bei Tastaturhöhen von mehr als 30 mm Bauhöhe ist die Aufstellfläche, unter Berücksichtigung der Mindestbeinraumhöhe so zu gestalten, dafl eine mittlere Tastaturhöhe von 750 mm über dem Fussboden nicht wesentlich überschritten wird. (4.6.8. ZH 1/618) (Abb.1)

Bildschirme, Tastaturen und Konzepthalter sind so anzuordnen, dafl der Sehabstand zu allen Objekten 450 bis 800 mm beträgt. (6.4 ZH 1/618) (Abb.3a) Die Tastenfelder müssen innerhalb des kleinen Greifraumes und die vorderste Tastenreihe in einem Abstand von 50 bis 100 mm von der vordersten Tischkante angeordnet sein. (4.8.4 ZH 1/618)

my family...

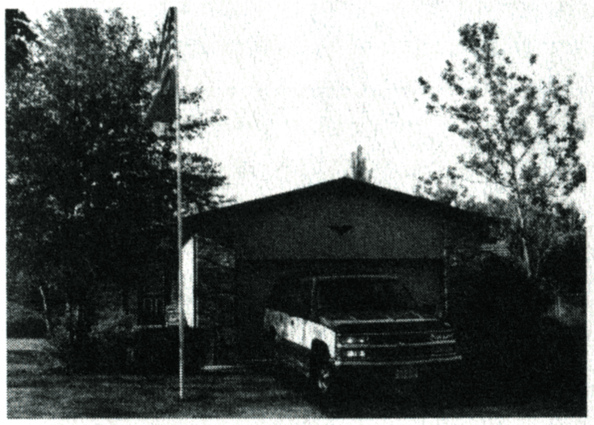
7. Vom Ärmelschoner zum Bildsc

Zur klassischen Trostkultur des Büromenschen gehören die kleinen Dinge, mit denen er/ sie den Arbeitsplatz ausstaffiert und sich ein wenig Privatsphäre verschafft: Das Bild von den Kindern, die Lieblingstasse, der launige Bürospruch, die Urlaubspostkarten der KollegInnen, der Kaktus am Fenster...

Später kam der individuelle Bildschirmschoner dazu. Die Internetkultur hat dieses beschränkte Repertoire um eine Art virtueller Topfpflanze erweitert: die Homepage. Deren Gestaltung und fortdauernde Pflege hat sich zu einem neuen, massenhaft betriebenen Kunsthandwerk entwickelt, das indirekt einiges über die „Subjekte der technowissenschaftlichen Arbeit“ verrät:

Meist handelt es sich um Angestellte von großen Konzernen, die von ihren Firmen die Erlaubnis erhalten, eine private Internet-Seite einzurichten, auf der sie sich selbst, ihre Familie und ihre Hobbies vorstellen können. Genau das tun sie dann auch: Hier sticht vor allem die ungeheure Zahl der 40-50-jährigen technischen Angestellten, Ingenieure und EDV-Spezialisten her-

nschoner



my house and my car...

vor, die das immer gleiche Photoalbum der mittelständischen Erungenschaften ausbreiten: „my house“, „my car“, „my family“.

Von Cyber-Euphorie keine Spur. Im Gegenteil: Diese extrem behäbigen Darstellungen scheinen eher die Funktion zu haben, das beruflich erforderte Eintauchen in den „Cyberspace“ der CAD- und CAE-Programme durch die Anrufung einer „wirklichen“, familiär und territorial geerdeten Wirklichkeit wettzumachen. So geht es in diesen Homepages vor allem darum, Zeugnis vom „realen“ Leben ihres Inhabers abzulegen: Urlaubsbilder, Hochzeitsphotos, sogar eingescannte Personalausweise dienen als Existenzbeweis. Für die Versuchungen der „cybridity“, beispielsweise einmal wenigstens virtuell das Geschlecht oder dergleichen zu wechseln, erweist sich diese hemdsärmelige Familienvater- und Ingenieurs-Mentalität als völlig unzugänglich.

8. Die Reichsdatenbahn

Als Standortmaßnahme hat der Ausbau der Informationsnetze besonderes nationales Gewicht bekommen. 1993 stellte der US-amerikanische Vizepräsident Al Gore das Projekt einer „Nationalen Informations-Infrastruktur“ vor und belegte es mit dem Kosenamen „information superhighway“. Das war natürlich eine Herausforderung für deutsche Traditionspflege:

„Alle Welt redet von Multimedia und Information Highways, oder wie wir in Deutschland ruhig sagen sollten: Datenbahnen.“

(Dr. Heinrich von Pierer, Siemens AG)

9. Eine Frage der Flexibilität

[DIE WELT] „Der Arbeitsmarkt steht vor einer Revolution Die Beschäftigungskrise hat tiefliegende Ursachen - Den Beruf fürs Leben gibt es immer seltener.“

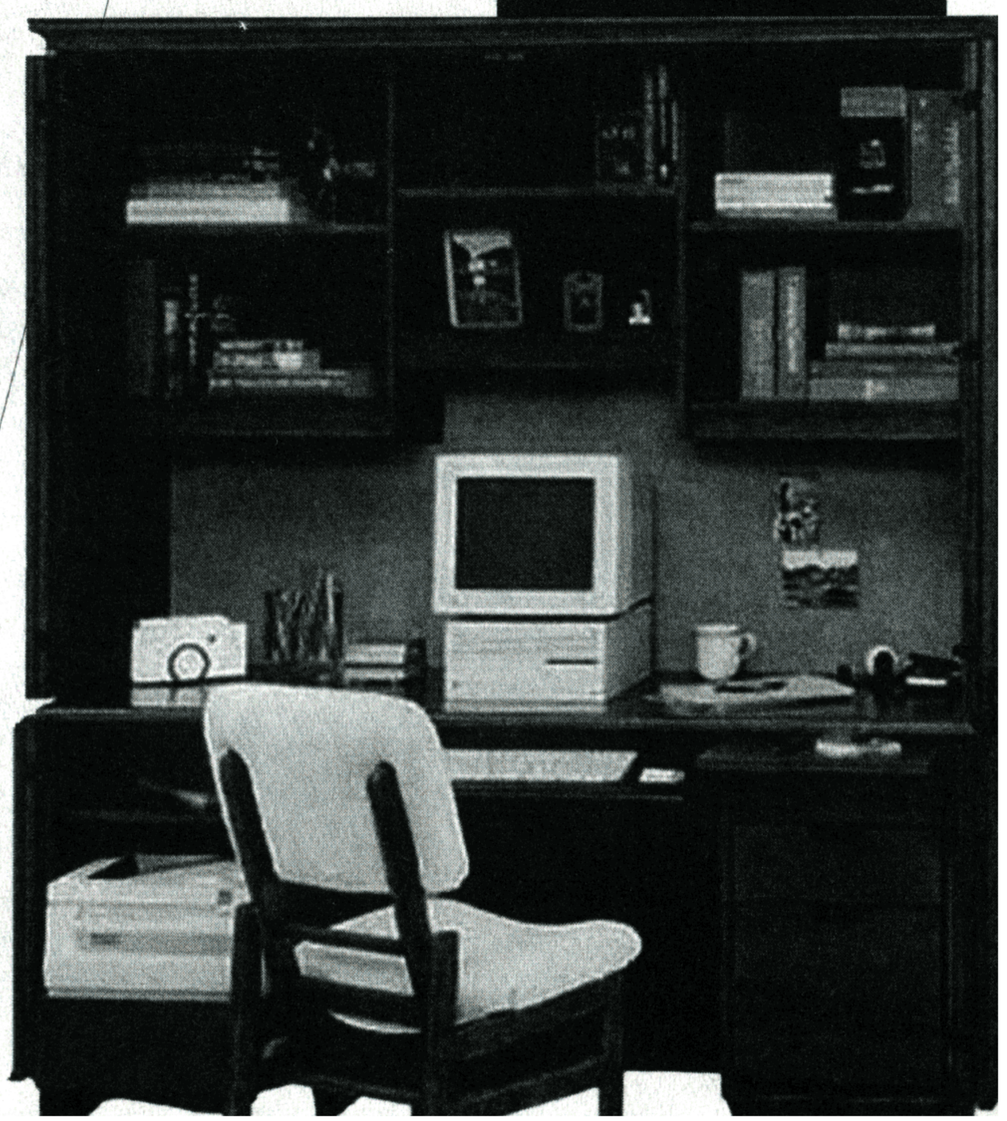
Von DOROTHEA SIEMS

„Wer heute arbeitslos wird, sollte nicht unbedingt darauf bauen, noch einmal in seinem Beruf eine Stelle zu finden. Die Chancen sind oftmals in einer anderen, zukunftsträchtigen Sparte viel günstiger. Und auch wer in Lohn und Brot ist, muß Stillstand vermeiden. Immer neue Techniken erfordern von jedem die Bereitschaft zum lebenslangen Lernen. Wer sich gegen Neuerungen stemmt, läuft Gefahr, bald auf dem Abstellgleis zu landen.“

10. Das virtuelle Biedermeier

Manche TelearbeiterInnen vermissen das kollegiale Gespräch am Arbeitsplatz.

1997: Die Brutalität der Großtechnik löst sich auf in der Behaglichkeit des Heimbüros. Die Apparate machen sich ganz klein, um dem Menschen mehr Raum zu geben. Der putzige Desktop-PC kuschelt sich in die Wohnzimmer-Anrichte und Papa muß nicht mehr mit dem stinkenden Auto in die Arbeit fahren.



11. Wir haben die Arbeit von unseren Cyborgs nur geborgt

Der „Siegeszug“ von Informationstechnik und „Multimedia“ hat nicht nur Millionen von Haushalten neue, elektronische Mitbewohner beschert, er hat vor allem unsere Arbeitsverhältnisse nachhaltig verändert. Damit verbindet sich häufig die Vorstellung von einer Befreiung: Die Automatisierung ersetzt die mühselige und repetitive Handarbeit, der Computer nimmt uns die langweiligen Routinetätigkeiten ab und macht uns frei für koordinierende und kreative Aufgaben, die weltweite elektronische Vernetzung schafft ungeahnte Möglichkeiten der Kooperation und des Austauschs von Wissen.

Patenonkel aller dieser fröhlichen Technikutopien und Visionen vom Ende der Arbeit (wie wir sie kennen) ist der amerikanische Medientheoretiker Marshall McLuhan. Sein Klassiker „Understanding Media. The Extensions of Man“ (1964) gab eine äußerst einflußreiche Beschreibung des Menschen als gesellschaftlichem Cyborg.

Weil die technischen Erfindungen des Menschen nicht nur die Reichweite des Körpers über jede organische Dimension hinaus vergrößern, sondern auch seine Weltsicht determinieren, versprach sich McLuhan von der „elektrischen Schaltungstechnik“ eine regelrechte Revolution: die „Kybernation“ sollte die „serielle“, an der Technik des Lesens und Schreibens („Gutenberg-Galaxis“) orientierte Kultur durch eine ganzheitliche Wahrnehmung ersetzen, die Informationen „gleichzeitig“ aufnehmen und miteinander verknüpfen kann. Als unmittelbare „Erweiterung des Zentralnervensystems“ schafft die Informationstechnologie ein Universum, in dem alles jederzeit präsent ist, im Gegensatz zur Welt der

„Die Menschen werden plötzlich nomadische Informationssammler, und zwar so nomadisch wie noch nie, so informiert wie noch nie, frei von hemmender Spezialisierung wie noch nie - aber auch wie noch nie in den ganzen Gesellschaftsprozeß einbezogen, da wir ja mit der Elektrizität unser Zentralnervensystem weltumspannend erweitert haben und jede menschliche Erfahrung sinnvoll einordnen können..“

Marshall Mc Luhan: Understanding Media, 1964

„Das grundlegende Kennzeichen der neuen Produktionsweise scheint in dem Faktum zu bestehen, daß die wichtigste Produktivkraft technowissenschaftliche Arbeit ist, als eine umfassende und qualitativ hochwertige Form der Synthese gesellschaftlicher Arbeit. ... Dies läßt sich nicht auf einfache Arbeit zurückführen - im Gegenteil gibt es in der technowissenschaftlichen Arbeit ein immer bedeutenderes Zusammenwirken künstlicher Sprachen, komplexer Artikulationen kybernetischer Instrumente, neuer epistemologischer Paradigmen, immaterieller Bestimmungen und kommunikativer Maschinerien. Das Subjekt dieser Arbeit, der gesellschaftliche Arbeiter, ist Cyborg, eine hybride Verbindung von Maschine und Organismus, die fortwährend die Grenzen zwischen materieller und immaterieller Arbeit überschreitet.“

Antonio Negri / Michael Hardt: Labor of Dionysos, 1994

Im späten zwanzigsten Jahrhundert, in unserer Zeit, einer mythischen Zeit, haben wir uns alle in Chimären, theoretisierte und fabrizierte Hybride aus Maschine und Organismus verwandelt, kurz, wir sind Cyborgs. Cyborgs sind unsere Ontologie. Sie definieren unsere Politik.

Donna Haraway: A manifesto for Cyborgs, 1985

Donna Haraway's „Manifesto for Cyborgs“ macht den Versuch, gegen die überwältigende Realität des militärisch-industriellen Cyborg, gegen seine Verwirklichung als phallokratische, technizistische Herrschaft, einen ironischen Gegenmythos zu setzen. „Cyborg“ dient hier vor allem als Metapher für neue, „postmoderne“ feministische Assoziationsformen und Allianzen, die nicht mehr auf dem Prinzip des Einen, Einheitlichen, Ganzen und Natürlichen beruhen, sondern in ähnlicher Weise nichtidentisch und nichtursprünglich sind wie ein kybernetischer Organismus. Darüber hinaus verknüpft sich damit das Programm einer Aneignung der neuen biotechnologischen und reproduktionsmedizinischen Techniken für eine Befreiung der Frauen von der ihnen zugeschriebenen „natürlichen Weiblichkeit“. Lustvolle Identitätsdiffusion in einer Cyborg-Existenz, diesen „hybriden“ Mythos setzt Haraway gegen femimistische Identitätspolitik und technikfeindliche Naturverehrung.

Nur die „Frauen im integrierten Schaltkreis“, denen in der Chip-Industrie die untersten Stellen der Lohn- und Arbeitshierarchie zugewiesen werden, würden sich wahrscheinlich wundern, welch schicke Subjekttheorie hier an ihrem Beispiel demonstriert wird.

Mechanik, die auf dem Nacheinander in der Zeit und der Zerstückelung von Tätigkeiten beruht. So besiegt der Elektronenrechner“ das Fließband, an die Stelle der lokalisierten und spezialisierten Routinearbeit tritt die ungebundene Existenz des Informations-Nomaden:

„Wie die Maschine und das Auto die Pferde ablösten und sie dem Sport und Vergnügen zuführten, macht die Automation das mit dem Menschen.“ Glückliche Pferde, die im Kreis herumlaufen: Der Zweck ist ihnen nicht ganz klar, aber die Sache ist weniger anstrengend als die Arbeit auf dem Feld oder das Kutschen-Ziehen.
Hinter dem Glück der Pferde bleibt das menschliche allerdings weit zurück: Während die technische Entwicklung im Fall Pferd dazu geführt hat, daß die Tiere endlich etwas Ruhe haben, sorgt sie beim Menschen für seine vollständige Inbetriebnahme als Teil einer Wissensmaschine, die ihm “lebenslanges Lernen“ und technologisches Up-to-date-Sein abverlangt. So zeichnet sich eine Spaltung ab zwischen der „virtuellen Klasse“, die „informiert wie noch nie“ den Rhythmus der Produktinnovationen und technologischen Verwertungszyklen diktiert, und jenen bedauerlichen Uninformierten, die, wie einst die Ackergäule, die verbleibende Drecksarbeit oder jene stumpfsinnigen Routinetätigkeiten („data entry“) erledigen, die sich aus dem alten in das neue Arbeitsregime gerettet haben.

12. Technowissenschaftlicher Kommunismus

Cyborg-Arbeit: Ein Techniker der Telekom repariert Lichtwellenleiter.

Antonio Negri, Theoretiker in der Tradition der autonomia operaia, nimmt den Cyborg-Mythos auf und macht aus ihm eine revolutionäre Erzählung. Negri bezieht sich auf die neuen gesellschaftlichen Subjekte, die, gemeinsam mit „schlankeren“ Betrieben, aus der postfordistischen Neuorganisation der Produktion (Ersetzung des Fließbandes durch Produktionsinseln, Teamwork statt Taylorismus) hervorgegangen sind. Die technowissenschaftliche Arbeit dieser „Intelligenzija der Cyborgs und Hacker“ schafft neue Formen der Kooperation und organisiert sich unabhängig vom fordistischen Fabrikregime. Mit der zunehmenden Selbstorganisation und Befreiung der Arbeit vom kapitalistischen Kommando ist, so Negri, der Kommunismus in greifbare Nähe gerückt:

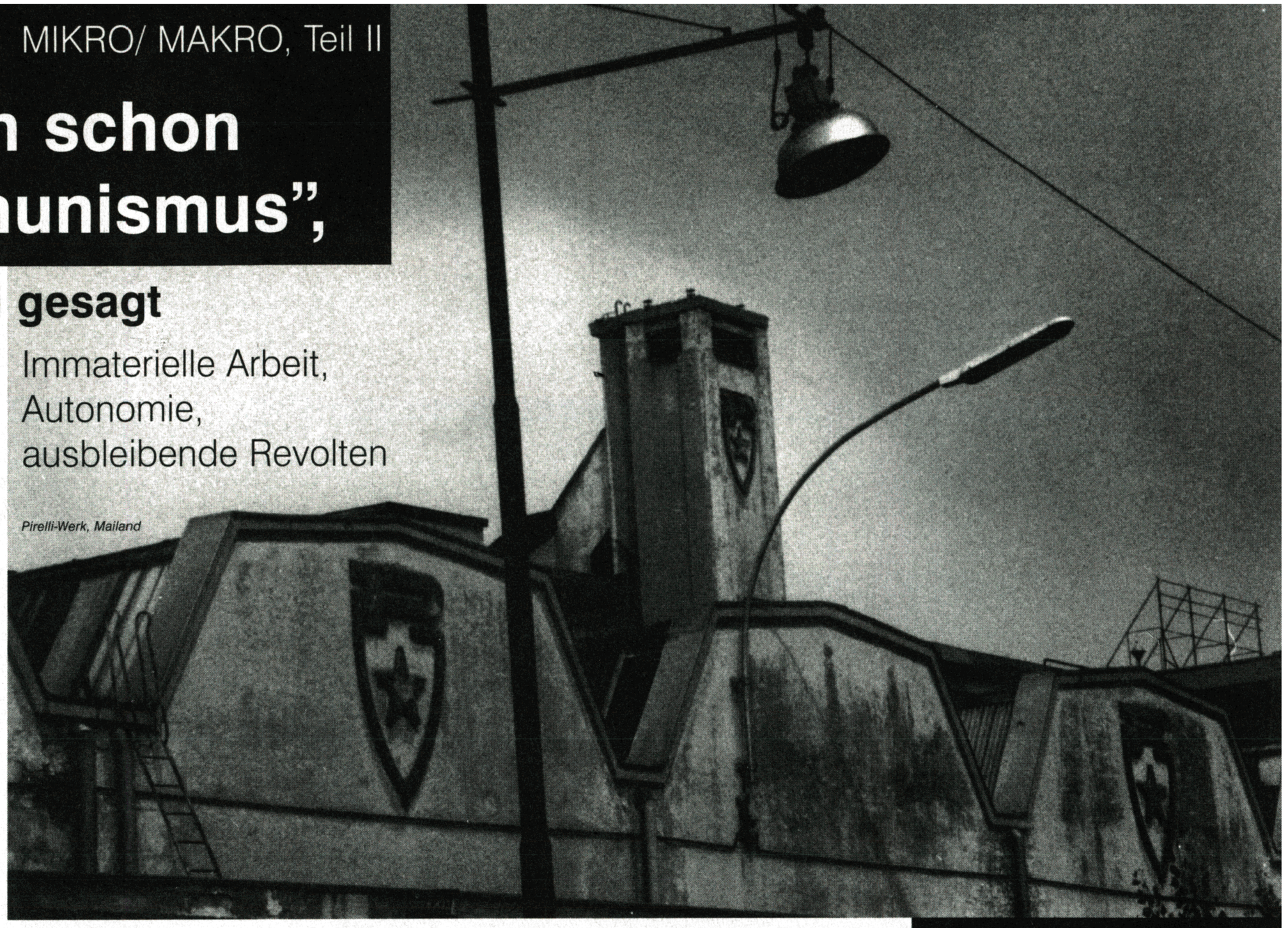
„Zu jedem früheren Zeitpunkt in der Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise hat das Kapital die Form der Kooperation beherrscht. (...) In der gegenwärtigen Epoche hat sich die Situation jedoch vollständig gewandelt. Kooperation oder die Assoziation der Produzenten ergibt sich unabhängig von der organisierenden Fähigkeit des Kapitals; Kooperation und Subjektivität der Produzenten haben einen Berührungspunkt außerhalb der Machenschaften des Kapitals gefunden. Das Kapital verwandelt sich in eine bloße Maschinerie des Raubs, ein Phantasma, einen Fetisch. Um es herum bewegen sich radikal autonome Prozesse der Selbstverwertung, Grundlagen einer möglichen alternativen Entwicklung und einer neuen Konstitution.“

Zur Diskussion dieser Thesen begeben Sie sich bitte auf die folgenden Seiten. →

MIKRO/ MAKRO, Teil II

„Wir leben schon im Kommunismus", hat Toni Negri gesagt

Immaterielle Arbeit, Autonomie, ausbleibende Revolten



Pirelli-Werk, Mailand

Anfang der 60er Jahre wird das Verhältnis Mensch/ Maschine, Arbeiterklasse/ Technologie zu einem wichtigen Thema der italienischen Linken. Raniero Panzieri leitet diese theoretische Wende mit einem Kommentar zu Marx' "Fragment über die Maschinen" (aus den „Grundrissen") ein. Die Zeitschrift „Quaderni Rossi", die Panzieri mitherausgibt, verwirft den Produktivitätsfetisch des orthodoxen Marxismus. Kapitalistische Rationalität, Disziplin, Fließbandarbeit werden als Herrschaftsformen begriffen; gleichzeitig eskalieren in den Fabriken die Auseinandersetzungen. Erstmals organisieren nicht nur ältere kommunistische Fabrikkader, Facharbeiter und Gewerkschafter die Streiks, sondern sog. "Massenarbeiter", junge, oft nur angelernte, aus dem Süden immigrierte Leute. Die "Saison der Autonomie" kündigt sich an, das "Wir wollen alles" - vor allem das Recht, nicht zu arbeiten. Die Konflikte explodieren. Frauen greifen die patriarchalen Verhältnisse in der politischen Bewegung an. Schulbesetzungen folgen, Universitätsstreiks. Ende der 70er wird die "antagonistische Bewegung" durch staatliche Repression zerschlagen. Gleichzeitig werden die Fabriken als Reaktion auf die Arbeitskämpfe umstrukturiert. Fiat führt sog. "Produktionsinseln" ein, in denen die tayloristischen Arbeitsabläufe aufgehoben sind und selbstverantwortlich im Team gearbeitet wird. Diese neuen "Kooperationen" führen nach Ansicht des italienischen Theoretikers Antonio Negri zu einer emanzipatorischen Wiederaneignung von Arbeit. Negri untersucht u.a. in dem vor kurzem auf deutsch erschienenen Buch "Arbeit des Dionysos" das Phänomen der "immateriell Arbeitenden". Damit meint er die neuen Formen „selbständiger" Arbeit, die nicht mehr dem Fabrikregime und dem klassischen Lohnverhältnis unterworfen sind: "KulturarbeiterInnen", freiberufliche Krankenschwestern, Software-ExpertInnen, - alle, die ihre soziale oder technische Kompetenz in wechselnden Konstellationen als „Dienstleistung" verkaufen müssen (Steuerberatung, Lohnabrechnung, Design, Multi-Media-Consulting usw.) oder als (schein-)selbständige Kleinunternehmer ausgelagerte Produktionstätigkeiten übernehmen (Automobil-Teile, Maschinenbau, Textil). Während alle über die Entgarantierung von Arbeit, Arbeitslosigkeit und den Angriff auf erkämpfte Rechte reden, will Negri über den Kommunismus sprechen, der "aufgrund dieser tiefen, weitreichenden Reform der produktiven Arbeit" in greifbare Nähe gerückt sei." Wir begrüßen diese Provokation, mit der die Frage nach dem "Wie" und "Wozu" gesellschaftlicher Veränderung gestellt ist. Denn wir wollen nicht nur wissen, wie der Kapitalismus funktioniert, sondern wie er zerstört werden kann. So nehmen wir die Thesen Negris zum Anlaß für die Fortsetzung der MIKRO/ MAKRO-Debatte aus der *ersten hilfe*: Was kennzeichnet die "immaterielle Arbeit": Technowissenschaftlicher Corpsgeist? cKbe Werbung? Die Selbsttäuschung kreativer Autonomie? Das Delirium der Überarbeitung? Oder das Ende von Disziplinierung und Anweisung? Selbstverwertung? Faites vos jeux! ✪

Antonio Negri, Professor an der soziologischen Fakultät der Universität Padua, wurde 1979 verhaftet. Ihm wurde vorgeworfen, zu den "theoretischen Köpfen" der Roten Brigaden zu gehören. 1983 nutzte er die Immunität als Abgeordneter des „Partito Radicale", um nach Paris zu fliehen. Im Sommer 1997 kehrte Negri freiwillig aus dem französischen Exil zurück - ein offensiver Einsatz in der Debatte um die Amnestierung Hunderter von AktivistInnen, die in den 70er Jahren zu hohen Gefängnisstrafen verurteilt oder ins Exil getrieben wurden.

Kommunismus für Eliten

Antonio Negris fröhlicher Operaismus

Drei Jahre vor dem ersten Weltkrieg schrieb der Anarchist Gustav Landauer, daß der Marxismus eine Art moderne Magie sei, bei der nicht mehr aus dem Kaffeesatz, sondern aus dem Dampf gelesen werde: „Der Vater des Marxismus ist der Dampf." (1) Diese Mischung aus Gehässigkeit und Hohn kann nur nachfühlen, wer sich die Auswirkungen einer Ideologie der Produktivkraftentwicklung vor Augen führt, der Marxismus und Sozialdemokratie anhingen: eine mit Passivität sich ergänzende Fortschrittsgläubigkeit. Das Subjekt der Arbeit und der Fabrik - das für eine gesellschaftliche Umwälzung angeblich nur infrage kommende revolutionäre Subjekt - war zum Abwarten verdammt.
Drei Jahre vor der Jahrtausendwende müßte Landauer sein Urteil nur geringfügig abändern. Postmoderne Marxisten prophezeien nicht mehr aus dem Dampf. Sie lesen aus der funktionalen Anordnung elektronischer Bauteilchen.
Und noch etwas hat sich im Vergleich zum traditionellen Marxismus geändert: der oft verblüffende Gebrauch der Vorzeichen - eine italienische Spezialität, die der Operaismus der vergangenen Jahrzehnte beigesteuert hat. In Zeiten real stattfindender Kämpfe mag das eine wechselseitige Ermutigung einer exaltierten Theorie und einer Praxis der Verweigerung gewesen sein, mag das auf eine wohltuende Selbstbestätigung revoltierender Haltungen hinausgelaufen sein: Nicht die Herren, nein, die Arbeiter produzieren die Krise, nieder mit der Arbeit, Arbeitslosigkeit ist eine Chance, kein Unglück, nicht ihr schmeißt uns raus, wir sind es, die hier abhauen etc.
Heute befinden wir uns in einer Zeit, in der ein zumeist gar nicht so bewußt herbeigeführter Exodus (2) für die Mehrheit der ziemlich ohnmächtig in entgarantierten Verhältnissen lebenden Figuren der realen Arbeitswelt als Zersplitterung Tatsache geworden ist. In dieser Situation ist eine Verkehrung der Vorzeichen, mit der die Subjekte als fortschrittliche AkteurInnen der Krise dargestellt werden, entweder Selbstbetrug oder bereits ein Baustein zur Entwicklung einer Theorie der Eliten.
Diesen Schluß läßt eine neuzeitlich gewagte Interpretation operaistischer Begrifflichkeit vermuten. Sie beruft sich auf Marx, wenn sie als hauptsächlichen Stützpfeiler der Produktion nicht mehr die residuelle Arbeit, sondern die Wissenschaft, die Informatik, die soziale Kooperation und das Wissen im allgemeinen, also den general intellect (3) ausgemacht hat. Der rote Faden, der diese Interpretation mit der zu Beginn der sechziger Jahre einsetzenden Geschichte der italienischen Arbeiterautonomie verbindet, ist der Kampf gegen die Arbeit. Dieser ging damals mit der Artikulation von Bedürfnissen zusammen, die die Grenzen der bürgerlichen Ökonomie aufsprengen mußte, da sich der Autonomie beanspruchende Lohnknecht anschickte, einen größeren Anteil am Konsum einzufordern, als ihm sein Platz in der Produktionskette zugestand.
Diese Verweigerungsbewegung stand für eine Aufkündigung der Kooperation und der Einbindung der Lohnarbeit in das System kapitalistischer Arbeitsorganisation.
Auf die offensive Sabotagefähigkeit der MassenarbeiterInnen antwortete das Kapital mit einer technologischen Umwälzung der mechanisierten Produktionssysteme: Ganze Arbeitskreisläufe wurden durch den Einsatz der Informatik abgeschafft oder die darin bisher notwendige menschliche Arbeit auf ein Mindestmaß reduziert. Parallel dazu bildete die staatliche Pflichtschule ein Heer von AnwärterInnen auf einen sozialen Aufstieg aus, der durch die längst erfolgte Entwertung geistiger Arbeit und ihre reale Subsumtion unter das Kapitalverhältnis prekär geworden war. Diese sozialen Subjekte, die intellektuellen MassenarbeiterInnen,

wurden zu ProtagonistInnen der Revolte von ‘77. Mit ihren freien Radios und dem Vorhaben einer horizontalen Kommunikation erscheinen sie im nachhinein als eine bessere vorweg genommene Skizze einer dann so schlecht wie nur möglich ausgeführten und zum Alptraum gewordenen Postmoderne.
Der Aufstand von ‘77 wurde als Selbstermächtigung begriffen, als Selbstverwertung der nun als gesellschaftlich assoziiert begriffenen ArbeiterInnen (bei Negri: soziale Arbeiter) und dadurch als konsequente Fortführung des Kampfes gegen die Arbeit.
An diesem Punkt scheiden sich nun die Geister: Ein Teil der Autonomie folgt weiterhin dem Hohelied der Selbstverwertung und begreift die neue, postfordistische Form der Kooperation „als lebendige Arbeit, die sich unabhängig von der kapitalistischen Arbeitsorganisation organisiert“ (Negri). Dieser Teil sieht das Kapital nur mehr als Raubmaschinerie, um die herum „sich radikal autonome Prozesse der Selbstverwertung bewegen“ (Negri). Ein anderer Teil lehnt den Mythos von einem general intellect ab, der bereits im Schoße der heutigen die kommende kommunistische Gesellschaft konstituieren soll. Die intellektuelle Arbeit wird von diesem in der Klassentradition verbliebenen Teil der Autonomie (laboratorio critico, vis-à-vis etc.) als genauso der Maschine untergeordnet, repetitiv und berechenbar angesehen wie vordem die Handarbeit am Fließband. Im neuen System, das vom Verhältnis geistiger Arbeit und informatischer Maschinerie geprägt ist, wird demnach nicht mehr nur der Körper, sondern zusätzlich der Geist der ArbeiterInnen normiert, kolonialisiert und der Verwertung dienstbar gemacht.
Doch selbst, wenn wahr wäre, daß die in Selbstverwertung organisierte lebendige, vorwiegend immaterielle Arbeit heute als prinzipieller Agent gesellschaftlicher Produktion auftreten sollte; der gültige Parameter, um sozialen Reichtum und Fortschritt zu messen, ist immer noch der Diebstahl von Leben in Form entwendeter Arbeitszeit als Schicksal und Verhängnis für die meisten.
Die neuen proletarischen oder subproletarischen Klassenlagen stehen heute ohne soziale und politische Vertretungen da. Sie sind gegeneinander ausmanövrierbar und konkurrieren sich im Kampf um Arbeit und Einkommen nieder. Wer dies dennoch, als linker Revolutionär, versteht sich, ohne Zynismus, in einem verständlichen Abscheu vor dem Desaster des realen Sozialismus und seiner Parteien und Gewerkschaften, als Chance begreifen will, als Raum für Befreiung, müßte eigentlich wie weiland Rudolf Rocker im Londoner Eastend Seite an Seite mit den heutigen Entgarantierten leben und unter ihnen für die Ziele einer gerechten und egalitären Gesellschaft missionieren.
Was uns Negri mit seiner „Genealogie eines konstituierenden Subjekts, das in der gegenwärtigen postmodernen Welt anzutreffen ist“, stattdessen vorschlägt, ist eine Verklärung eines aus der immateriellen und assoziiert produktiven Arbeit hervorgegangenen Zwitterwesens (4): Dieses Wesen kann sich gegen seine Subsumtion unter das Kapitalverhältnis entziehen wehren, da es seine mit dem general intellect gleichgesetzten kognitiven und kooperativen Fähigkeiten ja bereits außerhalb des Kapitalverhältnisses entwickelt hat - autonom im Kampf gegen die Erneuerung des kapitalistischen Kommandos. Das heizt, daß mit der beginnenden Selbstverwertung der intellektuellen MassenarbeiterInnen neue Kooperationen entstanden sind, die jetzt unter dem Kommando des „gesellschaftlichen Arbeiters“ stehen. Das Kapital findet diese Kooperationen sozusagen bereits vor und versucht sie sich nachträglich anzueignen.

PCI-Parteitag, Mailand 1986

Man mag nun unwillkürlich einwenden, daß die integrierten neuen technologischen Formen wohl nicht ausschließlich in den Garagen einer aus dem Verwertungsprozeß ausgetretenen Massenintelligenz (5) zusammengebastelt worden sind. Umgekehrt haben nämlich staatliche Vorleistungen, die entweder in einem früheren Klassenkompromiß erkämpft worden oder die einfach nur für eine fortlaufende Verwertung unumgänglich sind - etwa das Schulwesen und die Bereitstellung einer gehobenen Infrastruktur aus Verkehrswegen, Gesundheitsfürsorge und Sozialleistungen -, mindestens genauso zum entstehen einer „virtuellen Klasse“ geistiger Arbeiter beigetragen. Auch der Bedeutung des staatlich mitfinanzierten militärisch-industriellen Komplexes wird die voluntaristische Behauptung einer Selbstverwertung der Massenintelligenz kaum gerecht. Welche unabhängig von der organisierenden Fähigkeit des Kapitals operierenden Formen der sozialen Kooperation gäbe es denn dann noch? Offensichtlich treten sie dort in Erscheinung, wo die Ökonomie der Nichtarbeit (6) seit jeher die stillschweigende Voraussetzung für soziale Reproduktion gebildet hat. Also dort, wo Aktivitäten stattfinden, deren Ziel nicht in erster Linie in der Verwertung von Waren, einschließlich der Ware Arbeitskraft, bestehen, sondern in der Produktion und Reproduktion jenes Rests an Gesellschaftlichkeit, ohne den überhaupt niemand befähigt wäre, in die Ökonomie der Lohnarbeit einzutreten. Diese unverzichtbaren sozialen Aktivitäten produzieren sowohl für Verwertung als auch - bedingt - für gesellschaftliche Emanzipation taugliche Individuen und schwächen manche erlittene Beschädigungen ab. Das war und ist schon immer der einzige Raum, in den sich ein Exodus flüchten konnte, und vielleicht kann man ihn strategisch ausweiten: Genossenschafts-, Siedlungsbewegungen, gegenseitige Hilfe, moralische Ökonomie und ähnliches deuten die Richtung an. Doch ich glaube, das meint Negri nicht mit seinen rådikal autonomen Prozessen der Selbstverwertung - oder doch? Und die Autonomie des general intellect? Vorausgesetzt, er ist tatsächlich hauptsächliche soziale Produktivkraft geworden, muß dann nicht um seine Wiederaneignung erst noch gekämpft werden?
Läßt man Science Fiction und esoterische Marxauslegung beiseite, so sind schließlich im Verwertungsprozeß auf der einen Seite immer noch Geräte, informatische Maschinen vorhanden, deren Einsatz weniger auf eine Reduzierung der Arbeit abzielt als vorrangig auf die Realisierung höherer Profite. Auf der anderen Seite stehen weiterhin Menschen, von denen man sich nur schwerlich vorstellen kann, das sie sans organes (7) vollends in die materielle Produktion eingegangen und dadurch zum fixen Kapital mutiert sind. Vielleicht muß man dazu erst ein besonders gewiefter Dialektiker sein.
Diese working class im Internet , deren subjektives Bemühen es vielleicht ist, immer ganz nahe an der Maschine (8) zu sein, wird in der Arbeit verschlissen. Das ist das Pech produktiver ArbeiterInnen, von dem Marx (9) gesprochen hat. Geködert wird diese neue working class mit den Privilegien einer „Arbeiteraristokratie“. Gegenüber denen, die der Maschine und dem dort inkorporierten Wissen entfernter stehen, weiter unter in einer sozialen Hierarchie, die sich im übrigen wieder zunehmend entlang ethnischer und rassistischer Abstufungen aufbaut, verfügen diese neuen ArbeiterInnen potentiell immer noch über eine relative Verhandlungsmacht. Sie könnten sich immerhin über die eigene Klassenlage miteinander verständigen, subjektive Trennungen überwinden und, da sie im Zentrum der Dialektik von Kapital und Arbeit stehen, Kämpfe führen. Leider hört man kaum etwas von Streiks im virtuellen Sektor. Irgendwie sind alle miteinander verbunden und wissen doch so wenig voneinander. Das liegt wohl im Wesen der funktionalen Integration (bei Marx Einverleibung) begründet, die nur einen technowissenschaftlichen Korpsgeist zuläßt. Im Verein mit Überarbeitung und mit der Verinnerlichung algorythmischer Codes läßt er den Blick für eigene soziale Realitäten abstumpfen - where is the wisdom we have lost in knowledge - where is the kowledge we have lost in information (10).
Die Voraussetzung und Reife der Arbeitskooperation schon für die Ermöglichung des Kommunismus zu halten, ohne deren funktionelle Unterwerfung unter die Zielsetzung kapitalistischer Innovation zu sehen, das ist wahrer Instantkommunismus oder eher noch ein Kapitalismus mit menschlichem Antlitz. Schon Landauer hat das als Appell an „ein sich Ergeben und Geschehenlassen“ gehaßt. Das ist die leicht schizophrene Verwechslung des Modells Benetton mit der „freien Assoziation freier Produzenten“. Und zugleich ist das eine sehr optimistische Rechtfertigung der bestehenden Regionalisierung, aus deren beschränkten, elitären Gesichtskreis herausgefallen ist, daß die Koexistenz, die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen - einerseits Rassismus, Sklaverei, Aussonderung und andererseits Hightech und Cyberspace - den Januskopf der kapitalistischen Utopie darstellt. ★

Egon Günther

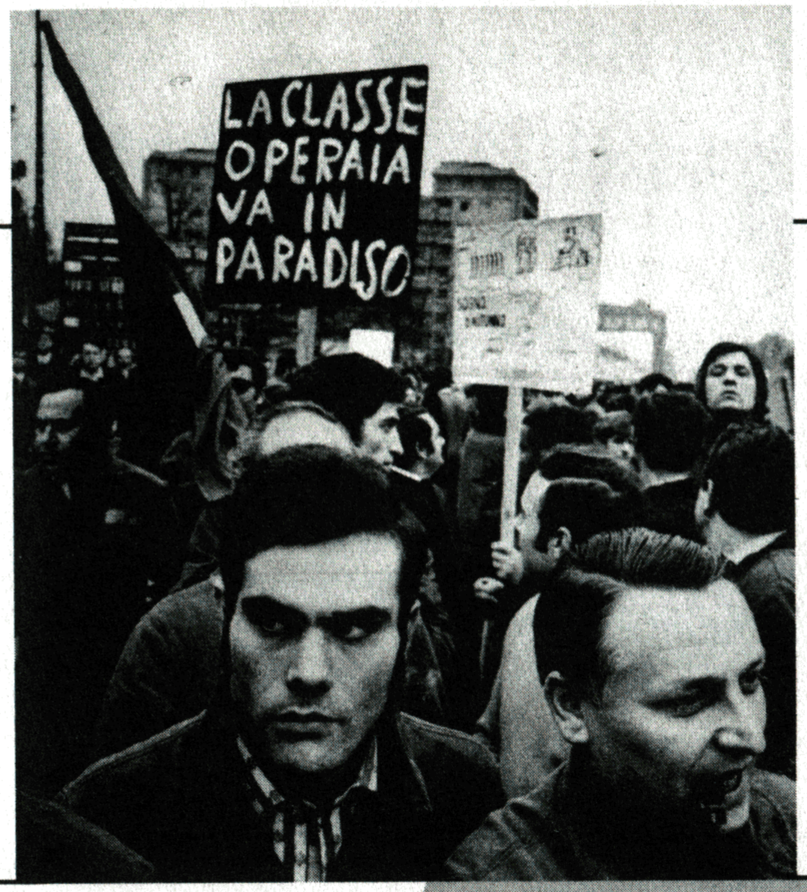
(1) Gustav Landauer, Aufruf zum Sozialismus, S. 98, 1967
(2) Exodus meint in der italienischen Diskussion den Ausstieg aus den sozialen Beziehungen im Kapitalismus und den Aufbau einer Alternativgesellschaft.
(3) general intellect meint das allgemeine soziale Wissen, die kollektive Intelligenz einer Gesellschaft in einem bestimmten historischen Moment.
(4) „...diese hybride Subjektivität wird gegenwärtig zunehmend an der Schnittstelle von Mensch und Maschine hervorgebracht. Subjektivität, all ihrer scheinbar organischen Eigenschaften entledigt, erwächst heute aus der gesellschaftlichen Fabrik als erstaunliches Produkt technologischer Montage.“ Negri/ Hardt, Arbeit des Dionysos, S. 19 ff., 1997
(5) Massenintelligenz bedeutet in der italienischen Diskussion auch ein unbestimmtes Muster kognitiver und kommunikativer Verhaltensweisen, das allen möglichen Tätigkeiten, Berufen und Verwaltungsobliegenheiten gemein ist, die in die sog. „immaterielle Arbeit“ mit neuen Technologien eingebunden sind. Heute muß gesagt werden, daß in Italien nicht die Linke, sondern die korporative Rechte, regional (Lega Nord) wie national (Forza Italia), die erste ideelle Massenintellektualität geworden ist.
(6) Ökonomie der Nichtarbeit, vgl. Kalender der Nichtarbeit oder der anziehenden Arbeit von Franco Piperno aus Il Tallone del Cavaliere, 1994; dt. in: Die Aktion 145/147, 1995
(7) sans organes, vgl. Negri/ Hardt, s.o. S.19 ff.
(8) vgl. Ellen Ullmann, Reflexionen über das Programmiererleben, in: Die Aktion, 165/169, 1997
(9) Karl Marx, Das Kapital, Bd.1, S. 532, MEW Bd. 23, Berlin 1962
(10) T.S.Eliot, The Rock, in: Selected Poems, S. 107, London 1961

auto*matik

arbeit, nicht-arbeit, ersatz, happy oder unhappy lebensunterhalt

arbeiten-zu-müssen ist wie ein staubsauger: es saugt an. alles kommt immer wieder auf den punkt zurück, nicht nur geld verdienen zu müssen - irgendwie -, sondern auch die eigene organisation oder disziplinierung darauf abzustellen, etwas klarzukriegen, aufzuräumen, nicht zurückzufallen, abzusacken in die nicht geleisteten aufgaben oder pläne.

vielleicht war es nie wirklich so, aber nachträglich erscheint es so, als wenn früher eine vorstellung von arbeit vorgeherrscht hätte, in der beruf eine entscheidung war, die in der folge konstantes leben bedeutete: wie der prototypische beamte, der oder die einfach das tut, tag für tag, was getan werden muss + punkt, das wars.
andré gorz hat anfang der 80er jahre das ende der arbeit zu analysieren versucht. in dem ironisch betitelten buch „wege ins paradies“ geht es um das ende jeder gesellschaftlichen verpflichtung auf vollbeschäftigung + um die „mikroelektronische revolution“, die neue anforderungen an arbeit stellen würde, oder arbeit - tendenziell - überflüssig machen könnte. es ist interessant zu sehen, wie ganze textpassagen so klingen, als seien sie heute geschrieben. genauso interessant sind aber auch gorz' fehleinschätzungen. denn zum ende der arbeit ist es auf eine widersprüchliche art + weise nicht gekommen + doch gekommen. bezahlte (produktive) arbeit ist heute für viele ein schwer zu erreichendes „objekt“ geworden, das keine selbstverständlichkeit mehr hat. gesellschaftliche produktivität ist in vielen branchen nicht proportional zur quantität geleisteter menschlicher arbeit. wirtschaftswachstum hängt im gegenteil oftmals nicht von arbeitsleistung ab, sondern von „verschlankung“/ ”lean production”, d.h. massenentlassungen. andererseits lebt globalisierung gerade von arbeit, nämlich von extremer billig-arbeit. armut spielt hier auf der einen seite eine ebenso grosse rolle wie währungsunterschiede + wohlstand (kaufkraft + kauflust) auf der anderen seite. für die industrielle produktivität ist intensiver konsum zwingend notwendig. ebenso notwendig ist eine ausreichend grosse spannung zwischen niedrigen produktionskosten + einem realtiv höheren verkaufspreis. dass diese spannung akzeptiert wird, muss aufwendig hergestellt werden, denn die meisten waren fallen nicht gerade durch ihre notwendigkeit auf. der anteil an nutzgegenständen ist nicht gross, + überhaupt, sind autos nutzgegenstände? das „zwingende“ am kauf von waren muss also „erfunden“ oder produziert werden.
im oktober ist in frankreich „misères du present. richesse du possible“ erschienen. andré gorz spricht in seinem neuen buch weniger vom ende der arbeit, als von aneignung: aneignung von arbeit + aneignung von arbeitslosigkeit. „Es ist diese zentrale Figur des Prekären, die potentiell die unsere ist; sie muss zivilisiert und im doppelten Sinne (an)erkannt werden, damit sie gegebenenfalls eine freiwillig gewählte, erstrebenswerte, sozial bewältigte und wertgeschätzte Lebensweise werden kann, eine Quelle kultureller, emanzipatorischer und sozialer Neuerungen: damit es das Recht aller werden kann, die Unterbrechungen ihrer Arbeit zu wählen, ohne Unterbrechungen ihres Einkommens.“
diese halb-halb-bejahung sogenannter „deregulierter arbeitsverhältnisse“ macht den kern eines streits aus, wie er seit einigen monaten durch den italienischen theoretiker antonio negri auch hier ausgelöst wurde. negri betonte in verschiedenen interviews anlässlich seiner rückkehr ins italienische gefängnis positive seiten an den veränderungen der arbeitsverhältnisse + spricht in seinem kürzlich deutsch erschienenen buch „die arbeit des dionysos“ sogar von den „subjektiven vorbedingungen des kommunismus“: „Der Kommunismus fällt nicht vom Baum wie eine reife Birne, wenn es an der Zeit ist. Er ist möglich unter der Hegemonie der 'immateriellen Arbeit' und der Kooperation. Der Kommunismus hat sich genähert aufgrund dieser tiefen, weitreichenden Reform der produktiven Arbeit. Ich sage das, was ich seit den Siebzigern immer schon gedacht habe: Wir leben schon im Kommunismus. Das ist so ähnlich wie in der Französischen Revolution, fast natürlich, fast offensichtlich.“ (Beute 4/96, s. 106).
damit nimmt negri - ebenso wie gorz - den vollen anti-



augenschein in kauf. denn dass im zuge von „deregulierung“ bindende arbeitsverträge, festanstellungen etc. abgebaut werden, das ist keineswegs im sinne der arbeitnehmer/innen, sondern im sinne des kapitals, das sich brutal der arbeitskräfte bedient + deren soziale absicherung nicht mehr garantieren will. damit werden erkämpfte rechte der arbeiter/innen-bewegung zurückgedreht + das erfüllt insofern alle bedingungen eines backlashs.
für antonio negri + die bewegung der italienischen autonomia operaia war arbeit jedoch nie etwas zu bejahendes. arbeit ist für sie ein zwangsverhältnis + arbeitsverweigerung das erste mittel, um sich arbeit als positives element des seine-zeit-verbringens wiederaneignen zu können. entsprechend konnte für die autonomia operaia auch das erkämpfen der arbeitsrechte niemals ziel an sich sein. schon 1977 hielt toni negri die vorstellung vom fabrikarbeiter als eigentlicher arbeitsrealität für überholt + meinte, er müsse durch den begriff eines „gesellschaftlichen arbeiters“ ersetzt werden: „Die Tatsache, dass die mehrwertproduzierende Arbeit in nicht mehr bedeutendem Ausmass in den grossen Fabriken geleistet wird, dass sich die Produktionsweise gesellschaftlich ausweitete, dass sich die Gesellschaft gleichzeitig mit ‘Arbeitslosen’ und mit einer riesigen Menge mehr oder weniger versteckter produktiver Arbeit aufgefüllt hat, mit Schwarzarbeit, mit dezentralisierter Arbeit, mit Heimarbeit usw. - all dies meinten die Gruppen und Gewerkschaften übersehen zu können. Im Gegensatz dazu entdeckt und organisiert die Arbeiterautonomie diese neue gesellschaftliche Basis der produktiven Arbeit im Kampf. Von diesem Standpunkt aus ist sie tatsächlich die ‘andere’ Arbeiterbewegung: sie ist es durch ihre Fähigkeit, die ganze Kraft des gesellschaftlich verteilten Proletariats, beschäftigt und arbeitslos, männlich und weiblich, jung und alt, Arbeiter und/oder Studenten gegen die entwickeltesten Momente der kapitalistischen Restrukturierung zu sammeln und zu vereinigen.“ (vorwort in: negri, massenautonomie gegen den historischen kompromiss, 1977)
20 jahre später ist negris bezug auf eine „neue arbeiterbewegung“ historisch schwer angeschlagen. zuweilen werden erwartungen durch neue kämpfen aufgefrischt, wie durch die französischen streiks im öffentlichen dienst in den letzten jahren. negris bewertung dieser streiks zeigt seine hohen erwartungen an neue subjektivitätsmuster, die sich aus den neuen arbeitsbedingungen ergäben + auch im sprunghaften + diskontinuierlichen charakter der streiks zu tage träten.
solche deutung des heikelwerdens von arbeit ist gleichzeitig falsch + nicht-falsch ist. sie ignoriert eklatant, dass jede chance, die sich aus „prekärer“ arbeit ergibt, nur für wenige eine chance sein kann. sie gilt in erster linie für eine mittelschicht, die nicht zum neuen dienstleistungssubproletariat abrutscht. im falle der arbeiterinnen einer textilfirma in südkorea oder einer kassiererin im discountlebensmittelladen von „aneignung von arbeit“ oder sogar von „selbstverwertung der arbeiter/innen“ zu sprechen wäre absurd. bei der müllabfuhr als städtischer angestellter arbeiten, war niemals ein toller + mut machender job + ist es entgarantiert unter dem regime eines subunternehmers noch weniger. anonymes lohnschreiben für den spiegel + x-andere journale auch nicht.
andererseits gibt es jedoch einen typ von arbeit, der - bis zu einem gewissen grade - unter die deutung von gorz oder auch von negri fällt. es gibt arbeit, die anders organisiert ist, in der der gang an den arbeitsplatz nicht das gesamte leben strukturiert. das heisst ganz + gar nicht, es gäbe an sich tolle jobs, sondern nur, dass es innerhalb der jobs einen zug gibt, der nischen möglich + auch nötig macht. das hat damit zu tun, dass nicht nur in bezug auf computerheimarbeit privatleben die produktivität mitgestaltet, sondern dass in vielen tätigkeiten kulturelles wissen auch die chancen bestimmt, irgendwelche weiteren anstellungen für zeitarbeit finden zu können. in diesem bereich mischt sich freiwillige „arbeit“ oder weiterbildung mit jobs. es kommt in dieser grauzone zu dem, was feministische ökonominnen wie maria mies auf anderer ebene analysierten, dass nämlich die gesellschaftliche produktivität auf einem wesentlich grösseren anteil an unbezahlten tätigkeiten beruht: die reproduktion, die hausarbeit, das aufziehen von kindern, das psychische „versorgen“, was alles traditionell „verdeckte arbeit“ von frauen war. dazu kommt aber noch eine weitere dimension: das aufrechterhalten von motivation, von arbeits/kauflust, von sich-auf-den-stand-bringen; es gibt heute keine werbung, die nicht erlernt werden muss, es muss der punkt erneuert werden, sie zu verstehen, irgendwie geniessen zu können. es gäbe keinen internet-hype, wenn dieses gefallen am trash, an den nicht-körperlichen phantasmen von cyber-unsinn nicht trainiert worden wäre. das ist alles arbeit gewesen.
reflexartig ist negri (wie in der jungle world) verdächtigt worden, die subjektiven chancen, die er im prekär-werden von arbeit habe entdecken wollen, bewiesen lediglich sein arrangement mit der aktuellen version avancierten kapitalismus. das übersieht aber nicht nur, dass negri ebenso wie gorz immer wieder schreibt, dass die fabrik nun auf die gesamte gesellschaft übergegangen ist + dass es heute zu neuen formen der „versklavung“ kommt (negri verwirft insgesamt das kapitalistische regime + spricht im zusammenhang von neoliberaler politik in oberitalien auch von „kalifornischem faschismus“). entscheidender ist jedoch, dass sich in der verdächtigung eine verkennung wiederholt, die ein grundsätzliches problem linker politik durch nicht-sehen lösen will: wer + warum will + kann „widerstand“?
negri geht strategisch mit der diskussion um. er lehnt das kapitalistische regime ab + spricht gleichzeitig den veränderungen in der gesellschaftlichen produktion von subjektivität emanzipative qualitäten zu, überspitzt diese einschätzung noch dadurch, dass er provokativ von den „subjekti-

ven vorbedingungen“ von kommunismus spricht. krasser gehts nicht. diese operation hat den zweck – jedenfalls würde sie darin sinn machen -, an etwas heranzukommen, das schwer in den blick zu bekommen ist: dass nämlich die ablehnung der verhältnisse nur aufgrund von etwas geschehen kann, das teil der verhältnisse ist. aber nicht nur, um die verwickeltheit mit den verhältnissen anzuzeigen, sondern auch, um momente von (utopischer) subjektiver autonomie ansprechbar zu machen. was gibt es denn in denen, die wir selbst sind, die fernsehen gucken, keine revolution machen + nichts besseres zu tun haben, als uns in psycho-kisten zuzunageln? „Wir verstehen in der Krise, besser als wir es im Kampf konnten, wie wir selbst die Gefängniszellen der Macht konstituiert haben, die unsere Existenz umgeben und sie der parasitären Existenz der Bourgeoisie überantworten. Wir sehen die allgemeinen Umrisse eines sowohl theoretischen als auch praktischen Problems, das unmittelbar ins Sein reicht. Die ontologische Konstitution der Realität wird uns deutlich, und alles, was nicht nach ihren Masstäben konstruiert ist, bleibt undurchsichtig. Das Verhältnis von Klarheit und Undurchsichtigkeit hängt nun von unserer Fähigkeit ab, unsere Hoffnung, oder besser, unser kommunistisches Begehren der konstituierenden Intelligenz und der produktiven Imagination anzuvertrauen.“ (negri, arbeit des dionysos s.153)

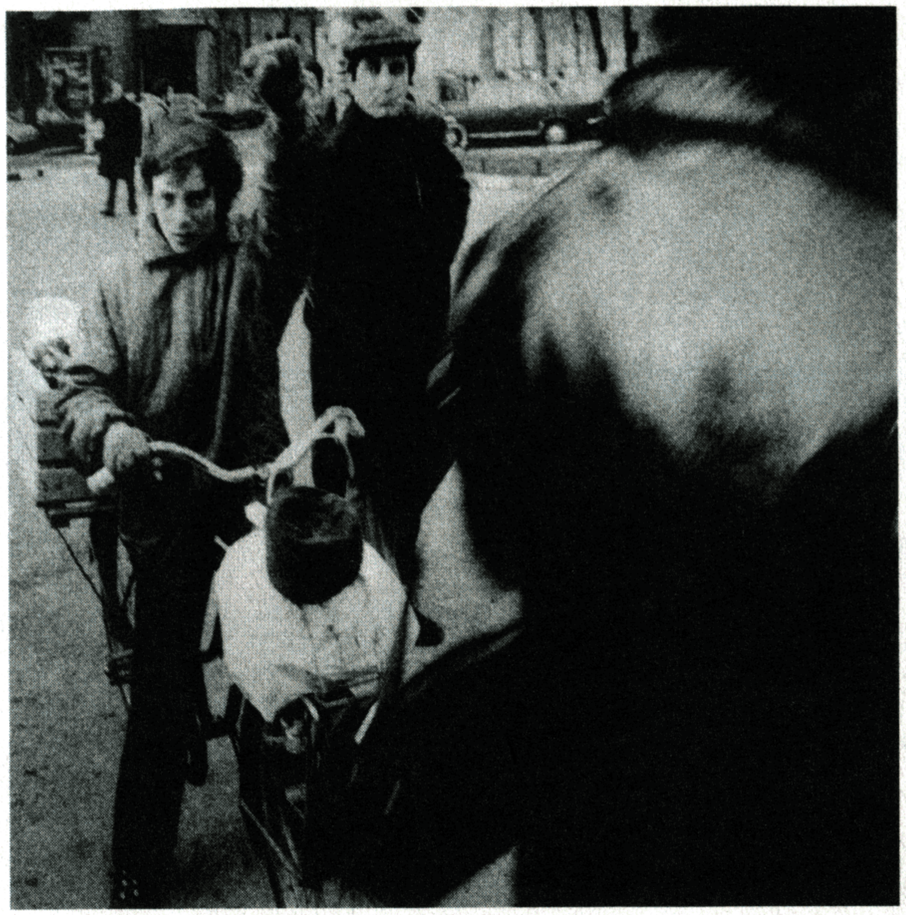
es wird immer falsch, wenn es bezeichnet wird: tom, der seinen fahrerjob geschmissen hat – keine lust —; bobby, der in einer firma, die lichtdeko macht für den messebau, ganz unabdingbar geworden ist; + anne ist bereichsleiterin für den vertrieb von videos für bastel-do-it-yourselfs in baumärkten.

das szenario ist mittelstandskinderkitsch oder eine soap (marienhof). oder wie die süddeutsche zeitung ulrich beck über globalisierung + die neue generation schreiben lässt: „Der späte Wohlfahrtsstaats-Lebenskünstler ist in einem bestimmten Sinne Unternehmer, aber nicht in dem Sinne, wie er als Kapitalismuskritik in den Köpfen herumschwirrt. Er mag – statistisch — ‘arbeitslos’ sein, ist aber rund um die Uhr beschäftigt. Er ist unendlich vielseitig, aber eben doch von bornierter Einseitigkeit, wenn es darum geht, seinen Lebenszweck, das Gesamtkunstwerk Ich zu gestalten. Er oder sie steckt voller Ideen, aber die Märkte und die Bürokratien verweigern deren Anerkennung [was der neoliberalismus sicher verbessern wird, anm.d.a.]. Er schöpft aus Geldquellen und lebt in und von Unterstützungsnetzwerken, die vor allem die zu Unrecht missachtete Kunstfertigkeit des Schmarotzertums zu neuen Ehren kommen lassen.“ (24.9.97)

die wirklichkeit fühlt sich wahrscheinlich anders an, schlechter gelaunt, weniger relaxt oder leger angezogen. die ängste, die sich darin befinden, sind banaler + grundsätzlicher zugleich + gefährden die personen in verschiedenster weise – mehr + anders als es darstellbar ist.

die wirklichkeit ist auch weniger jugendlich + weniger städtisch: neoliberales wirtschaftliches boomen spielt sich in regionen ab, in denen es eine gute infrastruktur gibt, viele kleine neuen zuliefererfirmen entstehen, was kurzfristige anstellungen ermöglicht + mobilität (das „jobwunder“ in usa). in diesen regionen kommt zu den bestehenden arm-reich-strukturen eine zusätzliche geldmittelschicht hinzu, die sich mit den neuen ästhetischen angeboten von trash + chic identifiziert (cKbe-werbung annimmt), sich die welt imaginär aneignet (geld in der südsee ausgibt), die aber gleichzeitig schützenfeste feiert + aus pragmatischen gründen die kirche besucht. familienwerte, alkoholisierter ultimativer machismo + generation-X-signale laufen da parallel. neue sozial-formen, wie gorz sie als möglich anvisiert, sind nicht zu erkennen. was nicht heisst, es gäbe gar keine veränderungen: da, wo gesellschaftliche gruppen, die bisher vom geld-verdienen tendenziell ausgeschlossen waren, neue zugangsmöglichkeiten zu arbeit + geld haben (weil sie flexibilitätsforderungen besser entsprechen), da kommt es auch zu darstellungsformen dieser gruppen auf der strasse oder in der disco + diese gruppen sind auch besser in der lage, ihre interessen durchzusetzen (kindergruppen für alleinerziehende berufstätige können dann selbst auf dem lande realisiert werden).

zum bild der produktiven regionen gehören aber ebenso die unproduktiven regio-



nen, die hohe arbeitslosigkeit haben + sich in der spirale nach unten bewegen. hier ist jeder do-it-yourself-optimismus zynisch + unpraktikabel.

für toni negri ist der italienische norden ein prototyp neuer produktivität. viele der aus den fabriken entlassenen arbeiter/innen haben sich in kleinfirmen zusammengeschlossen + ein netz von mini-produktionsstätten gebildet.

prototyp ist der italienische norden aber auch aus einem anderen grund. denn - wie negri ähnlich wie der theoretiker maurizio lazzarato annehmen -, es ist gerade eine solche gegend, in der phänomene wie der kleidungsfabrikant benetton entstehen konnten. benetton verfügt über nur wenige eigene angestellte, die meisten bereiche sind ausgesourced, d.h. sie werden von kleinen selbständigen subunternehmer/innen ausgeübt. auch alle benetton-läden, die die weltweite präsenz von benetton-ware garantieren, sind selbständige geschäftsinhaber/innen - oder neusprache: franchising-nehmer/innen. die enorme produktivität von benetton baut daher auf einem neuen verständnis von marketing auf, in der eben nicht nur konsument/innen überredet werden, den je spezifischen quatsch statt eines anderen zu kaufens, sondern in dem - wie lazzarato sich ausdrückt - subjekte produziert werden. das klingt erstmal als eine übertreibung (+ ist es auch irgendwie), denn nur weil eine/r sich benetton kauft, ist noch lange keine subjektivität mitgemacht. c&a, h&m oder benetton - was solls? negris und lazzaratos clou wird erst vor dem horizont verständlich, dass konsumtion insgesamt (+ nicht speziell für benetton) produziert werden muss. der ganze „reichtum“ an werbung, an mtv, an neuen zeitungen, fernsehmagazinen (neuen „formaten“) hat eine selbstverstärkende funktion: gleichermassen müssen konsument/innen all das erlernen, den fun an den neuen „formaten“, den sinn des internet, den widersprüchlichen kick, der von trash ausgeht (+ der heute bereits teil von bankenwerbung geworden ist): alle müssen sich positiv an das gefühl im magen gewöhnen, das von neuen banken, neuen wünschen, neuen hoffnungen auf (spekulatives) geld ausgelöst wird, von der bewegung, eben der imaginären schaukel, die höher als alle anderen schaukeln, an die wir uns gewöhnt haben, schaukelt. produktion + konsumtion ist die fabrik, die produziert.

bill gates wäre nicht einer der reichsten MÄNNER der welt, gäbe es nicht diese produktion. - coca cola oder nike wären lediglich getränke-hersteller oder schuster.

das ist der hintergrund für negris manöver. hier kommt es zu einer auf der schneide stehenden bewegung von selbstverwertung von arbeit + der kapitalistischen verwertung von selbstverwertung. negris eigene beispiele sind eigenartig moralisch + problematisch. ohne das geschlechtsspezifische seiner beispiele zu markieren, redet er von den krankenschwestern + ihrer arbeit, die „die zum grossen Teil von Frauen verrichtet wird und spezifische Werte voraussetzt, hervorbringt und reproduziert; besser gesagt, die Konzentration auf diese Arbeit hebt eine Dimension im Wertbildungsprozess hervor, in der gleichermassen die hochtechnologisierte wie die affektiv-sorgende Seite der verausgabten Arbeit wesentlich und unersetzlich im gesellschaftlichen Produktions- und Reproduktionsprozess geworden zu sein scheinen. Die Krankenpflegerinnen haben im Verlauf ihrer Kämpfe nicht allein ihre Arbeitsbedingungen thematisiert, sondern gleichzeitig die besondere Qualität ihrer Arbeit zum Gegenstand gemacht: ihre Stellung zu den Patienten, wo sie mit den Bedürfnissen eines menschlichen Wesens angesichts von Krankheit oder Tod konfrontiert sind, ebenso wie ihre Stellung zur Gesellschaft, wenn sie die Technologien der modernen Medizin handhaben.“ (s. 18)

zu solcher „selbstverwertung“ kommt es aber überall da, wo personen sich entscheiden, nicht zu arbeiten, wenig zu arbeiten (um andere dinge zu tun) oder aber in der arbeit andere kriterien anzuwenden als geld-verdienen. das ist möglich + ist der fall, sicherlich wiederum nur bei personen, die über ein system der sozialfürsorge oder privater geldversorgung verfügen (geld-verdienende partner/in, familiengeld oder schlau im ausnutzen von sozialfürsorge, wo es sie noch gibt). + es ist eben das besondere des spätkapitalismus, dass diese formen der selbstverwertung wiederum für das ökonomische system nützlich sind. es sind die puffer, wo leute kulturell neue nischen entwickeln, kulturellen vorsprung der industrieregionen miterarbeiten, originelle verausgabungen etc.

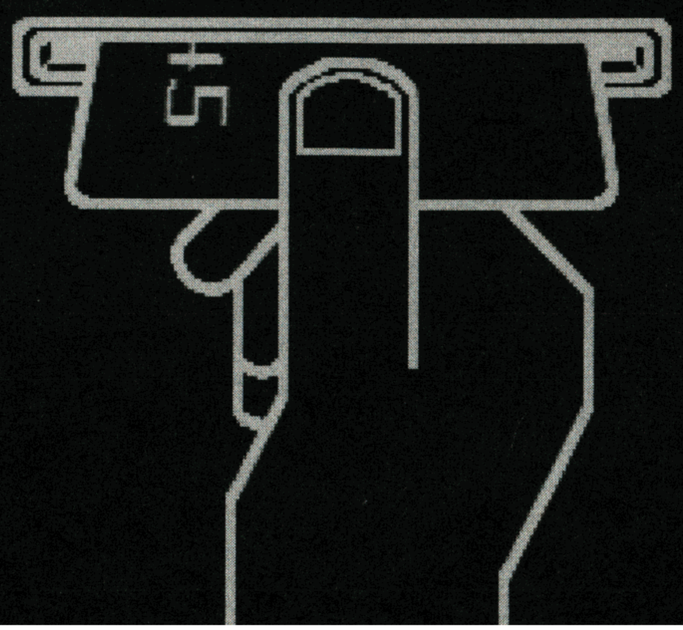
ob sich daraus eine das system-überwindende dynamik ergibt, ist als frage schief. vorher ist entscheidend, dieses moment nicht zu verkennen, es zu produzieren + seinen verlauf zu betrachten: ob es sich ausweitet oder zurückweist auf eine angstbesetzte verteidigung des imaginären „eigenen“. ✱

VIRUS
der Laden
Delicatessen / Ladengalerie
Ristorantino - Vinoteca - Caffeteria
Augustenstr. 7 80333 München 089-595917

Die Arbeit des Geldes

G-G'

Wie 1987, nach dem schwersten Börsencrash der Nachkriegszeit, scheinen auch die derzeitigen Turbulenzen auf den weltweiten Geld- und Finanzmärkten die globale Hegemonie des Finanzkapitals nicht besonders zu beeinträchtigen. Im Gegenteil: Mit der Verleihung des Ökonomie-Nobelpreises an die zwei Finanzmarkt-Experten Scholes und Merton wird der Finanzwelt wissenschaftliche Anerkennung zuteil, während gleichzeitig der Run auf die Telekom-"Volks"-Aktie zeigt, daß die Begeisterung für das sich wundersam selbstvermehrende Geld nicht von der Größe des Vermögens abhängig ist.



Mitte Juli dieses Jahres mußten sich selbst die sonst so hektischen Trader des *London International Financial Futures and Options Exchange* (LIFFE) in der *City* von London etwas moderater benehmen. Denn die Verwaltungsbehörde *Corporation of London* ließ ihnen zu Ehren inmitten der City eine Statue errichten, um „dem frischen Blut in der Finanzwelt eine Hommage" zu erweisen, wie es in der Presseaussendung hieß.

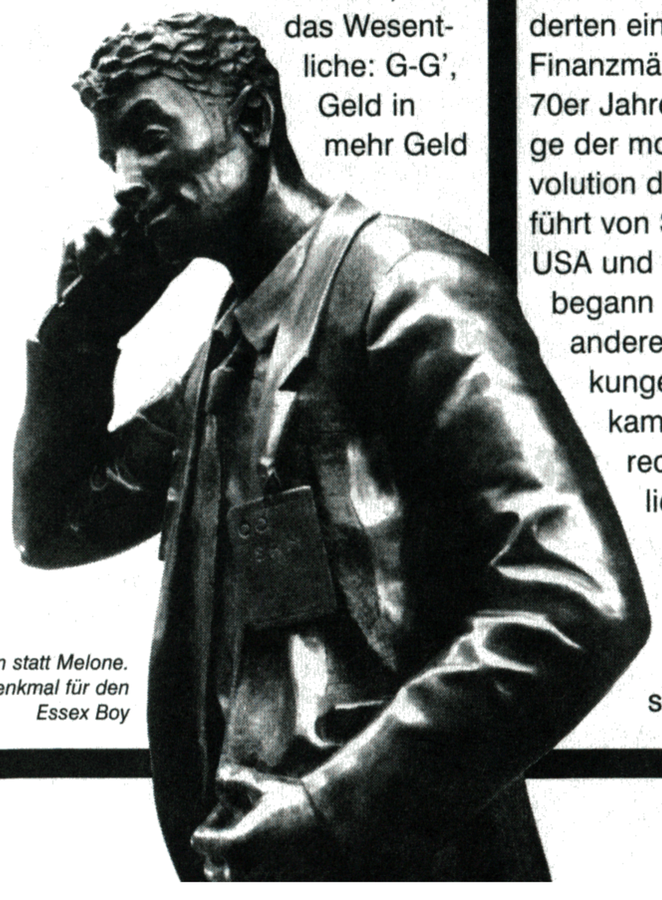
Das Denkmal, das einen hektischen Händler inklusive Handy darstellt, erzählt nicht nur vom Sieg der jüngeren City-Population über die Traditionalisten der ehrwürdigen Londoner Bankenwelt, sondern auch von der kulturellen und politischen Dominanz der seit der Börsenderegulierung von 1986 *(Big Bang)* expandierenden Generation von Finanzkapitalisten.

Diese Aufbruchstimmung von 1986, die auch durch den schlimmsten Börsensturz der Nachkriegszeit von 1987 nicht aufgehalten werden konnte, spiegelte sich bereits im berüchtigten Londoner „Architekturstreit" wider, in der eine „Bewahrer"-Fraktion von altehrwürdigen Bankern, Monarchie (Prince Charles) und Kleinkrämerläden in der City gegen eine (post-)moderne Yuppie- und Architektenclique antrat, um über bauliche Veränderungen im Herzen Londons zu verhandeln. Daß letztere sich vermehrt durchsetzten, lag nicht zuletzt an der Stärkung, die sie von der konservativen Regierung Thatcher erhielten. Mit einem raffinierten Diskurs, der die Elemente „Modernität" und „Tradition" geschickt vermischte, war Margaret Thatcher Ende der 70er Jahre angetreten, aus einem als „abgewirtschaftet" bezeichneten England eine neue weltweite Wirtschaftsmacht zu etablieren und ein neoliberales, monetaristisches Experiment zu initiieren, daß sich weniger aus tiefen wirtschaftspolitischen Einsichten nährte als vielmehr aus neuen, modischen ökonomischen Ideen und der bereits erwähnten Aufbruchseuphorie. Im Film *Empire State,* einer Parabel auf die Thatcher- und Reagan-Revolution jener Jahre, läßt der Regisseur Ron Peck seinen Protagonisten bei einem Hubschrauber-Rundflug über London diese Euphorie zusammenfassen: „Vergiß' alles, was hier vorher war.
Es gibt einen neuen britischen Geist: fit, wettbewerbshungrig, schlank, bereit sich in den Arenen der Finanzwelt durchzusetzen. Eine neue Nation braucht eine neue Stadt, also bauen wir sie."
Diese Verzahnung von kulturellen, politischen und ökonomischen Faktoren, die sich vor allem in den USA und Großbritannien ausmachen läßt, zählt mit zum Versuch, ein neues Akkumulationsmodell unter der Hegemonie des Finanzwesens zu etablieren, das im wesentlichen auf den im Film-Zitat beschriebenen Kriterien beruht: Flexibel, energisch, dynamisch.

Diese Reorganisation des Kapitals war vor dem Hintergrund einer Krise notwendig geworden, die sich in den frühen 70ern auszuweiten begann: Die Massenmärkte waren weitgehend gesättigt und die Werktätigen wurden in ihren Ansprüchen immer vorlauter. Dieser ungemütlichen Situation versuchte das Kapital in zunehmendem

Maße zu entfliehen: In neue Organisationsformen, neue Branchen, neue Märkte. Das brachte uns *lean production,* flexible Spezialisierung, das Wachsen des Dienstleistungssektors und die Globalisierung. Die Finanzmärkte sind idealtypische Zufluchtsorte. Sie sind flexibel und global: Eine IBM-Aktie kann in wenigen Augenblicken in ein Yen-Guthaben oder eine Bundesanleihe getauscht werden - das alles zum Spartarif, denn für Großkunden sind die Kommissionen vernachlässigbar gering, und Umsatzsteuern sind weitgehend inexistent. Letzteres gilt für staatliche Eingriffe ganz allgemein: Die Regulierungsdichte ist so gering wie nirgendwo sonst. Und das beste: Man braucht sich nicht mehr mit lästigen ArbeiterInnen im Produktionsprozeß herumschlagen. Der mühselige Umweg G-W-G' - also die kapitalistische Grundfigur nach Marx: 1) Geld vorschießen, 2) damit Waren produzieren, 3) diese gegen mehr Geld verkaufen - wird radikal zusammengekürzt.

Was bleibt, ist das Wesentliche: G-G', Geld in mehr Geld verwandeln - durch Zinsen, Dividenden, spekulative Gewinne. So wurden und werden Gewinne nun aus dem Halten von Aktien (auf Unternehmensgewinnen beruhende Dividendenausschüttungen), Staatsschuldpapieren (Zinszahlungen, die durch Steuern finanziert werden), Krediten (Zinszahlungen von privaten oder staatlichen Schuldnern) oder Fremdwährungseinlagen (Zinszahlungen ausländischer Banken) gezogen; oder aus deren Kauf und Verkauf zum richtigen Zeitpunkt. Die letztere Option ist natürlich die bevorzugte, da sie die geringste Wartedauer erfordert. Durch die Deregulierung und Internationalisierung sind die Möglichkeiten, in diverse Anlageformen ein- und blitzschnell wieder auszusteigen, enorm gewachsen.

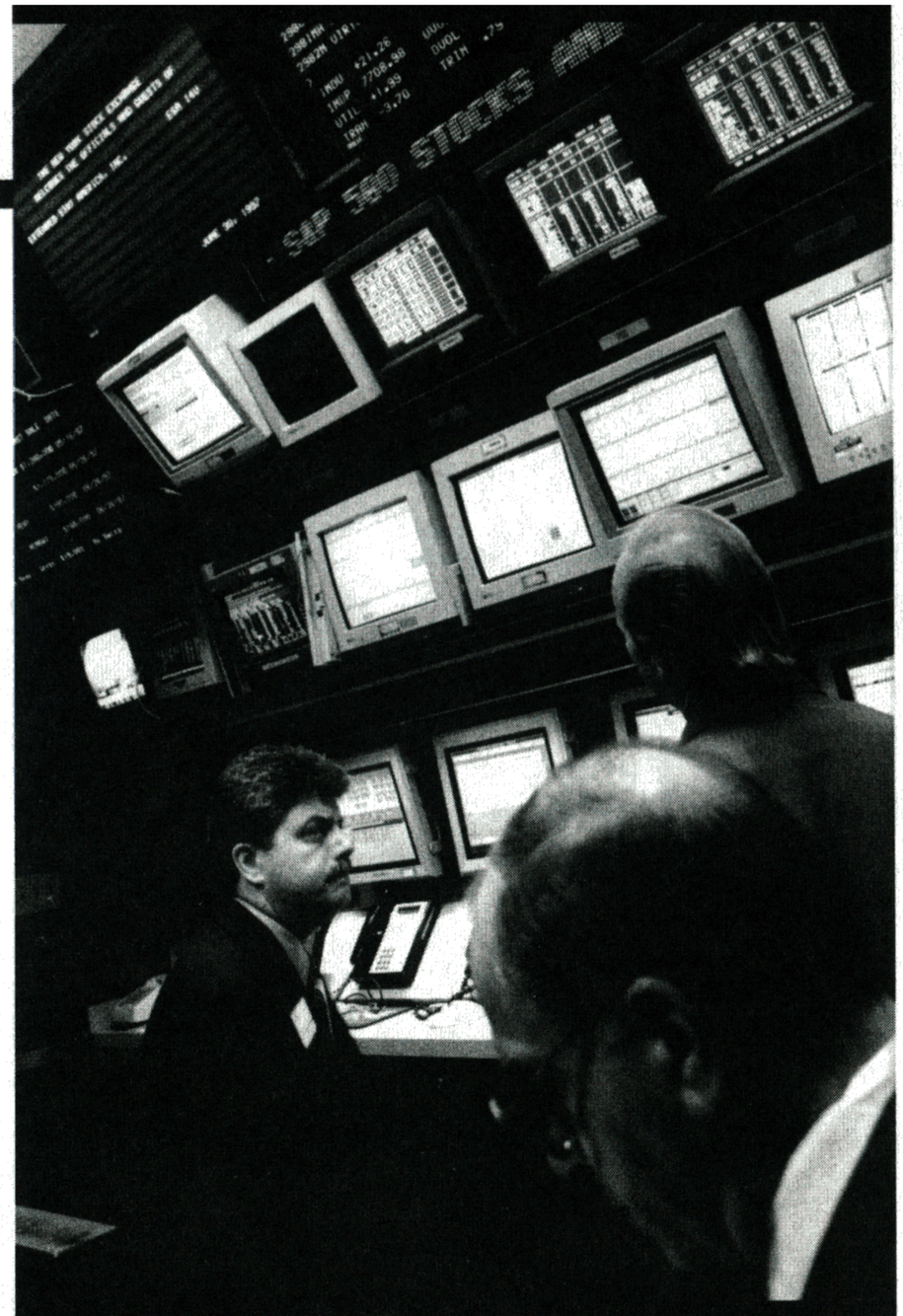


biles Telefon statt Melone. Das Denkmal für den Essex Boy

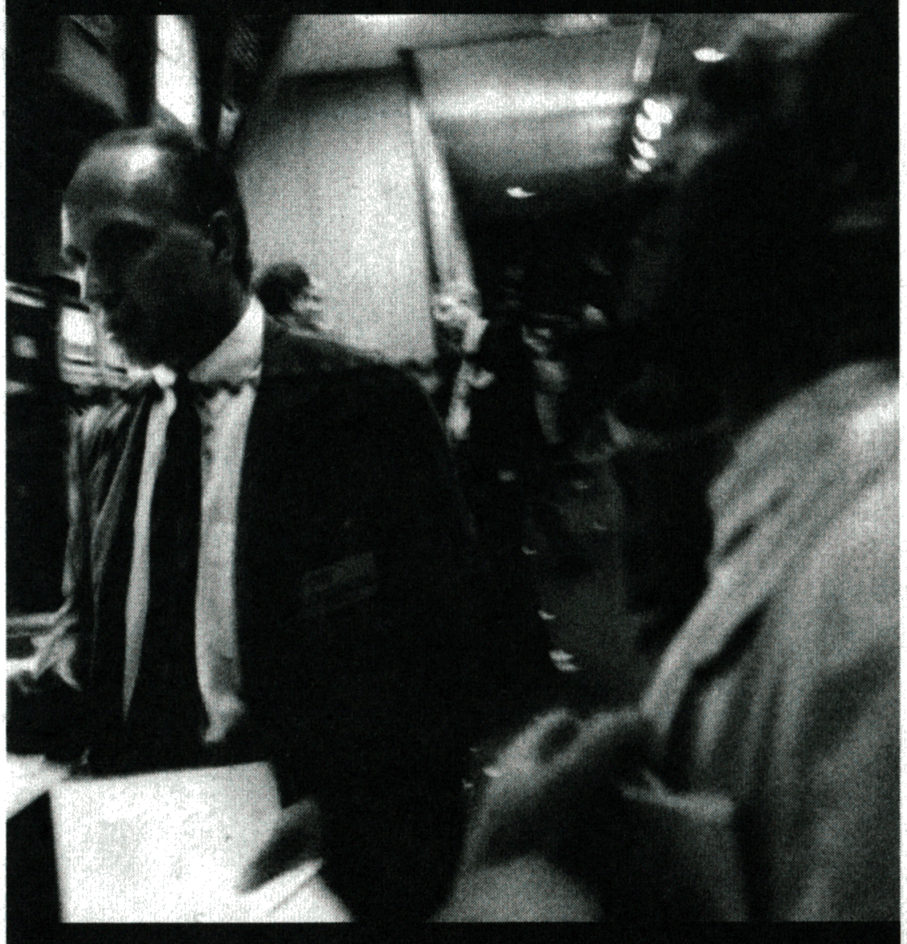
Das war lange Zeit nicht möglich, da in der Nachkriegszeit die Finanzmärkte in den Industrieländern einem strikten Regulierungskorsett unterworfen wurden. Zinsbegrenzungen und die Kontrolle internationaler Kapitalströme verhinderten ein Freispielen der Finanzmärkte. Anfang der 70er Jahre drehte sich im Zuge der monetaristischen Revolution der Wind, und angeführt von Staaten wie den USA und Großbritannien begann ein Land nach dem anderen, die Beschränkungen aufzuheben. Es kam zu einem regelrechten Deregulierungswettlauf.

Das hat mittlerweile paradiesähnliche Bedingungen geschaffen, die ihre Anziehungskraft nicht verfehlen: Kein Sektor hat Zuwachsraten wie das Finanzwesen. Dieser Markt ist der einzige, auf dem das Globalisierungs-Etikett eine Berechtigung hat. Er besteht aus de facto staatenlosem Geld, weitgehend integrierten Märkten für Finanzdienstleistungen (Kredite, Versicherungen u.ä.) und Finanzprodukten (Währungen, Aktien, Staatsanleihen etc.) sowie globalen finanzkapitalistischen Akteuren (Banken, Versicherungen, Pensions- und Investmentfonds).

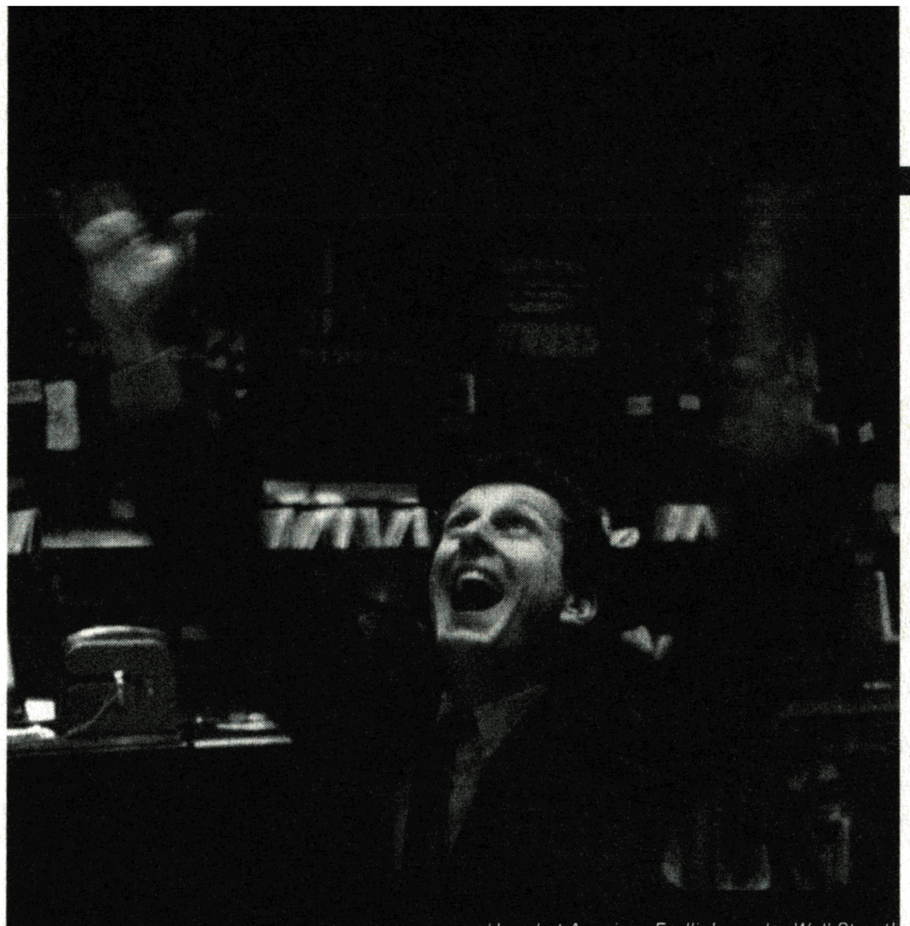
Aber dort geht es nicht nur ums Verdienen. Mittlerweile kommt diesem Markt eine strategische Rolle zu: Er ist der zentrale Hebel für die Umstrukturierung und die Durchsetzung besserer Verwertungsbedingungen für das Kapital im allgemeinen. Angesichts der hohen öffentlichen Verschuldung und der internationalen Handelsverflechtung unter den Bedingungen freien Kapitalverkehrs wird den Nationalstaaten kontinuierlich nahegelegt, sehr sensibel darauf zu achten, zwei zentrale Anforderungen zu erfüllen: Diszipliniert sein (in der Wirtschaftspolitik) und Disziplinieren (die Bevölkerung) anstatt Umverteilen und ins Wirtschaftsleben Einmischen. Wer sich daran nicht hält, so die Drohung, wird mit Kapitalflucht und daraus resultierenden Währungskrisen bestraft, darüberhinaus als schlechter Schuldner eingestuft und muß höhere Zinsen für Staatsschulden zahlen. In Europa haben das einige offenbar eine Zeitlang noch nicht richtig verstanden.



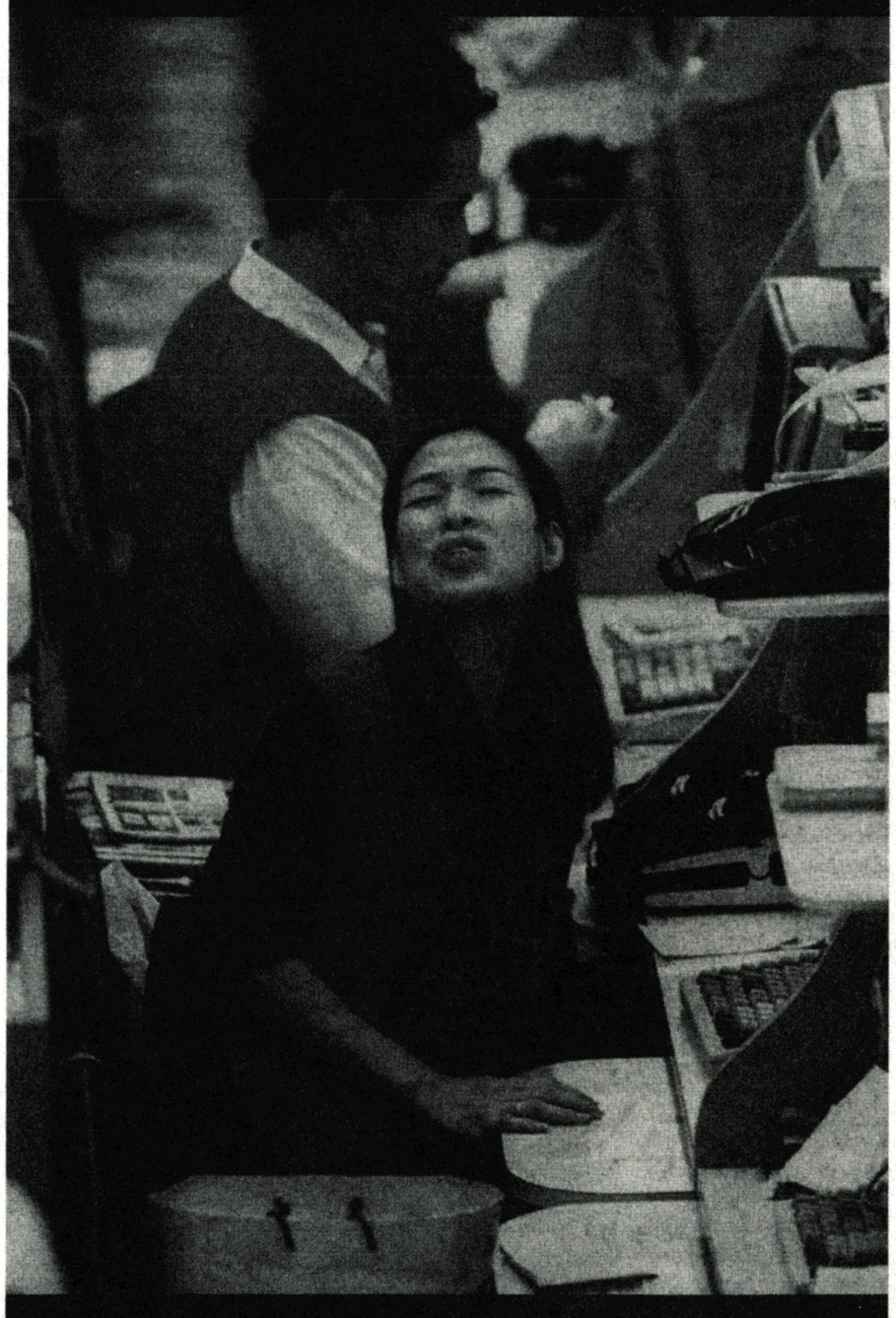
Broker an der Wall Street



Spekulation und Kontrolle, New York Stock Exchange



Hoechst-Anzeige: Endlich an der Wall Street!



23. Oktober 1997: Schwarzer Donnerstag an der Hongkonger Börse

Darum hat man es ihnen mit den Maastrichter Konvergenzkriterien noch ein bißchen deutlicher gesagt.

Der kombinierte Effekt von Bedeutungszuwachs der Finanzinteressen, schwachem Wachstum der Investitionen in neue Produktionsanlagen und Abbau öffentlicher Defizite ist natürlich Druck auf die Werktätigen. Die müssen Hungerlöhne (USA) oder Arbeitslosigkeit (EU) in Kauf nehmen, weil die Jobs immer weniger werden. Womit sich der gewünschte Erfolg (Disziplinierung, Umverteilung nach oben) einstellt.

Eine etwas paradoxe Reaktion auch mancher Linker auf diese Entwicklung ist die Klage gegen böse Finanzkapitalisten, die den armen Unternehmen im Realsektor das Leben schwer machen. Nicht nur ist das *„Schweinerei, keiner will uns mehr ausbeuten“*-Gejammer etwas grotesk, es beruht zudem auf einer falschen Dichotomie. Natürlich gibt es im einzelnen solche Interessensgegensätze (das ist das Wesen der Konkurrenz), aber die momentane Offensive stützt sich auf eine Koalition, die weit über die Finanzinstitutionen hinausgeht. Viele der großen Produktionsunternehmen erwirtschaften einen bedeutenden Anteil ihrer Gewinne (und mitunter auch Verluste) aus Finanzanlagen. In Frankreich beispielsweise war der Unternehmenssektor im letzten Jahr Netto-Gläubiger!

Die an die Nazi-Unterscheidung von „schaffendem“ und „raffendem“ Kapital erinnernde Gegenüberstellung von fleißigen Unternehmen und gierigem anonymen Finanzkapital (*Shareholder value*) dient den Firmen auch als willkommene Ausrede, um im Betrieb endlich kräftig durchzulüften oder beim Staat um Investitionsvergünstigungen vorstellig zu werden.

Vielmehr ist das Finanzkapital heute die Avantgarde, das Leitbild und die strategische Waffe des neuen kapitalistischen Akkumulationsmodells. Die schon erwähnte Rhetorik der Flexibilität (*...in zwei Sekunden um den Globus...*), der Effizienz (*...jede Arbitragemöglichkeit ausnutzend....*), der Technikorientierung (*...per Knopfdruck...*) und der unbeeinflußbaren Allmacht (*...1,3 Billionen täglich...*) ist Ausdruck und Vehikel eines Bestrebens, die gesamte Ökonomie nach diesem Modell zu organisieren. Dazu muß man Verbündete in der Bevölkerung finden - Hegemonie erlangen.

Ein in letzter Zeit an Bedeutung gewinnender Forschungsstrang, die sogenannte *International Political Economy* (IPE) verweist genau auf die Relevanz dieser hegemonialen Auseinandersetzungen rund um das Finanzkapital in den letzten zwanzig Jahren. Gramscianisch inspiriert, lehnen sie sowohl eine ökonomistische Erklärung des Wachstums der Finanzmärkte ab und stellen gleichzeitig die vielzitierte Allmacht des Finanzkapitals infrage. Vielmehr verweisen sie auf die Brüchigkeit des neoliberalen Projekts, auf dessen institutionelle Bedingtheit und Abhängigkeit von zahlreichen Akteuren im „integralen Staat“. Sowohl Nationalstaaten wie auch Teile der Zivilgesellschaft gliederten sich in den vergangenen Jahrzehnten in diesen neuen hegemonialen Kompromiß ein und ermöglichten so erst dessen Durchsetzung. Als Paradebeispiele können wiederum Großbritannien und die USA dienen, deren Regierungen am vehementesten die Deregulierung und Liberalisierung des Finanzkapitals vorantrieben. Gleichzeitig sind es auch jene Länder, in denen der Yuppie-Mythos der 80er Jahre am kräftigsten blühte.

Es lohnt sich, noch einmal auf die eingangs erwähnten LIFFE-Trader zurückzukommen, um die Popularisierung und Diffusion von Yuppie-Werten zu veranschaulichen: Im Zuge des Amtsantritts von Margaret Thatcher kam es zu einer zunehmenden Verunglimpfung von Gewerkschaften und implizit auch der Arbeiterklasse. Der fordistische Nachkriegskonsens und Klassenkompromiß zwischen Arbeit und Kapital erodierte. Doch das Erscheinen der LIFFE-Trader konnte zumindest für einen Teil der Arbeiterschaft eine Identifikationsfunktion übernehmen sowie Klassendifferenzen überbrücken und übertünchen. Denn der vor allem für kurzfristige Optionen- und Termingeschäfte zuständige LIFFE-Markt wird heute von den sog. *Essex Boys* beherrscht, denen in den britischen Medien in den vergangenen Jahren besonderes Wohlwollen bis Faszination zuteil wurde. Die besonders maskulinen und „bullish“ *Essex Boys* kommen nämlich häufig aus proletarischen Familien und

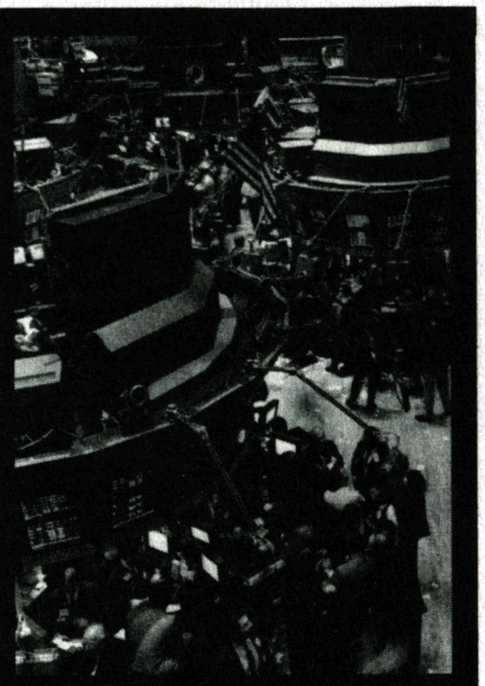
sorgten zunächst für helle Aufregung am Londoner Parkett, als sie Ende der 80er Jahre mit grellen Hemden und legeren Anzügen in der City auftauchten. Bis dahin galt nämlich der dunkle Anzug als unumgänglicher Dresscode in Banken und an der Börse: „Wer keinen schwarzen Anzug trägt, wird wohl der Fahrradkurier mit den Sandwiches sein"- so die jahrzehntelange Abgrenzungsfloskel der Banker und Trader von ihrem „clerical staff" und anderen City-Exoten. Aristokratische und elitäre Ignoranz wurde jedoch weniger opportun in einer Gesellschaft, die verlorenen Weltruhm via finanzkapitalistischer Revolution wiedergewinnen wollte. Dem „gentlemanly narrative" der alten Banken-Aristokratie, wie es der britische Geograph Nigel Thrift nennt, folgte nun die kulturelle Hegemonie einer neuen Yuppie-Generation, die aggressiv-proletarische Werte nicht nur nicht ausschloß, sondern durchaus förderte. Nicht uninteressant in diesem Zusammenhang ist auch die Tatsache, daß der von Charlie Sheen verkörperte Broker im Film „Wall Street" Sohn eines Gewerkschaftsfunktionärs ist und daraus resultierende Identitätsprobleme zugleich Gegenstand des Films sind (und zuguterletzt befriedigend für beide Seiten gelöst werden).

Derartige Erzählungen veranschaulichen jedenfalls die Prozeß- und Projekthaftigkeit des finanzkapitalistischen Hegemoniebestrebens. Die Durchsetzung bestimmter Interessen hängt wesentlich von den Kompromissen und Koalitionen ab, die im Zuge der Auseinandersetzungen geschlossen werden. Die Akteure der Finanzwelt übernahmen in ihnen ex post betrachtet die Rolle von organischen Intellektuellen, die im Sinne Gramscis als Organisatoren eines Diskurses auftraten und damit ideelle Konstrukte sowie einen nachhaltigen Konsens schufen.

Die bislang etwas lahmeren Staaten holten in punkto Deregulierung und Liberalisierung in den letzten Jahren ziemlich auf, was sie aufgrund anderer gesellschaftlicher Kräfteverhältnisse als in den USA oder Großbritannien in den letzten Jahren „versäumt" hatten.

Ein wichtiger - wenn auch nicht ganz gelungener - Schritt in diese Richtung war das Anheizen der Budgetpanik im Vorfeld der Europäischen Währungsunion. Angeblich stellen demnach Staatsschulden eines Landes, die über einem jährlichen Zuwachs von 3% und insgesamt 60% des Bruttosozialprodukts liegen, eine Gefahr für die anderen TeilnehmerInnen an der Währungsunion dar. Zwar gibt es dafür keine plausiblen Argumente, aber die EU-Staaten begannen nichtsdestotrotz den Versuch, mit aller Gewalt Staatsausgaben zurückzuschrauben. Der Widerstand der Bevölkerung ist aber nach wie vor groß. Ihre Fortsetzung findet diese Auseinandersetzung deshalb in der geschürten Angst vor einem weichen Euro. Seit Jahren ist die Inflation in der EU zwar tot, aber Sparerverbände und rechte PolitikerInnen haben immer noch nicht genug. Genußvoll warnt man vor dem zügellosen Italiener, der in der Währungsunion wild die Notenpresse betätigen und damit die Inflation im ganzen Währungsraum anheizen wird. Dieser Diskurs hat absehbare Folgen: Die nach dem Modell der Bundesbank ausgestaltete Europäische Zentralbank wird eine knallharte Hochzinspolitik fahren, um diese Ängste zu beruhigen und sich eine Reputation als Scharfmacherin aufzubauen. Das ist zwar gut für VermögensbesitzerInnen und GläubigerInnen, aber schlecht für SchuldnerInnen und Gift für die Konjunktur. Arbeitslosenwachstum garantiert.

Die gleiche Bündnispolitik von oben steckt hinter Versuchen, private Ersparnisse an die Börse zu locken (siehe Telekom-"Volks"-Aktie) und der Verbreitung von MitarbeiterInnen-Beteiligungsmodellen. Grandiose Vision: MitarbeiterInnen stimmen der eigenen Entlassung mit Blick auf ihre steigenden Dividenden freudig zu. Der nächste Schritt ist dann das Bemühen um die Demontage der öffentlichen Rentenvorsorge (angeblich plötzlich unfinanzierbar - trotz steigenden Bruttosozialprodukts) und die Umstellung auf private Pensionskassen in Europa.



New York Stock Exchange

Wo soll das alles hinführen? Müssen wir fordern, endlich wieder „voll beschäftigt" zu werden? Eigentlich kann es uns recht sein, wenn das Kapital keine Mitarbeit mehr braucht, um Profite zu erwirtschaften. Nur würden wir gerne daran teilhaben. Deshalb: Kapital besteuern, und zwar ordentlich! Geht nicht? Na gut, dann eben abschaffen. ☎

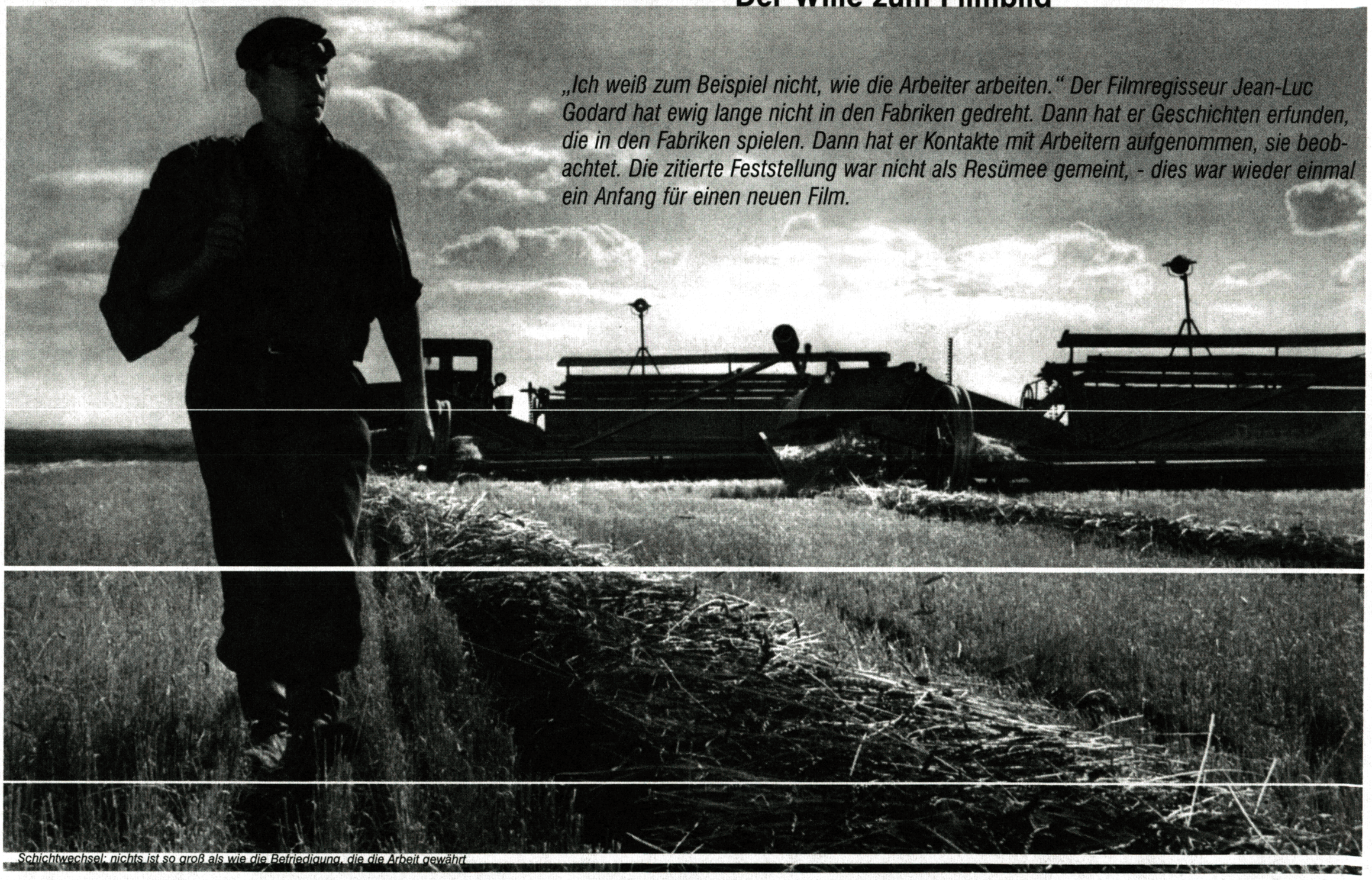
Back (to the) Issues

spex

Arbeit und ihre Nation

Der Wille zum Filmbild

„Ich weiß zum Beispiel nicht, wie die Arbeiter arbeiten." Der Filmregisseur Jean-Luc Godard hat ewig lange nicht in den Fabriken gedreht. Dann hat er Geschichten erfunden, die in den Fabriken spielen. Dann hat er Kontakte mit Arbeitern aufgenommen, sie beobachtet. Die zitierte Feststellung war nicht als Resümee gemeint, - dies war wieder einmal ein Anfang für einen neuen Film.



Schichtwechsel: nichts ist so groß als wie die Befriedigung, die die Arbeit gewährt

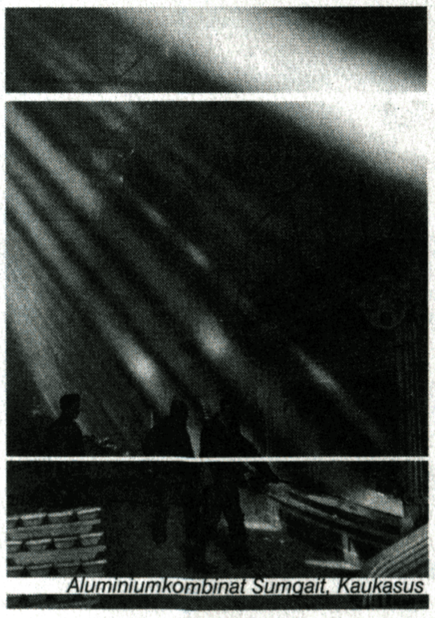
Nun, 20 Jahre später, gibt es einen neuen Willen zum Filmbild der Arbeit. Niemand weiß, wie die Arbeiter arbeiten. Das Filmfestival Arbeit - ~~Nation~~ (Veranstalter: FilmX), das Ende Oktober und Anfang November in München stattfand, hat die erste Neugier beargwöhnt und die eiligsten Erwartungshaltungen enttäuscht. Auf dem Spiel der Neugierde stand nämlich das vermeintlich Unentfremdete. Filmbilder der Arbeit sollen, so geht das Wunschdenken, das Eigene der Tätigkeit, sollen das Wahre der Wirklichkeit bezeugen - und wenn es durch das Gegenteil wäre.

Die gute (und die schlechte) Arbeit). Von Anschauung ist da keine Spur. Dann nämlich müßte die Dauer des Vorgangs der Arbeit für die Betrachtung zugänglich gemacht werden. Zudem hat solche ins Filmbild von Arbeit gesteckte Heilserwartung ideologisch fragwürdige Implikationen. Wie die Programmzusammenstellung deutlich gemacht hat, ist die filmbildnerische Repräsentation der guten-schlechten Arbeit fast durchgängig an Nationalstaatlichkeit geknüpft: entweder garantiert die Nation die Arbeit oder sie verpflichtet zur Arbeit oder aber sie dient der Legitimation von Arbeit.

Harun Farocki war es, der seit den 70er Jahren immer wieder das Bild der Arbeit gesucht hat. In und vor den Fabriken, in den Versuchsanstalten, Labors usw. Der Ort der Arbeit, vorzugsweise die Fabrik, war als der eigentliche (oder: der geschichtliche) Ort des Menschen gesetzt. In dem Film **Die führende Rolle** *(D 1994)* untersucht Farocki erstens die Berichterstattung des DDR-Fernsehens und zweitens die des ZDF über die Ereignisse des Oktober 1989. Das DDR-Fernsehen

gibt sich in diesen Oktobertagen Mühe, den „reformerischen“ Schulterschluss der SED-Führung mit ausgesuchten Arbeitern in den Betrieben darzustellen. Dies hat den Geschmack verzweifelten und doch schon matten Gegenlenkens: „Auseinandersetzungen müssen im Betrieb stattfinden, nicht auf der Straße“, wünscht sich Werner Eberlein, Politbüromitglied. Das ZDF-Fernsehen erkennt hingegen nur einen öffentlichen Ort an: die Straße. Dort sucht es nach dem in der Luft liegenden demokratischen Impuls, der, erst einmal auf Sendung, den Westbürgern ihr Ich-Ideal vorspiegeln würde. Das ZDF wird fündig.

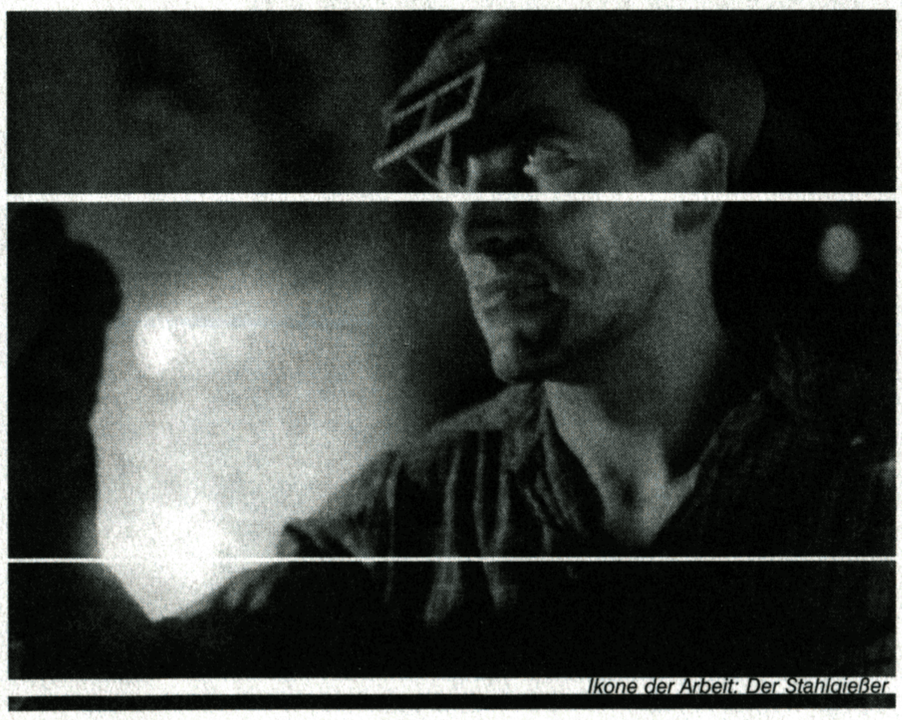
Farocki macht die Gegenüberstellung der beiden Szenarien zu einer ritterlichen Begegnung zweier TV-Giganten,



Aluminiumkombinat Sumgait, Kaukasus

und zu einem wehmütig gestimmten Chronogramm des Übergangs: der Durchschnittsmensch sozialistischer Geschmacksrichtung, der männliche, deutsche Stahlkocher, kippt zögerlich-stetig in die farblos zufriedengestellte Arbeiter-Konsumenten-Masse. Es sei, so der Kommentar, mit der Wende die Erfahrung gegeben, daß im Westen Kräfte wirksam sind, denen man nichts entgegen stellen könne. Schon überhaupt nicht eine Berichterstattung, die ihre Szenerie im letztlich auch in der DDR geschlossenen Raum der Produktion hat. Nach 1989 wurde allmählich evident, daß der Arbeitsplatz seine Dimension als geschichtlicher Ort verloren hatte.

Das Bild, dem Farocki nachtrauert, basiert auf zwei Grundlegungen: erstens konnte das polizeilich verbürgte Monopol des staatlichen Filmbildes seine Szenerien ohne querschießenden säkularisierten Gebrauch des Mediums nach Belieben setzen. Die Fabrik war ein inhaltlich höchst angemessener



Ikone der Arbeit: Der Stahlgießer

und in formaler Hinsicht ausreichend theatralischer Ort. Die Arbeiter-und-Bauern-staatslogik brauchte notwendigerweise einheitlich konstituierte (und das sind laut Farocki eben auch bessere) Subjekte mit kompakten Identitätskonturen.

Zweitens kam im traditionellen Filmbild der Arbeit (mit dem ich das des DDR-Fernsehen hier gleichsetze) immer auch eine Sehnsucht zum Ausdruck: die der Allianz von Filmemacher und Arbeiter. Diese Sehnsucht machte in ihrer autorenfilmerischen Spielart vor allem von Mitteln der Anbiederung Gebrauch (Godard um 1970, Farocki bis ?). Die reale Tätigkeit des Filmarbeiters, die beim DDR-Fernsehen und die bei jedem Fernsehen der Welt, bleibt solchen Träumen äußerlich. Die Tore der Fabrik sind der Allgemeinheit wieder verschlossen, es regiert das partnerschaftliche Produktivitätskalkül. Nur der dem frei beobachtenden Auge des Passanten verborgene und dem streng disziplinierenden Auge des Chefs/ des Teamgeistes exponierte Arbeiter ist effizient. Seine Öffentlichkeit ist, nicht zuletzt aus der inneren Logik des Produktionsprozesses heraus, irrelevant.

Das Bild der DDR-Fabrik war entlang der Maßgabe volkswirtschaftlicher Direktiven, also nationaler Produktion ausgerichtet. Entgegen den nominalen Vorgaben war von der Einlösung des völkerfreundschaftlichen Schulterschlusses keinesfalls die Rede. Im Gegenteil zeigt der Film **...viele habe ich erkannt** (Medienwerkstatt Freiburg, 1992) die gesellschaftliche Situation der ausländischen Kontraktarbeiter in der DDR. Diese wurden unter der Vorgabe eines Studienplatzes ins Land gelockt, kaserniert und unter zwangsarbeitsähnlichen Arbeitsumständen zur Einhaltung des Plansolls herangezogen. Ihr Alltag war lange vor dem Pogrom in Hoyerswerda von rassistischer Diskriminierung dominiert. Nach der Wende, und dem Zeichen des Pogroms folgend, wurden 18.000 Moçambiquaner deportiert. Bei Bedarf wird sich der nationale Arbeitsmarkt, darüber läßt der Film keine Zweifel aufkommen, wieder in den dann entsprechenden Weltregionen bedienen. Einstweilen gibt man sich satt.

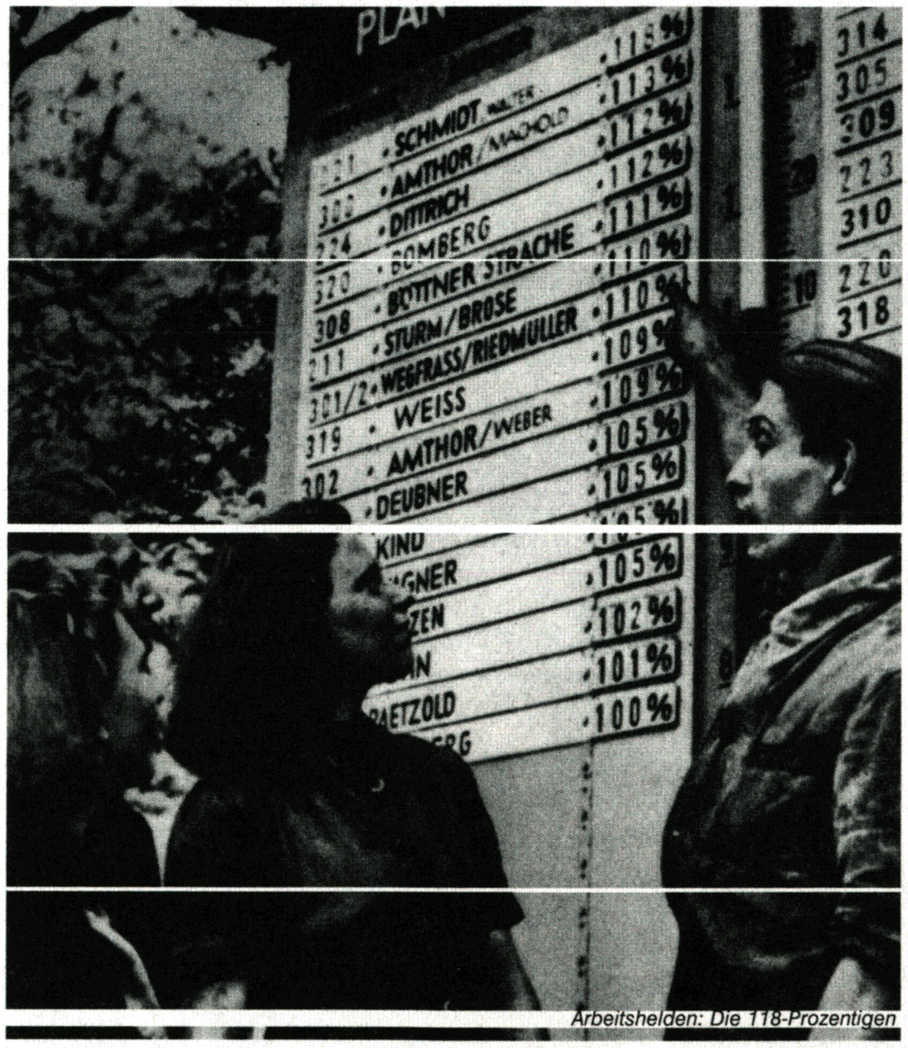
Go West and Win *(D 1996)* ist eine Auftragsarbeit des Ministeriums für Arbeit. Dargestellt werden in dieser Erfolgsstory Training, Fahnenschwung und letztlich Triumph eines KFZ-Lehrlings aus den Neuen Bundesländern bei der Handwerksolympiade in Lyon 1995. Platz zwei für Südkorea, Platz drei, surprise, für Australien. An diesem Video wird der kleine aber feine Unterschied zur sozialistischen Ikonographie vermittelt: neben deutscher Wertarbeit rangiert die Bereitschaft zur ewigen Fertigkeitsnachrüstung unter den kapitalistischen Primärpflichten obenan. Instruiert wird die Parole: „Du wirst NIEMALS auslernen!“ Die von unserem Helden errungene Arbeitstrophäe, sie vergoldet deutsche Werktugend, wird freilich als Dienst am Standort verrechnet. Das für den halböffentlichen Einsatz in Berufsschulen produzierte Video gibt indes auch konkrete Anweisungen über die Richtung, die das Selbstverständnis eines jungen Arbeitnehmers heute nehmen sollte: Herr Kohl empfiehlt bei einem Stehachterl Riesling den glanzvollen Olympioniken aufs Eindringlichste, sich ehebaldigst selbständig zu machen.

Eine Zusammenschau solcher halböffentlicher Filme verdeutlicht die streng nationalistische Grundlegung der eingespielten Rede von der Arbeit. Auch ein Kulturfilm aus dem Jahr 1960 steht hierfür ein - er macht jeder Ambivalenz des Bildes der Gewerkschaften in Deutschland ein Ende.

Perspektiven Nr. 9: Entwicklungshilfe trumpft mit markigen Sprüchen folgender Art auf: „Es ist ein Aberglaube anzunehmen, daß die Menschen in Afrika bei guter Gesundheit sind.“ Sogleich wird der engagierte deutsche Gewerkschafter von der Vernunftkraft seiner Interessensvertretung überzeugt. Über Landschaftsbildern und solchen von Dorffesten wird der Traum sanitärer Einrichtungen vorgeschwärmt - in der filmbildnerischen Synthese ergibt das, man staune, Gewerkschaftsmitglieder am Badestrand. „Der DGB hält es für eine seiner nobelsten(!) Aufgaben, den schaffenden Menschen von Afrika, Asien und Lateinamerika nach besten Kräften zu helfen.“ Wer solch paternalistische Töne spuckt ist Willi Richter, der damalige Vorsitzende des DGB.

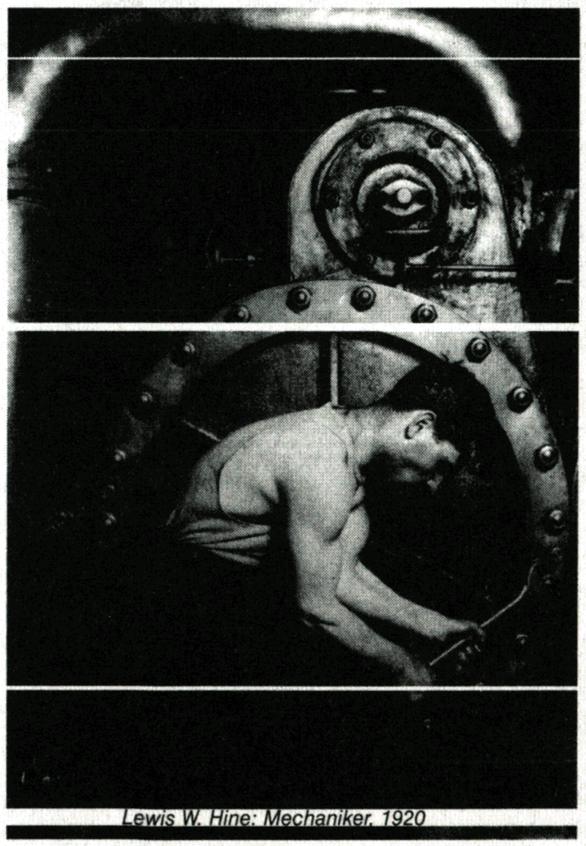
Die deutschen Gewerkschaften, die sich traditionell an die Elite der Facharbeiter wenden, haben eines im Sinn: den Standort Deutschland. Diese Grundlegung hat Kontinuität. Daher kommt die aufgeschreckte und deshalb beliebte These der Renationalisierung der Politik ein bisschen überraschend. In Deutschland, das über 15 Jahre einen importierenden Arbeitsmarkt hatte, war diese Ausrichtung, das räumt man ein, medial unterschlagen. Verstockte Träume vom deutschen Eigenbau (z.B. IG Bau) haben nun bessere Sendezeiten. Der Eigendünkel fühlt sich aufgestöbert und greift zur Tat. Die Gewaltausbrüche sind bloß deutlichere Zeichen der Bereitschaft, das Nationale, unter welches letztlich Arbeit subsumiert wird, keinesfalls preiszugeben.

Der von dem Chicagoer Filmkollektiv labor beat produzierte Dokumentarfilm **South of the Border** *(USA 1991)* untersucht die seit den 60er Jahren an der Grenze zwischen Mexico und USA errichtete Zollsonderzone, in der arbeitsintensive Produktionsstätten eingerichtet wurden, sogenannte Maquiladoras. Produzenten konnten (und können) zollfrei ganze Fabrikanlagen importieren, um den lokalen Arbeitsmarkt auszubeuten. Umweltauflagen: keine. Infrastruktur: nur hinsichtlich der Produktion. Einzige Einschränkung: die Produkte durften nicht in Mexiko abgesetzt werden. Dieser letzte Passus ist mit der Einrichtung der NAFTA erst vor wenigen Jahren gefallen. Diese mehr oder weniger rechtlose Zone (abgesehen vom Strafrecht) erlaubt im Schatten rascher Veränderung massive Ausbeutung, die durch Green Card- und Konsumträume und genauer: schlicht durch die Aussicht, die Familie ernähren zu können, Leute anziehen.



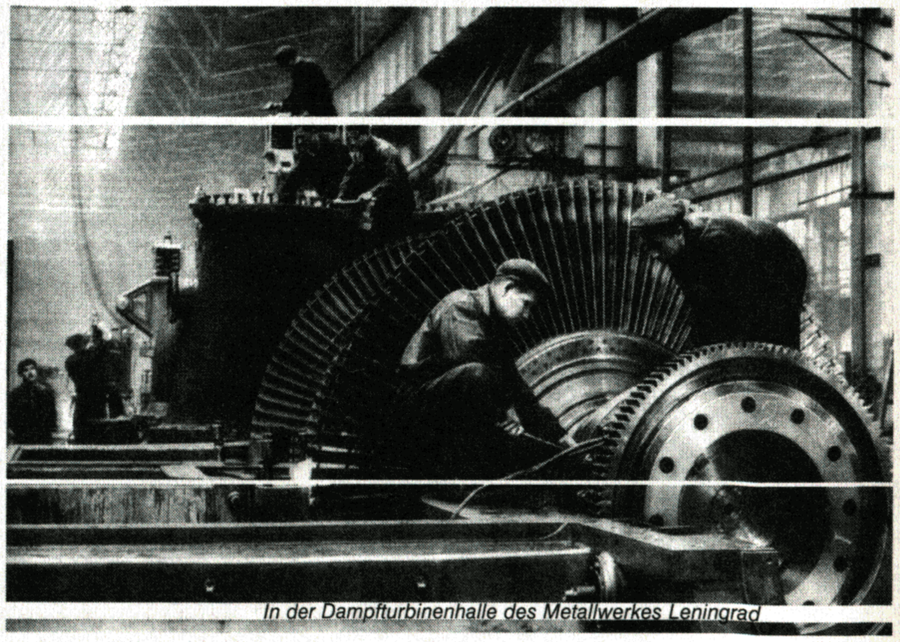
Arbeitshelden: Die 118-Prozentigen

Der Film South of the border verweigert übrigens jedes direkte Bild der Maquiladoras und der Grenzzone. Er widersteht damit unmittelbar der Forderung eines im Film gezeigten Personalmanagers, der in Chicago neue Führungskräfte für eine auszulagernde Fabrik instruiert. Anläßlich der Produktion eines Lehrvideos, das die kulturellen Differenzen zugunsten des Nordens glätten soll, verlangt dieser nämlich am Schneidetisch mehr Sombreros, mehr Tequila, und noch mehr Kakteen. Nichts davon, wie gesagt, in South of the border.


Lewis W. Hine: Mechaniker, 1920

Im schweizer Spielfilm **Mini Händ wärdid immer rucher** *(CH/D 1997, Regie: Rudolf Barmettler)* spielt im Milieu der Banker und der Bauern, was, wie der Film suggeriert, dasselbe ist. Ein Mann stellt die Frage nach der Möglichkeit des Widerstands. Dies steht in groteskem Widerspruch zu seinem sehr spezifischen Beruf: er ist internationaler Devisenkurier. Die von ihm zusammengeführten radikalen, aber unernsten Freunde fallen alsbald wieder von ihm ab. Als er letztendlich versucht, einige Landwirte zu einer gerechten und sinnvollen Wirtschaftsordnung zu bekehren, wird er von ihnen in einer Viehtränke ersäuft.

„Mini Händ“ zeichnet ein Bild der Schweizer Doppelrolle: global player und geschlossene Veranstaltung. Als einer der ersten Wirtschaftsplätze der Welt ist hier die Trennung zwischen Produktion und Dienstleistung weit gediehen. Das öffentliche Erscheinungsbild der Produktion ist das der Agrarwirtschaft, was dem Land den Anschein versorgungstechnischer Autonomie verleiht. Die in internationalem Maßstab unrentable Agrarstruktur ist durch regionale Subventionen hohen Ausmaßes möglich. Diese folgen einem allgemeinen ideologischen Einverständnis bezüglich der Rolle der Landwirtschaft: Nationalbildpflege.


In der Dampfturbinenhalle des Metallwerkes Leningrad

West-Berlin war in den 80er Jahren ein Ort gesetzlicher Sonderlichkeiten, die auf kulturwirtschaftliche Weise verwertet wurden. In dieser Zeit geriet die Stadt - ob ihres vermeintlichen Mehrwerts als Non-Site - auf eine besondere Weise ins Blickfeld der internationalen Jugendhochkultur: Die vor solcher Kulisse empfohlenen Träume wurden in einem neuen Typus von Spielfilm vorgefertigt: Amos Poe, Sara Driver und andere erfanden den „Jarmusch-Film“, der die Figur des Flaneurs, Bohèmiens, des Edelarbeitslosen aus den Bücherregalen der Weltliteratur reaktivierte Berlin galt da als ideal-imaginäre Szenerie. Die Situation des Arbeitslosen wurde als passive Privatresistenz ästhetisiert. Einerseits also Anstrengungen der Industrie, die Arbeitsplätze zu ästhetisieren. Andererseits die Konterästhetisierung der Arbeitslosen durch die Kulturbohème. Der durchschlagende Erfolg dieses Typus mach-

te ihm selbst, ob zunehmend mangelnder Glaubwürdigkeit angesichts der realen Situation der Taugenichtse, den Garaus.

Der Film **Fuck Hamlet** *(D 1996, Regie: Cheol-Mean Whang)* appliziert diesen Typus des cineastischen Urbanismus noch einmal auf Berlin, die nunmehr vereinte Reichshauptstadt. Der Held des Films, ein arbeitsloser Schauspieler, hat sich der Rolle des Hamlet verschrieben. Er übt die Rolle Tag und Nacht, in der doppelten Hoffnung sie zu verstehen und sie vor großem Publikum darbringen zu dürfen. So streift er durch die Stadt auf der Suche nach einem möglichen Regisseur.
Der ganze Film ist auf gewisse Weise aus den Fugen: seine Szenerie paßt nicht zum Genre. Die ehedem geschützte Zeit-Enklave Berlin mit ihren lokalen Spielregeln und ihren schwarz-bunten Retroeffekten gibt es so nicht mehr. Dementgegen ist alles von einer ebenso einmütigen wie ziellosen Aufregung erfaßt. Die Streifzüge des elenden Dilettanten finden daher in völliger Reibungslosigkeit zu einer ihm leer werdenden Umgebung statt. Was bleibt, ist das Panorama einer nur auf verbindliche Bewegungen und auf konkreten Umsatz gefaßten Stadt. Die Figur des Aussenstehenden ist jeden Schicks und jeder Vorstellung von einer möglichen Position hier entkleidet. Fuck Hamlet ist der Abschlußfilm des Regisseurs Cheol-Mean Whang an der dffb. Whang hat Deutschland verlassen.

Wie das aktuelle Filmbild der Arbeit aussehen könnte, welches nicht bloß einem begrifflichen Arrangement folgt, zeigt der Film **Well Done,** *(Thomas Imbach, CH 1994).* Der Film untersucht u.a. einen modernen, ja „postmodernen" Finanzdienstleistungsbetrieb in Zürich. Anstelle jedoch die Organisationszusammenhänge und Inhalte des hier praktizierten angeblich neuen Typus von Arbeit zu analysieren, rekonstruiert Imbach die mimische Routine des Bürobetriebs. In schnell geschnittenen Grossaufnahmen der Mitarbeiter folgen motivische Serien telematischer Tätigkeit: das Nennen von Preisen, Übersetzung, Begrüssung, strategische Aggression, ewige Wiederkehr standardisierter Rhetorik. Aus zeitknapper Büroeuphorie werden Momente der Motivation abgefangen; diese treiben, wie sichtbar wird, die kollektive Motorik voran. In ihrer Serialität verschwindet das sonst so hervorgekehrte Individuelle des einzelnen Arbeitnehmers. Es bleibt ein überpersonelles Bild des Prozesses: Teamwork als Verrichtung eines randlosen, elitebeweglichen Monsters. Der Individualisierung und dem Konkurrenzdruck der Teammitglieder untereinander steht die Eingeschworenheit gegen den Kunden und für die Effizienz gegenüber. Die Unverträglichkeit ihrer Selbstphantasien mit der Bilanz ihrer Verrichtungen wird augenscheinlich. Die Euphorie des Erfolges, das Selbstgefühl der Tüchtigkeit deckt die Begleitumstände dieser Art Produktion und ihre Beziehungen zur Gesellschaft vollkommen zu.

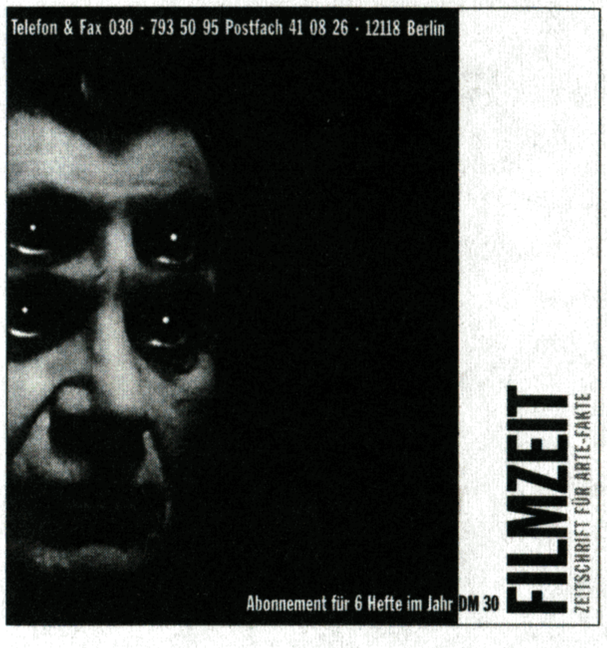
Der Film **Der Auftritt** *(Harun Farocki, D 1994)* beobachtet die Präsentation einer bei einer Werbeagentur in Auftrag gegeben Werbelinie für Brillengestelle namens eyedentity. Der Film entzündet sein Interesse, scheinbar ohne besonderes Dokumentationsvorhaben, am bloßen Ereignis des (fast vollständig wiedergegeben) Verkaufsgesprächs. Der Film nascht nebenbei an der dramaturgischen Strategie und drohenden Verzweiflung des Werbeteams mit. Man merkt: es geht um die Wurst. Was dabei aber in den Blick kommt ist eine genaue Bestimmung von Kreativität - als Glitzern im Auge des Auftraggebers. Dieser mischt wahlweise auf dem institutionalisierten Feld ökonomischer Kreativität mit oder tritt auf seine angestammte Position des abwägenden Auftraggeber zurück. Solche Arbeit macht, wie klar wird, Spaß. Werbefachmänner und ihr Team verkaufen genau diesen Effekt auf dem Antlitz des Kunden: Der freie Vollzug der Kreativität sei die Domäne des Herren. Der nämlich hat die Handhabe, sie zu bewerten. Der Auftritt hat etwas von einem Instruktionsvideo. Mit kleiner Schwerpunktverschiebung aber stellen sich hier die Bilder nicht zu Schulungszwecken bereit, sondern offenbaren das schweissgetriebenes Dramolett ritueller, kreativer Bürokratie.

Farocki, der in Berlin lebt und an dessen Filmen sich die Geschichte der filmischen Repräsentation der Arbeit wie in einem Brennglas untersuchen läßt, hat erst kürzlich, und wie es scheint unwillig, von seiner ungebrochenen Vorliebe für den guten Facharbeiter abgelassen. Als er 1983 Passion von Godard sah, ließ er sich noch zu unzweideutigen Worten hinreissen: Godard sei „ein Autor, wie eine Nation. Eine Nation prägt den Dingen einen eigenen Ausdruck auf. Stalin definierte: zu einer Nation braucht es gemeinsame Sprache, Geschichte, gemeinsamen Markt. Besonders seit mehr als 150 einzelne zu den Vereinten Nationen gezählt werden, ist es zweifelhaft, ob es so viele eigene Ausdrücke geben kann und ob das nicht eine lächerliche Rhetorik ist, die mit einer Vielzahl von Synonymen die wenigen Tatsachen zu bezeichnen sucht." (1)

Numéro Deux *(F 1975, Regie: Jean-Luc Godard, Anne Miéville)* war, wie Well Done, auf Video gedreht und von Überlegungen wie diesen begleitet: „Ich weiß zum Beispiel nicht, wie die Arbeiter arbeiten. Es gibt dort keine Kameras, die das so gut zeigen, wie zum Beispiel ein Fußballspiel gezeigt wird." (2) (Godard hatte damals zugleich das Projekt, ein Spiel von Bayern München zu filmen) Das Bemerkenswerte an diesem Film ist, daß sein politischer Anspruch nicht bloß der Formel „politisch Filme drehen" folgt. Diese für die späten 60er und frühen 70er Jahre kanonische Attitüde ersetzt Godard durch bescheidenere lokale Ansätze. Gefragt wird, wer im arbeitsteiligen Produktionsprozeß der Medien welche Rolle übernimmt, und wo die Bildmaschine auf welche Weise wirkt. Statt historische Dialektik am Objekt des Arbeiters zu exerzieren, werden zwecks der Sinnfindung endlos vage Wortspiele miteinander verwoben. Le machin (Das Dingsda) und la machine (die Maschine). Paysage (Landschaft, männlich) und usine (Fabrik, weiblich). Die Geschlechterdifferenz wird an der Teilbarkeit der Arbeit festgemacht. Wie ehedem, als es hieß: Ich jage, und du kochst. So wird aus einer konkreten Ausgangslage eine wortbildreiche Unschärfezone, irgendwo zwischen weiblich/männlich. Kein Zweifel, daß Godard eben bloß ein halbernstes Filmspiel treibt; immerhin mit der Vorgabe, nicht mit Repräsentationskanonen die (geschichtlichen) Prozesse für die Anschauung zu erschießen. Solche Kunst jedoch ist zwecklos und fungiert in diesen Filmtagen als cineastischer Aufputz; einer Filmwoche, die das Unversöhnte in der Gesellschaft dort ausmacht, wo alle Nationalpolitik am Effizientesten ist: im Verwalten, im (De-) Regulieren von Arbeit. Es ist geplant, diese Filmreihe auf Tournee zu schicken. Δ

(1) in: Filmkritik 319, Juli 1983
(2) in: Filmkritik 242, Februar 1977

Gerhard Friedl



Die Erfindung des Art

Das bekannte kultursoziologische Modell: KünstlerInnen provozieren, attackieren und werden entsprechend verkannt, um nach einer bestimmten Zeit des Aufschubs, der Phase der Revolte, ihre verdienten Lorbeeren in Form von akademischen Titeln, Preisen oder Verkäufen einzuheimsen, funktioniert nicht in allen Fällen. Bisweilen ist die oppositionelle Haltung der KünstlerInnen zu stark und die Bereitschaft Kompromisse einzugehen zu gering, als daß sie in die kapitalistische Gesellschaft integriert werden könnten. Dann folgt trotz aller Credibility der Ausschluß und damit häufig Armut und Isolation. Diese Erfahrung mußte der 71jährige, in London lebende Gustav Metzger machen, auch wenn seine Arbeiten im Rahmen der aktuellen Repolitisierung der Kunstszene wieder als beispielgebend für oppositionelle Kulturarbeit begriffen werden.

Metzgers Produktion ist eng mit seiner Biographie verbunden. Als Sohn polnisch-jüdischer Eltern war seine Kindheit in Nürnberg, dem Ort der Parteitage der NSDAP, von rassistischen Diskriminierungen und Ausschreitungen geprägt. Den Holocaust vorausahnend schickten ihn seine Eltern mit zwölf Jahren in Begleitung seines Bruders nach Großbritannien. Während sie beide den Faschismus überlebten, kam fast die ganze Familie in NS-Vernichtungslagern um. Daß Metzger auf die englische Staatsbürgerschaft verzichtete und bis heute staatenlos blieb, läßt sich auch als symbolischer Verweis darauf verstehen, daß er diese Erfahrung nicht vergessen will.

Gustav Metzger setzte sich sowohl politisch als auch künstlerisch mit den in Politik, Ökonomie und Technologie angelegten Zerstörungstendenzen auseinander. Seit den 50er Jahren engagierte er sich gegen die atomare Aufrüstung, gegen Umweltschäden als Folge der technisch-wirtschaftlichen Entwicklung, sowie gegen die kommerzielle Verwüstung des städtischen Raums. Parallel zu seinen politischen Aktivitäten - wegen einer Demonstration des „Committee of 100“ wurde er inhaftiert - entwickelte er 1959 das Konzept der Autodestruktiven Kunst. Er wollte Arbeiten herstellen, die Zerstörung als soziales Phänomen sichtbar machten. So konzipierte er Monumente im öffentlichen Raum, die im Laufe der Zeit zerfallen und verschwinden. Auch über eine sich selbst auflösende Architektur in ökologisch gefährdeten Gebieten wie dem Regenwald dachte er nach. Die Autodestruktive Kunst wandte sich zudem gegen den konventionellen Künstler- und Werkbegriff. Im Gegensatz zum spontanen, angeblich genialen Handeln der damals den Kunstmarkt dominierenden Abstrakten Expressionisten nahm Metzger die Rolle des Künstlers bewußt zurück. Dieser sollte nur eine Dispositon liefern und einen Vorgang auslösen, während sich die künstlerische Arbeit in einem Destruktionsakt, z.B. einem chemischen Prozeß, selbst herstellte. Nach diesem Prinzip funktionierten auch seine Experimente mit Flüßigkristallen, auf denen seine Light Shows 1966 für die Musikgruppen The Cream, The Move und The Who basierten. Im gleichen Jahr initiierte er das Destruction In Art Symposium in London, um die Destruktion als möglichen Faktor der kulturellen Produktion zu diskutieren. Zahlreiche Personen aus bildender Kunst, Literatur, Film und Psychologie - von den holländischen Provos über Peter Weibel bis zu Yoko Ono - nahmen an dieser Veranstaltung teil.

Gänzlich unzufrieden mit der Position der Kunst in der Gesellschaft nahm Gustav Metzger an Aktionen der International Coalition for the Liquidation of Art teil, beispielsweise 1970 an einer Demonstration vor der Tate Gallery. Im Jahr 1974 verfaßte er im Rahmen der Ausstellung „Art Into Society/Society Into Art“ im ICA London, an der neben Metzger sechs weitere Künstler (u.a. Hans Haacke, Joseph Beuys, Klaus Staeck) teilnahmen, einen programmatischen Text, der zu einem Kunststreik von drei Jahren aufrief. In den achtziger Jahren wurde diese Idee von dem Neoisten, Kulturaktivisten, Schriftsteller und Punkmusiker („Teenage Bricks“) Stewart Home wieder aufgegriffen und verbreitet. Geplant war ein Art Strike für die Jahre 1990-1993. Für diesen Zweck wurden Aktionskomitees in Großbritannien, Irland und den USA gegründet. Die Medienresonanz war groß, aber der Streik selbst blieb wenig mehr als eine Geste.

Im November 1996 traf ich Gustav Metzger in dem selbstorganisierten Ausstellungsraum „City Racing“ in London und sprach mit ihm über die Erfindung des „Art Strike“.

Justin Hoffmann: Wie kamen Sie auf den Idee des Art Strike? Gab es dafür einen persönlichen Anlaß, war es eine Reaktion auf Vorgänge im Kunstbetrieb, od auf Vorgänge im Kunstbetrieb, oder stand im Vordergrund ein gesellschaftlicher, politischer Gedanke?
Gustav Metzger: Alle diese Aspekte sind darin enthalten. Direkt war es die Einladung für die Ausstellung „Art Into Society/ Society Into Art“. Ich war überhaupt nicht sicher, ob ich daran teilnehmen sollte. Im Gegenteil, meine Einstellung war aus einer Reihe von Gründen sehr negativ dazu. Die Ausstellung war ja zunächst als „Seven German Artists“ geplant. Ich bin ja kein German artist. Ich

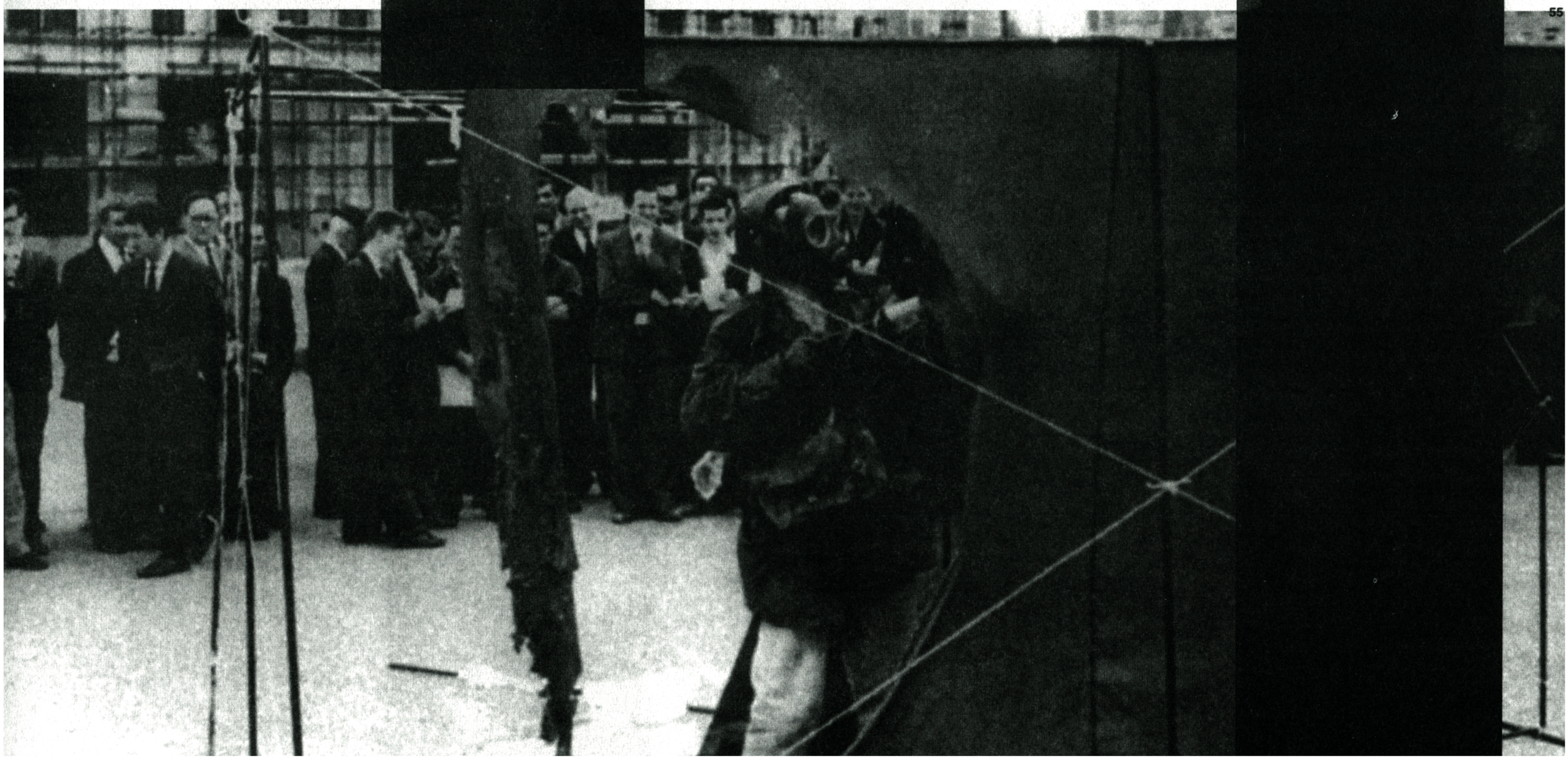
Strike

Interview mit Gustav Metzger

komme aus Germany, aber meine Eltern sind polnische Juden. Und wie jeder weiß, wurden wir von Germany verfolgt und hinausgeschmissen. Zunächst wollte ich gar nicht mitmachen. Es gab deswegen mindestens zwei Gespräche mit Christos Joachimides.

JH: War er der Kurator der Ausstellung?
GM: Er und Norman Rosenthal. Es war also ein langes Gespräch mit Christos. Und ich habe ihm, glaube ich, mitgeteilt: ich will gar nicht teilnehmen. Mehrere Gespräche später, im Sommer 1974, da konnte ich mich immer noch nicht entscheiden. Und dann habe ich nach irgendeinem Treffen zu Norman gesagt: Gut, ich werde mitmachen, aber ohne auszustellen. Jeder Künstler hatte im Katalog acht Seiten zur Verfügung. Ich nehme die acht Seiten. Zudem werde ich die Ausstellung besuchen und Kontakt zu den Künstlern halten. Ich war ja tatsächlich an den anderen Künstlern interessiert.

JH: Mit welchen Argumenten haben Sie den Kuratoren erklärt, dass Sie nicht ausstellen wollen?
GM: Mit meiner Distanz gegenüber der ganzen Ausstellungsmacherei. Im Jahr 1972 war ich beschäftigt wie Ausstellungen teilgenommen, inklusive der documenta, wo eine Arbeit geplant war, aber nicht ausgeführt wurde. Das war jetzt 1 1/2 Jahre später, und ich hatte so eine Aufwallung von Wut gegen den ganzen Betrieb. Und ich wollte persönlich nicht mehr mitmachen. Im tieferen Grunde war mir die ganze



Sache too much. Und das ist die Erklärung für meinen Katalogbeitrag, der mit einem Aufruf zum Art Strike anfängt. Ich habe den Text nie so bezeichnet. Die Überschrift „Art Strike" ist von Stewart Home und seinen Freunden erst später hinzugefügt worden. Ich dagegen verwendete den Begriff „years without art" von 1977 bis 1980. Dahinter stand eine Zusammenballung von Wut und Überlegungen. Die anderen Seiten benutzte ich, um den Kunstbetrieb direkt zu attackieren, für eine Bibliographie über den Kunsthandel. Eine Reihe von Seiten, chronologisch angeordnete Texte, die ich verschiedenen Zeitschriften wie Artforum entnommen habe, in denen ich Artikel über Castelli (1) oder wen auch immer gelesen habe. Artikel über den Kunstbetrieb, Interviews, Biographisches etc. Den Kunstbetrieb wollte ich - von mir aus natürlich kritisch gesehen - so darstellen, daß andere da einsteigen und weiterrecherchieren könnten.

JH: An sich waren diese Artikel, als sie erschienen, affirmativ gedacht, erst im Kontext des von Ihnen vorangestellten Textes wirkten sie gegenteilig.
GM: Man sollte sie kritisch lesen. Dann gab es einige Seiten Illustrationen, z.B. Chris Burdens „The Shooting in the Arm" (2). Daneben schrieb ich, daß es Zeit wird, daß die Künstler aufhören, sich im Interesse des Kunstbetriebs zu zerstören.

JH: Wenn Sie rückblickend betrachten, was aus Ihrem Text gemacht wurde und in Sachen Kunststreik passierte - Group (3) oder Stewart Home - gibt es denn Unterschiede zwischen dem, was Sie damals wollten und dem, was später proklamiert wurde. Hatte sich die historische Situation grundlegend verändert?
GM: Der Art Strike war ein anderer, als der, den ich mir im Aufruf 1974 vorgestellt habe. Später waren es ja viel jüngere Leute, und die Zeiten hatten sich geändert. Im Grunde finde ich es aber sympathisch, was die Leute daraus gemacht haben, der Versuch, so etwas zu erreichen. Der Versuch, den ich machte, war ja total mißlungen. Es gab keinen Streik. Aber die haben ihn durchgeführt, drei Jahre lang, hauptsächlich in den USA.

JH: Wie groß war die Gruppe, die sich für den Art Strike 1990-1993 engagierte?
GM: Es waren auf jeden Fall hunderte von Menschen. Vielleicht waren es nicht hunderte, die drei Jahre lang gestreikt haben, aber die sich damit beschäftigten. Aber als ich ihn ausrief, setzte sich kein einziger damit auseinander. Das ist doch vergleichsweise ein Riesenerfolg.

JH: Viele, die den Art Strike-Text zum ersten Mal lesen, denken sofort: er klingt ziemlich illusionär. Wie realistisch ist nun wirklich der Streikgedanke, vor allem, wenn man bedenkt, daß der Beruf des Künstlers, so wie er heute in weiten Teilen ausgeübt wird, auf Individualismus und der Kategorie der Originalität beruht, was in der herrschenden Kunstpraxis zu einem extremen Konkurrenzverhalten führt und ein solidarisches Verhalten schwerer als in anderen Berufszweigen macht? Dachten Sie wirklich, Sie könnten Solidarität unter den Künstlern erreichen? Bedarf es dazu nicht einer bestimmten gesellschaftlichen Situation?
GM: Ich dachte 1974 nie daran, daß ich grundlegende Veränderungen bei den Künstlern bewirken könnte. Nein, das erwartete ich auch nicht. Der Hauptgedanke war, nicht die Künstler zu ändern, sondern den Kunstbetrieb zu zerstören.

JH: Aber braucht man hierzu nicht die Solidarität unter den Künstlern?
GM: Ja, man braucht Solidarität, aber nicht in einem tieferen Sinne, denn in drei Jahren sind Menschen nicht zu ändern. Das Ziel war begrenzt, indem man für drei Jahre nicht ausstellte. Ich wollte auch die Künstler verändern, in der Weise - das steht auch in dem Text -, daß sie sich mehr mit Theorie beschäftigten, d.h. zu denken, zu forschen, zu recherchieren, anstatt nur zu machen. Recherchieren besonders im Bereich des Kunstbetriebs. Für drei Jahre, nur für drei Jahre. Wenn sich viele daran beteiligten, würde sich auch in bezug auf Solidarität und Courage etwas ändern.

JH: Wenn man Ihre Idee durchspielt, wen trifft der Art Strike zuerst, wer spürt die Auswirkungen zuerst, sind es dann nicht gerade die weniger kommerziellen, sagen wir progressiven Galerien, die zuerst schließen müßten, während die Museen und etablierten Galerien überleben würden?
GM: Nun, Sie müssen bedenken, daß es im Jahr 1974 einen ganz anderen Kunstbetrieb als jetzt gab. Da waren nicht diese vielen kleinen, alternativen Ausstellungsräume, die wir jetzt kennen. Es gab nur sehr wenige. Wir haben jetzt eine völlig andere Szene.

JH: Was halten Sie von Stewart Homes Behauptung, der Art Strike bringe den Klassenkampf in das Kunstsystem?
GM: Ich habe das Wort „Klassenkampf" nie benützt.

JH: Er hat es aber mehrfach verwendet. Abgesehen davon, ist der Art Strike auf jeden Fall eine gewisse Anlehnung an eine Aktionsform der Arbeiterbewegung.
GM: Das sage ich ja auch in meinem Aufruf: „the refusal to labour is the chief weapon of workers fighting; artists can use the same weapon". In diesem Sinne stelle ich einen Zusammenhang her.

JH: In Ihrem Text gibt es eine Stelle, die besagt, daß sich Künstler, wenn sie es nicht lassen können, Kunst herzustellen, in einem Lager zusammenfinden sollten, und die Arbeiten, die sie dort produzierten, nach einer Weile vernichtet würden.
GM: Ich habe das Wort „Konzentrationslager" nie benützt.

JH: Das habe ich auch nicht gesagt.
GM: Aber es wurde erst vor kurzem wieder in einer Diskussion in Schottland zusammen mit Stewart Home behauptet. Diese Passage war auch ein Grund, warum soviele Leute gegen mich waren. Da wurde gesagt: da ist ein Deutscher, der macht bei dieser Ausstellung deutscher Künstler mit, und er will uns in Konzentrationslager stecken. Da entstand eine ungeheure Kampagne gegen mich.

JH: Wurde Ihr Text also bewußt mißinterpretiert?
GM: Ja, aber ich kann es verstehen. Ich spreche in dem Text von „camps", was man mit einem diktatorischen Regime in Verbindung bringen kann. (...) Das Ganze war natürlich spielerisch gemeint, ganz klar. Aber diese Textstelle hat sehr dazu beigetragen, mich auszuschließen. Kein Zweifel. Nach dieser Veröffentlichung war ich total isoliert, und zwar jahrelang.

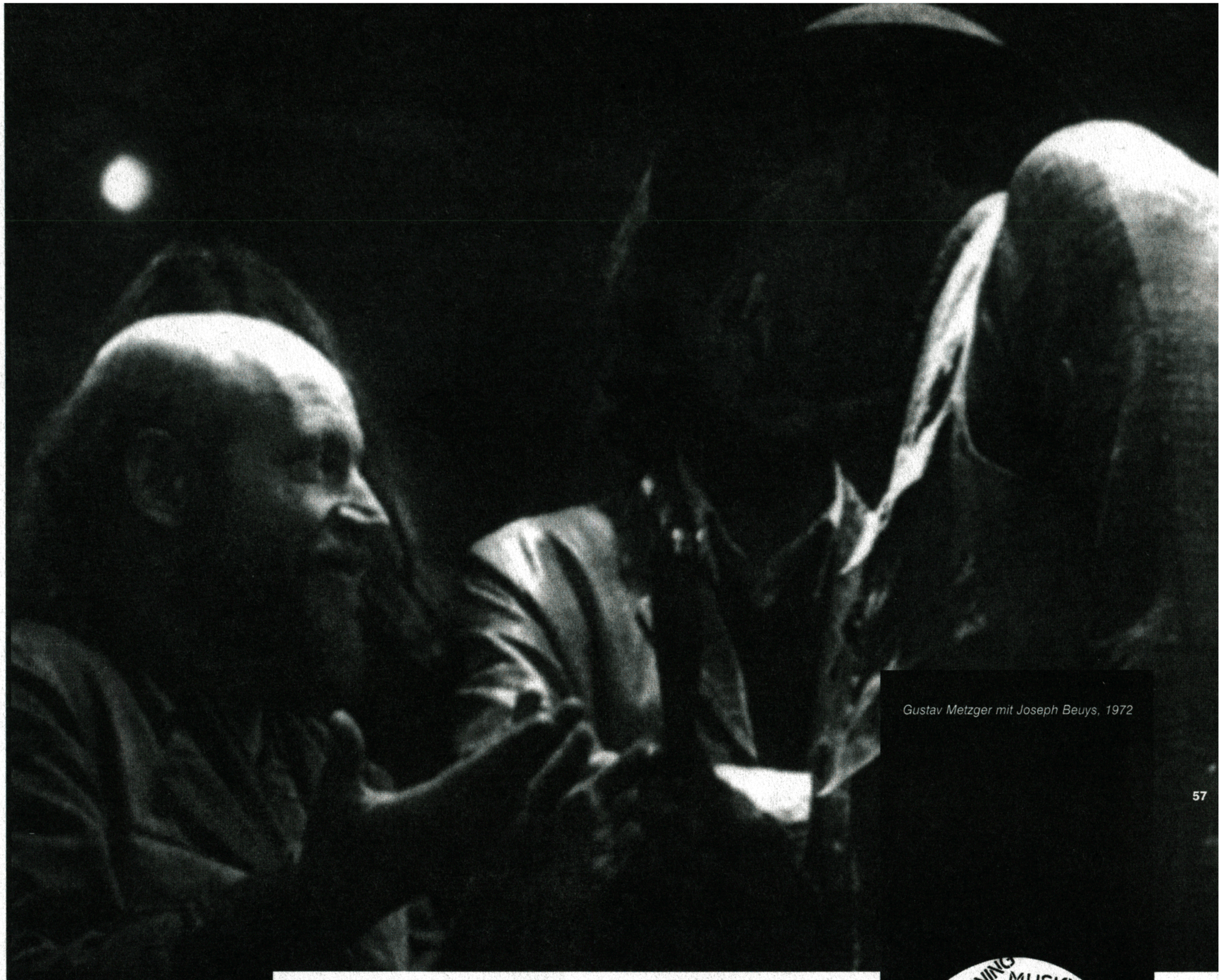
JH: Weil Sie direkt Galerien und andere Kunstinstitutionen angriffen?
GM: Nicht nur das. Weil eben viele Leute dachten, dies sei ein häßlicher und aggressiver Text. Und die wollten einfach nichts mit mir zu tun haben. Wie Sie wissen, wollen Leute Sachen mißverstehen. Und so war es auch hier. Es gab einen Diskussionsbend kurz nach der Eröffnung der Ausstellung, wo alle beteiligten Künstler auf dem Podium waren. Beuys war in London, und das ICA war überfüllt. Der britische Künstler Stuart Brisley (4) beklagte bei dieser Gelegenheit, daß Norman Rosenthal am Ende seines Katalogbeitrags schrieb, daß

Gustav Metzger fast im Alleingang diese soziale politische Richtung in die Kunst einführte, es gäbe doch auch seine Gruppe etc. Norman Rosenthal hat auf diese Kritik nicht reagiert. Ich auch nicht. Da man Brisley nicht anwortete, dachten die meisten Leute, er hat Recht: da ist Gustav Metzger, der wird ungerechter Weise als Pionier hochgejubelt. In dem einen Monat im Jahr 1974 kam vieles zusammen. Und am Ende war ich kein Mensch mehr. Ich hatte keinen Platz in der englischen Kunstszene. Es hat Jahre gedauert. Erst jetzt geht die Welle zurück.

JH: Noch zu Ihrem Text. Ist nicht die Voraussetzung für einen Streik eine Organisation z.B. in der Art einer Gewerkschaft. Hätte man sich nicht parallel zum Streikgedanken Überlegungen zum Aufbau einer Künstlerorganisation machen müssen?
GM: Es ist nie soweit gekommen. Nachdem der Katalog erschienen war - und er wurde tausendfach verkauft -, kam kein einziger Mensch auf mich zu, auch keiner der sieben deutschen Künstler, um zu diskutieren, wie man so einen Streik in Gang bringen könnte. Da wußte ich, es würde nicht gehen. Die Organisation wäre spontan entstanden, wenn Leute darüber gesprochen und zusammengekommen wären. Aber es kam nicht dazu.

JH: Hinter dem Art Strike steckt doch im Wesentlichen ein utopischer Gedanke?
GM: Unbedingt.

JH: Was aber nicht so deutlich wird: Was kommt nach den drei Jahren? Was ist das Ziel des Streiks?
GM: Die Vertiefung in Theorie allgemein, das Recherchieren, um die Gesellschaft besser verstehen und kritisch betrachten zu können. Ziel war es, die kritischen Potentiale innerhalb von drei Jahren aufzubauen, so daß die Künstler am Ende des Streiks ein anderes Verständnis, einen anderen Platz in der Gesellschaft hätten.
JH: Wenn das Kunstsystem zerstört worden wäre, was hätten Sie sich z.B. an Stelle der Galerien vorgestellt?
GM: Dann hätte man das haben können, was inzwischen existiert: artists' spaces.



Gustav Metzger mit Joseph Beuys, 1972

Ich war in diesen Dingen voraus. Aber jetzt fangen die Leute an, das, was ich anstrebte, zu verstehen. Jahre voraus sagte ich, die Künstler müssen sich selbst organisieren. Jetzt tun sie es. Jetzt wird es als letztes, schickes Moment in der Kunstszene dargestellt. Das hätte schon viel früher entstehen können und eindeutiger und besser. ◆

(1) Gemeint ist der New Yorker Kunsthändler Leo Castelli, (1907), der so prominente KünstlerInnen wie Jasper Johns, Robert Rauschenberg, Cy Twombly, Frank Stella, Donald Judd, Joseph Kosuth, Roy Lichtenstein oder Andy Warhol vertrat.*
(2) Für die Aktion mit dem offiziellen Titel „Shoot" ließ sich der kalifornische Künstler Chris Burden (1946) im Jahr 1971 von einem Freund aus vier Metern Entfernung in den linken Oberarm schießen, was Gustav Metzger als Konzession an die Nachfrage nach Sensationen im Kunstbetrieb wertete.*
(3) Praxis Group nennt sich ein Kollektiv britischer KulturaktivistInnen um Stewart Home, das sich in der zweiten Hälfte der 80er Jahre im Kontext des Kunststreiks 1990-93 bildete und dem im Art Strike Handbook die Manifeste „Desire in Ruins" sowie „The Art of Ideology and the Ideology of Art" zugeschrieben werden.
(4) Der Londoner Künstler Stuart Brisley (1933) hatte zunächst an der Münchner Kunstakademie Malerei studiert, bevor er sich nach einem mehrjährigen USA-Aufenthalt der Aktionskunst zuwandte. Die Darstellung von Zeitstrukturen stand im Zentrum seiner häufig mit anderen Personen im Außenraum ausgeführten Handlungen. 1971 wurde er Mitglied der Performance Art Cooperative der britischen Artist Union.*

Literatur:

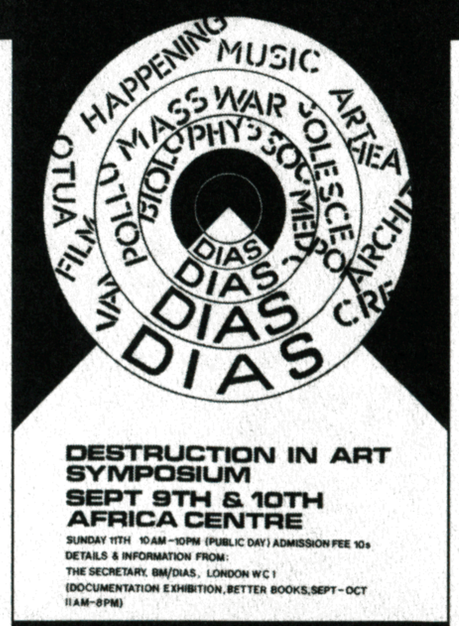
Gustav Metzger, Manifeste, Schriften, Konzepte, Silke Schreiber Verlag, München 1997

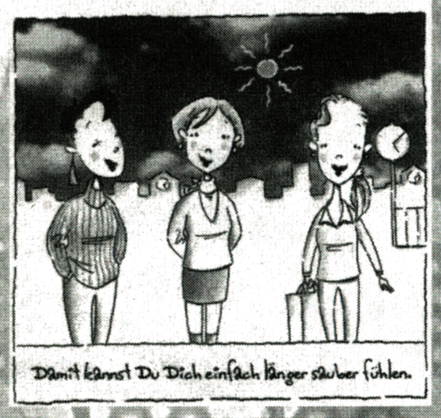
Gustav Metzger, damaged nature, autodestructive art, coracle @ workfortheeyetodo, London 1996

Stewart Home (Hg.), Art Strike Handbook, Sabotage Editions, London 1989

Stewart Home (Hg.), The Art Strike Papers, AK Press, Stirling 1991

Stewart Home, Neoism, Plagiarism & Praxis, AK Press, Edinburgh, San Francisco 1995





„Du willst?

Wer sauber bleibt, kann sich in unseren Städten in Sicherheit wiegen. Denn Sicherheit im öffentlichen Raum wird durch Sauberkeit vermeintlich garantiert: „Sauberkeit und Sicherheit" sind so zu neuen Schlagworten geworden, mit denen auch die Sicherheitsdienste in der Bundesrepublik

Betrachtet man die Images (in Zeitschriften wie Mädchen, Girl, Bravo oder Popcorn), mit denen in den letzten Jahren von verschiedenen Firmen für Menstruationsartikel speziell für Mädchen geworben wird, fallen erstaunliche Parallelen auf. Darin versprechen diese Produkte die Sicherheit, den öffentlichen Raum immer hygienisch einwandfrei betreten zu können. „Damit kannst Du Dich einfach länger sauber fühlen" verkünden beispielsweise in einer an Comics orientierten Werbung drei von Damenbinden überzeugte Mädchen auf einem Platz in der City.

Die ohne Unterlaß anzustrebende, saubere Perfektion wird in den Anzeigen der Menstruationsartikel durch die fast ausschließlich weiße, meist extrem kurze Kleidung der Mädchen symbolisiert. Obwohl die Miniröcke und Shorts das eigentliche, womöglich sogar eklige Geschehen verhüllen, sind die weiße Farbe und die knappe Kleidung doch ein koketter Hinweis auf den Triumph der Technik und demonstrieren gleichzeitig die stattfindende Tabuisierung. (Junge) Frauen müssen reingehalten werden und zwar nicht nur an den Tagen, sondern mittlerweile auch an den „Tagen zwischen den Tagen", „bevor Du Deine erste Periode bekommst", „an Deinen leichten Tagen" und wer zweifelt noch daran „Tag für Tag". Die Slipeinlage (1) sorgt für eine allgegenwärtige Kontrolle: Der öffentliche Raum gehört der trockenen, täglich gewindelten Frau.

Auch wenn heute in den Medien blutige Geschehnisse, schwer verletzte Unfallopfer, Kriegsgemetzel und Tote zur Schau gestellt werden, wird die Menstruation weiterhin mit metaphorischen Szenerien und symbolischen Gesten umschrieben. Es gibt nicht wie beim schmutzigen Hemdkragen ein vorher und nachher, ein falsch und richtig, sondern das Andere ist unsichtbar, nur eine vage Gefahr bleibt bestehen. Dieser treten die Mädchen auf den Werbefotografien - ausgestattet mit genügend Menstruationsartikeln - selbstbewußt entgegen. Der urbane Raum repräsentiert hier die Gefahr, der die Mädchen jedoch „frei" und „sicher" begegnen können. Egal ob im Minikleid auf Inline-Skates durch eine südländische Stadt, im menschenleeren Park, auf der Rolltreppe im ausgestorben scheinenden U-Bahn-Bereich oder allein durch europäische Großstädte reisend: Diese jungen Frauen sind aktiv, adrett und selbstsicher. Andere PassantInnen, KundInnen oder SpaziergängerInnen tauchen entweder gar nicht oder nur marginal auf, um die „fremde Umgebung" zu unterstreichen. Die begleitenden Texte verweisen einerseits auf eine vorhandene Unsicherheit, andererseits auf das Problem, mit welchem Rezept ihr erfolgreich beizukommen ist: „Du willst? Du kannst", „Nichts ist leicht beim ersten Mal", „An manchen Tagen lasse ich mich nicht aus dem Konzept bringen", also „In der Regel gut".

Es sieht ganz so aus, als ob sich auch die Werbestrategen der immer noch vorhandenen geschlechtsspezifischen Nutzung des öffentlichen Raumes durch Mädchen und Jungen durchaus bewußt sind. Sie verwerten die vorhandenen Wünsche der Mädchen nach Aneignung des städtischen Raums für ihre ökonomischen Interessen. Wenn man bedenkt, daß die Markenpräferenz angeblich im Lebensabschnitt zwischen 10 und 13 Jahren geprägt wird, was im Fall der Menstruation, die etwa in diesem Alter beginnt, unterstrichen werden kann, und ein Mädchen vom Aufstehen bis zum Schulhof bereits ca. 120 Werbeeinheiten konsumiert, ist das Interesse der Werbeleute an jungen Mädchen logisch. Während jedoch in der Illusionswelt der Menstruationsartikel-Werbung die Mädchen nur bestimmte Konsumartikel benötigen, um die Diskrepanzen in einer geschlechtshierarchischen Gesellschaft zu überwinden, sehen die Barrieren in der Realität anders aus.
Die Ursachen für geschlechtliche Differenzen liegen in der unterschiedlichen Sozialisation und in den ungleich verteilten Aufgaben. Aufgrund anderer Spielformen bilden sich geschlechtstypische

Nichts ist leicht beim ersten Mal.

Du kannst.“

werben. Unterstützt durch parteipolitische Interessen und zahllose Medienberichte, die vor einer angeblich steigenden Kriminalität in den Großstädten warnen, sind die über tausend Sicherheitsunternehmen zur Wachstumsbranche geworden.

Fähigkeiten und Fertigkeiten heraus. So werden erst ab dem 8. Lebensjahr Geschlechtsunterschiede im räumlichen Vorstellungsvermögen festgestellt. Mädchen (2) müssen immer noch wesentlich häufiger im Haushalt helfen und werden dazu verpflichtet, auf jüngere Geschwister aufzupassen. Mit Beginn der Pubertät vergrößern sich die Unterschiede, weil Eltern das Verhalten ihrer Töchter nunmehr stärker kontrollieren als das ihrer Söhne. Mädchen lernen, daß die Welt draußen von „diffuser Gefährlichkeit“ ist und daß ihr Körper ihnen nicht Schutz vor Angriffen bietet, sondern diese im Gegenteil provoziert. Auch wenn mittlerweile vielfach belegt wurde, daß die Stadt oder das triste Wohnumfeld nicht der Auslöser für sexuellen Mißbrauch von Mädchen sind, sondern daß Frauen im privaten Umfeld (über 80%) am häufigsten Opfer von Gewalt sind, findet ein Umdenken nur sehr langsam statt.

Mädchen spielen und bewegen sich aus diesen Gründen einerseits seltener in öffentlichen Räumen als Jungen, (3) und andererseits ist der von ihnen benutzte Raum kleiner. Während jüngere Mädchen überwiegend auf den Höfen oder Spielplätzen in unmittelbarer Wohnnähe spielen, bevorzugen ältere häufig die Intimiät des eigenen Zimmers. Auch in der Art, wie Mädchen und Jungen mit Räumen umgehen, gibt es Unterschiede. So erkunden Mädchen ihr Umfeld häufig auf dem Weg zu einem Ziel, z.B. auf dem Weg zur Tanzstunde, während für Jungen das Herumstreifen mehr ein Selbstzweck ist. So sind Mädchen in Sportarten, die Aneignung von Raum und die Eroberung neuer Dimensionen, sowie Experimentier- und Risikofreude beinhalten, nur als kleine Minderheit vertreten bzw. als bewundernde Zuschauerinnen am Rand der Skateboard- oder BMX-Rampe.

In Gesprächen, die ich in diesem Herbst mit ca. 30 Mädchen zwischen 10 und 19 Jahren führte, wurden als Freizeitbeschäftigungen außer Haus vor allem Spazierengehen mit und ohne Hund, Reiten, Fahrradfahren, Singen im Chor, Tanzen in der Tanzschule, Shopping in der Stadt, kreative Tätigkeiten in einer Mädchenorganisation, Volleyball im Verein oder Inline-Skaten angegeben. Ein 16jähriges Mädchen, das sich als Punk bezeichnet, hängt mit ihren FreundInnen in einem großen Einkaufszentrum ab. Zwar wurden auch typische, von Jungen dominierte Sportarten wie Taekwon Do oder Fußball genannt, aber diese werden nur im Verein ausgeübt. Die Ausnahme war die 13jährige Johanna, die sich ein völlig jungenhaftes Aussehen zugelegt hat. Sie ist eine aktive Inline-Skaterin und hat auch schon einmal das Skateboard ausprobiert. Dabei ist sie in ihrem Umfeld aber das einzig aktive Mädchen, denn Mädchen werden meist nur als bewundernde ZuschauerInnen akzeptiert. Sie definiert den Unterschied zwischen Inline-Skaten bei Jungen und Mädchen folgendermaßen: „Viele Mädchen fahren mit ihren Inline-Skates nur so über die Straße, während beim Halfpipe-Skaten kaum Mädchen mitmachen.“ In der Schule bemühte sich Johanna um einen Unterricht im Fußballspielen, doch es gab keine Lehrkraft, die die Mädchen darin unterrichten durfte; außerdem waren zu wenige ihrer Mitschülerinnen an Fußball interessiert. So spielt Johanna vor allem im Freien Fußball. „Da muß ich mich schon ein bißchen durchbeißen. Die denken meist, ich sei ein Junge. Und wenn ich dann zwei Tore geschossen habe, dann ist es egal, ob ich ein Junge oder ein Mädchen bin.“ ✓

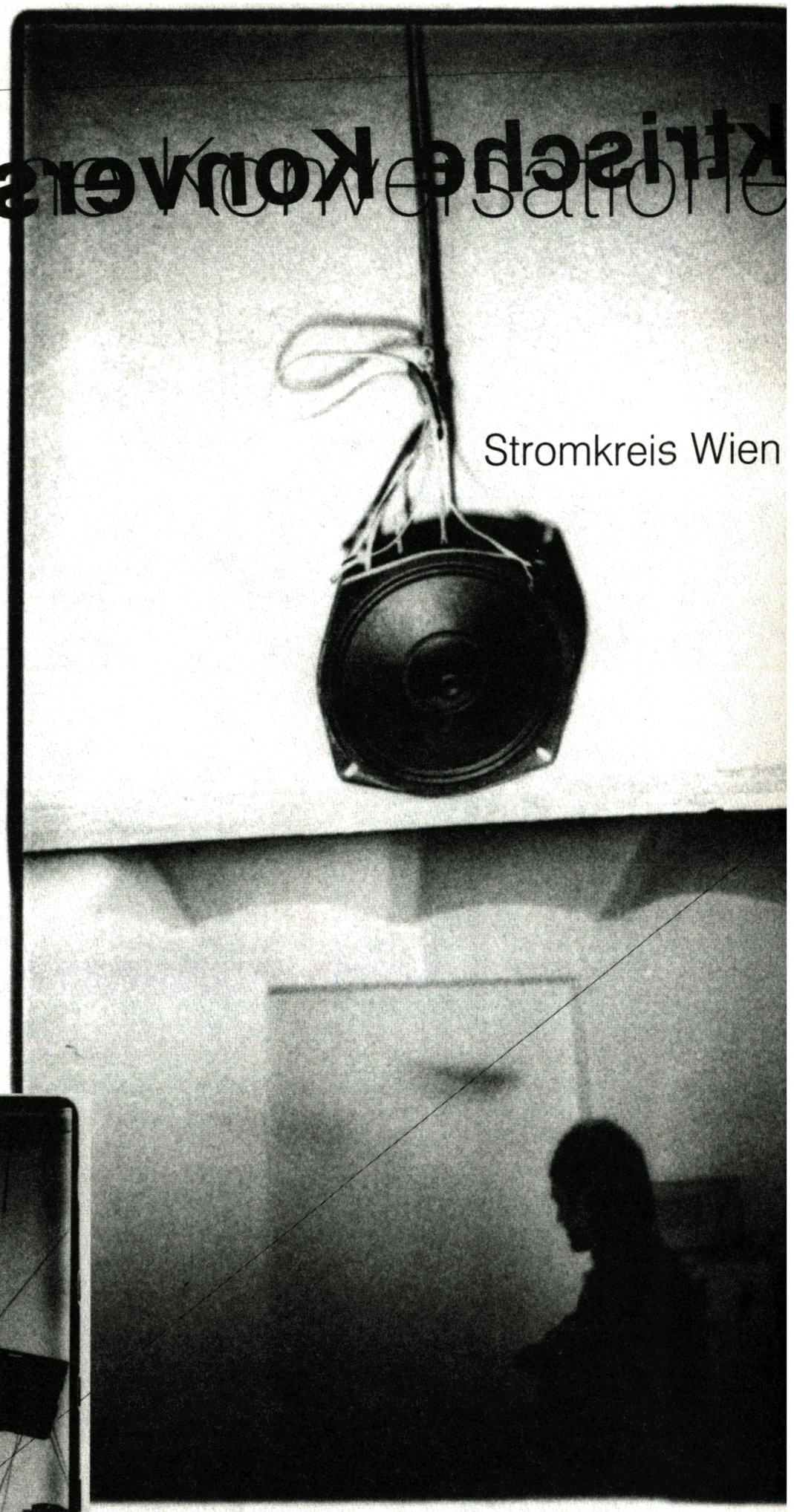
(1) In einem aktuellen Aufklärungsbuch für Mädchen muß so bereits vor dem ständigen Slipeinlagen-Tragen gewarnt werden: „Achtung: Es ist Unsinn, Slipeinlagen dauernd zu tragen, denn die Plastikfolie speichert die Flüssigkeit, und es kann leichter zu Pilzinfektionen kommen. (..) 'Hat es jemals solche Wäscheschoner für Männer gegeben?'“

(2) Wenn von „Mädchen“ die Rede ist, ist keine einheitliche Kategorie gemeint, sondern eine Hilfskonstruktion, die unterschiedliches Alter, soziale und ethnische Herkunft und Wohngegend umfaßt.

(3) Nach einer Untersuchung von 1989 (Rauschenbach/ Wehland) mit über 2000 Kindern. Nach einer Studie von 1992 (Hessisches Ministerium für Frauen) lag der Mädchenanteil bei allen Kindern über 12 Jahren auf öffentlichen Spielflächen nur bei 19 Prozent.

Siehe auch das Programm der Mädchenzimmer-Reihe auf Seite 74

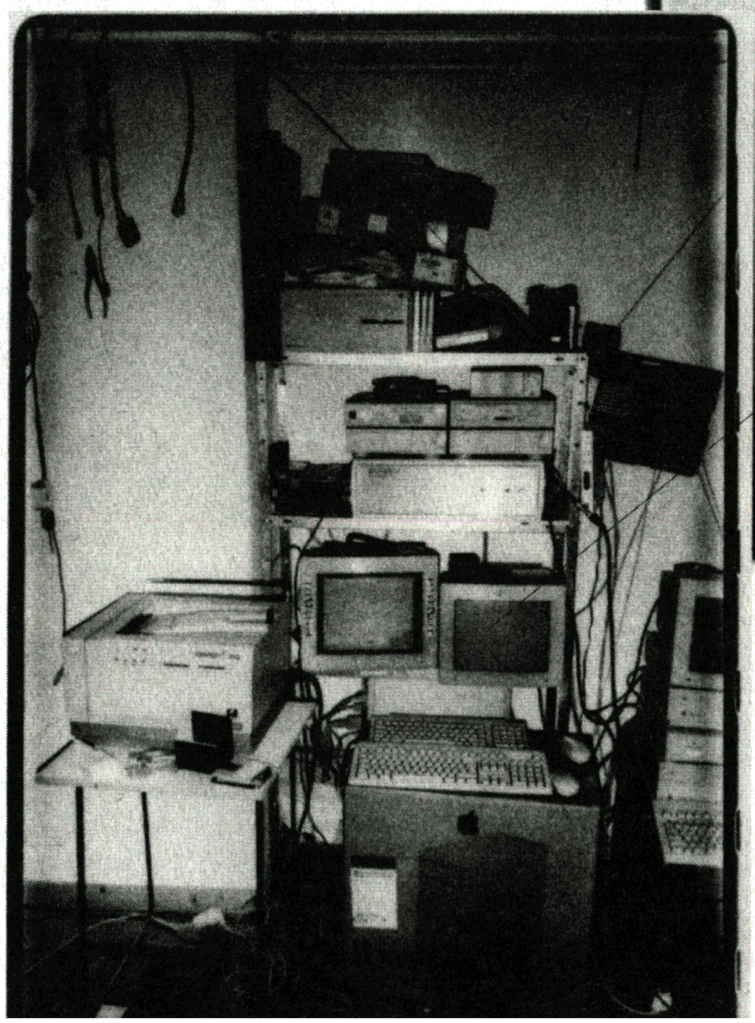
Elektronische Konversationen



Es hat lange gedauert, bis es sich rumgesprochen hat. Doch spätestens seit U2 bei Kruder und Dorfmeister, den verdienten Großmeistern verhatschter Kaffeehaus-Beats, anklopften und um einen Remix baten, ist der shmoove Wien-Sound zum geflügelten Wort geworden. Daß fernab des derzeitigen Hypes in der Donaumetropole eine vielgestaltige Elektronikszene am Werk ist, gerät dabei leicht in Vergessenheit.

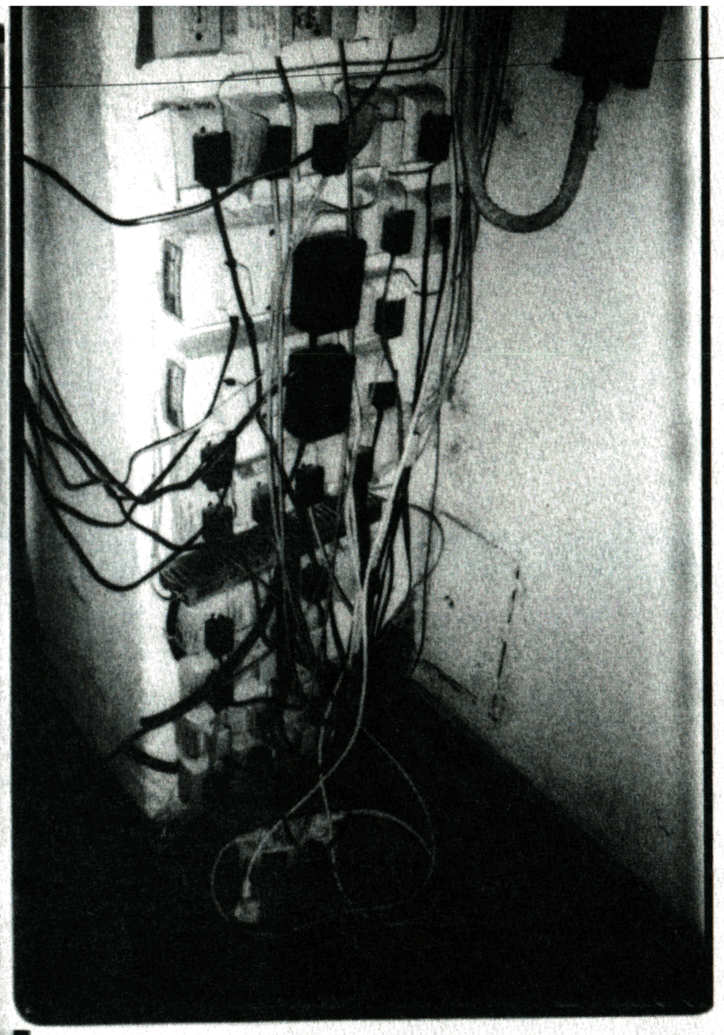
Easy Listening

„Das allererste woran ich mich erinnere," sagt Curd Duca zurückblickend, „sind Sachen wie Bert Kaempfert. Das war die Musik, mit der ich groß wurde, die man im Radio und Fernsehen hörte, bevor die Popmusik überhaupt entstanden ist." Kein Wunder also, daß leichte Unterhaltungsmusik zum zentralen Bezugspunkt in Ducas musikalischer Welt werden sollte. Mit 12 Jahren führt er „erste elektro-akustische Experimente mit einem Philips-Kassettenrekorder" durch. Später, Anfang der 80er Jahre, da ging er bereits auf die 30 zu, gründete er die New Wave Band „Auch Wenn Es Seltsam Klingen Mag", die jedoch nur lokale Berühmtheit erlangte. Schließlich legte er sich Computer und Sampler zu und besann sich auf die Musik, die ihm sozusagen in die Wiege gelegt worden war - ohne dabei zu vergessen, daß Techno gerade seinen Siegeszug antrat. Seitdem hat er fünf Platten veröffentlicht, die alle den programmatischen Titel „Easy Listening" tragen. Daß gerade dieses Genre ein schier unglaubliches Revival erleben sollte, konnte damals noch niemand ahnen. Dabei ist Duca, der sich selbst als „Oberdigitalrat" bezeichnet, eher an Sounds und Grenzüberschreitungen interessiert als an Kaufhausmusik an sich, die er eigentlich „ungenießbar" findet. Die existiert in seinem Kopf nur noch als verklärte Vision und Baukasten: „Als ich begonnen hab' meine Platten so zu nennen, hatte ich diese Musik Jahrzehnte lang nicht gehört. Doch als ich sie dann wiederentdeckte, hat sie mir plötzlich überhaupt nicht mehr gefallen. In meiner Erinnerung war sie viel toller und ständig dachte ich: das kann man besser machen, hier gehört ein Synthesizer hin etc. Meistens gefällt mir nur eine gewisse Melodie oder ein spezieller Rhythmus, den ich dann weiterverarbeite." Das Ergebnis solch eklektizistischer Sublimationsarbeit ist ein eigenwilliges Destillat, das nach gestern riecht und doch absolute Zukunftsmusik ist. Mit Eleganz und Stilbewußtsein rollt Duca samtene Ambientteppiche aus, arrangiert seltsam verschobene Lounge-Interieurs und Elektronik-Foyers, ohne dabei in die Retrofalle zu tappen. Zur Zeit pendelt Duca zwischen Wien und seinem zweiten Wohnsitz Miami hin und her. Dort stöbert er in Thrift Stores nach interessanten Platten, sampelt in seinem Home-Studio ein bißchen herum und fliegt dann wieder zurück, um in Wien den Feinschliff anzulegen. Demnächst folgen Remixe für die Merricks und Tipsy sowie ein Beitrag für eine Mille Plateaux-Compilation.



Sabotageland

Im Gegensatz zum eher introvertierten Eigenbrötler Duca, strahlt Robert Jelinek, seines Zeichen Labelchef von Sabotage Communications, die energetische Aura eines ständig unter Strom stehenden Machers aus. Jelinek kommt, wie er selbst anmerkt, aus der „Kunstecke" - auf die Idee ein Label zu gründen, kam er erst vor zwei Jahren. Vorher sabotierte er als Aktionskünstler und Kommunikationsguerillero öffentliche Räume, pappte z.B. „Reserviert"-Aufkleber auf U-Bahn-Sitze oder versah Telefonzellen mit „Nicht Stören"-Schildern. Naturgemäß hat er dieses subversive Moment auch auf seine Labelphilosophie übertragen: „Ich wollte nicht nur ein neues Publikum erreichen, sondern auch versuchen, meine Konzepte über



einen neuen Formatträger zu vermitteln. D.h. auch, wie verpackt man's, wie kann man irritieren und interaktiv arbeiten?" Das Label verfolgt daher auch weniger eine stringente musikalische Linie - auf Sabotage tummeln sich so unterschiedliche Acts wie der Frequenzterrorist Pomassl, die Detroiter Elektro-Crew Le Car oder der Wiener Houseproduzent Don Summer -, sondern eine subtile Strategie der Verunsicherung. Beispielsweise schreckte man nicht davor zurück, virusinfizierte CD-Roms in Umlauf zu bringen, was dem Label erboste Anrufe einbrachte. Die wenigsten hingegen bemerkten offenbar, daß der einzige Unterschied zwischen Pomassls „Skeleton"-Album und dessen Nachfolger „Skeleton 2" das Cover ist. Daß man neben diesen Störmanövern nicht vergaß, beste Musik unter die Leute zu bringen, zeigen zwei äußerst empfehlenswerte Sabotage-Compilations: mit „Five" (A. Huber, A. Burger, Pomassl u.a.) legte man eine gelungene Schnittmenge der Wiener Elektronikschule vor - mit „Austrian Flavor Vol. 2" (DJ DSL, DJ Cutex u.a.) ein Meisterwerk hiesiger Breakbeat- und Mixkunst. Rob Jelinek hat noch große Pläne - demnächst wird er ein Parfüm auf den Markt werfen und, so sagt er fest entschlossen, sein eigenes Land gründen, irgendwo in der Niemandszone zwischen den Grenzlinien von Österreich und Deutschland.

Fridge Tracks

In Wien Meidling-Heizendorf, gut versteckt in einer Art Lagerhalle eines brachliegenden Fabrikgeländes, befindet sich der Hauptsitz des Labels und Internetprojekts Mego. Musikalisch betrachtet ist Mego das experimentellste Label der hiesigen Elektronikszene. Leute wie der vom Jazz kommende Avantgardist Christian Fennesz oder Bands wie Farmers Manual und General Magic stehen für ein Musikverständnis jenseits geltender Parameter, das die Grenzen zum Geräusch auslotet. Ramon Bauer, Mego-Kopf und eine Hälfte von General Magic, zählt zu den wichtigsten Grundregeln seines Labels die, daß es keine festen Regeln gibt: „Entscheidend ist, daß man sich intensiv mit der Materie und dem Medium auseinandersetzt, daß es eine klare Sache ist." Konkreter wird es, wenn Ramon über sein eigenes musikalisches Schaffen erzählt: „General Magic, das bin ich in Wien und Andi Pieper in Berlin. Zwischen uns gibt es lange Prozesse, in denen jeder unabhängig Ideen zusammenträgt - Grundmaterial sammeln nennen wir das. Dann setzen wir uns zusammen und machen in relativ kurzer Zeit Stücke daraus, auch um die Spontanität zu bewahren. Wir arbeiten vor allem mit dem Computer. Wenn wir uns mit externen Geräten beschäftigen, dann bleiben wir stets bei einem. Wir versuchen dann aus der Maschine etwas herauszulocken, für das sie gar nicht geschaffen ist. Am spannendsten finden wir die kleinen Hoppalas." Auf „Fridge Tracks" etwa kann man das gesampelte und verfremdete Stromdröhnen und Gefrierrauschen von Kühlschränken hören. Auch die Zugfahrten zwischen Berlin und Wien, erzählt Ramon, bieten immer wieder Gelegenheit, Material zusammenzutragen. Wer genau hinhört, erkennt vielleicht den tschechischen Schaffner, der sich auf „Frantz", General Magics elektronischer Hommage an den Skihelden Frantz Klammer, verbirgt.

Web Headz

Das zweite Standbein von Mego ist das Internet. Unter http://www.icf.de/mego/ kann der interessierte Surfer nicht nur exklusive Elektronik- und Techno-Platten über den gutsortierten Direct Order Service (M.DOS) bestellen, sondern diese sogar vorher via Real Audio anhören. Ein Klick weiter befindet sich der „Megomat" - ein Sequenzer samt einem ganzen Katalog diverser Samples, mit dem man seine eigenen Tracks bauen kann. Zudem strahlt die Mego-Zentrale regelmäßig digitale Radiosendungen live übers Netz aus. Die Selbstverständlichkeit, mit der hier Technologieversiertheit an den Tag gelegt wird, ist verblüffend. Bestes Beispiel ist der Mego-Act Farmers Manual. Ihr Studio im Bezirk Margarethen ist ein einziges Sammelsurium vernetzter Rechner und ratternder Modems jeglichen Baualters, die den Raum in dichten Digitalsmog tauchen. „Vor ein paar Jahren" sagt Chef-Nerd Oswald Berthold, der dem Aussehen nach gerade die Matura hinter sich gebracht hat, lapidar, „haben wir begonnen, Netzseiten zu machen, die dann immer weiter wucherten. Mittlerweile betreiben wir hier vier Server und machen zweimal pro Woche eine Internet Radio Show. Über das Netz ergeben sich ganz neue Distributions- und Produktionsmöglichkeiten - man kann viel mehr Menschen erreichen bzw. mit ihnen in Kontakt treten. Unsere Gäste in der Show müssen z.B. gar nicht bei uns physisch anwesend sein, sondern nur einen Netzzugang haben. Unser Hörerkreis ist zwar klein, aber dafür rund um den Globus verteilt. Vor kurzem meldete sich jemand aus Mikronesien..." Farmers Manual pflegen, wie sie es nennen, einen „elektronischen Lebenstil", der naturgemäß auch auf ihre Musik rückwirkt. Die Tracks auf der CD-Rom „No Backup" etwa sind Mitschnitte nächtelanger Rechnersessions: bizarre elektronische Landschaften, die eine Geistesverwandtschaft zu Soundtüftlern wie Aphex Twin oder Squarepusher erahnen lassen.

Vorsprung durch Interaktion

Die Wiener Elektronikszene ist relativ klein, dafür jedoch umso produktiver, und das, was sie vielleicht am meisten auszeichnet, ist der Austausch untereinander. Dies zeigen nicht nur die ständig wechselnden Kooperationen der Musiker, sondern vor allem die Veröffentlichungspolitik der einzelnen Labels, die eher auf Freundschaften und Interessenskoalitionen beruht als auf vertraglicher Bindung oder Genrevorgaben. Leute wie Gerhard Potuznik, Patrick Pulsinger oder DJ DSL veröffentlichen auf den unterschiedlichsten Wiener Labeln. Letzterer etwa, zuvor auf Sabotage, wird demnächst auf Mego eine Hip Hop-Ode an Toni Polster herausbringen. Die Stärke der Wiener Szene liegt in eben dieser Heterogenität und den Netzwerken der Protagonisten, oder wie Werner Geier, Radio DJ (FM4) und Chef von Uptight Records, anmerkt: „Die Leute haben alle langsam und stur an ihrer Handschrift gearbeitet und zwangsläufig fand da immer schon Austausch statt. In Wien hat sich ja auch nie eine Rave-Gesellschaft durchgesetzt. Die Aktiven hier haben unabhängig voneinander eine Distanz zu diesem Phänomen entwickelt. Jeder kam da auf eine eigene Lösung und Umsetzung. Für mich ist es das, was uns alle hier verbindet."

Zarte Kritik an der Kampagne „Aktiv gegen Männergewalt“ und bittere Polemik zur Diskursivierung von sexuellem Mißbrauch.*

Trotz allem?

Der Tatort „Bombenstimmung“ fängt gerade an, als die Nachspeise vom Tisch ist. Die Bullen sind zwar nett und spleenig - fahren Ferrari und tragen Cowboystiefel - aber diese blödsinnige „Wir sind wie Du-Art“ von Sympatisantenwerbung ist ja heute Standard. Tatort ist der Schulhof. Ein soeben vom Verdacht des sexuellen Übergriffs freigesprochener Lehrer ist in die in die Luft gesprengt worden.

Ins Visier der Ermittlungen gerät eine Schülerin, hübsch und nicht auf den Mund gefallen. Sie hatte den Lehrer angezeigt. Am Ende zeigt sich: Das vermeintliche Opfer wird zum Täter - aus Rache. Sie war verliebt, aber er ließ sich korrekterweise nicht becircen. Ermordet hat sie ihn aber nicht. Das war ein korrupter Journalist, der sie für seine gefälschten TV-Berichte funktionalisiert hat. Die kleine Lolita überlebt dann noch ihren Selbstmordversuch und ist geläutert. Der nette Polizist bringt Blumen ans Krankenbett, Ende gut, alles gut.

Was haben wir gelernt? Unser Rechtsstaat ist weise und gerecht, Mädchen in der Pubertät sind raffinierte Biester - glauben darf mann ihnen nichts, aber mann soll sie trotzdem mögen. Die Medien sind korrupt und einflußreich, und nur der gute Onkel von der Polizei kann mit einem Mix aus Härte und Verständnis jene Gefahr bannen, die allen gutsituierten und korrekten Mittelschichts-Männern überall droht: Verleumdung bis hin zum Mord, bekannt auch als der sogenannte „Mißbrauch mit dem Mißbrauch“.

Tatsächlich aber zeigt uns dieses Musterbeispiel medialer Diskursabrahmung vor allem eines: Nachdem sich Feministinnen jahrzehntelang darum bemühten, sexuelle Gewalt gegen Mädchen und Frauen in die gesellschaftliche Diskussion zu bringen, hat dieses Thema nun tatsächlich seinen Weg ins öffentliche Bewußtsein gefunden. Mißbrauch, der real in jeder fünften Frauenbiographie vorkommt, ist inzwischen auch in den Medien ständig präsent und läßt sich (siehe Tatort) problemlos zur besten Familien-Sendezeit abhandeln. Fragt sich nur, wie. Zur Zeit scheint der reaktionäre Gebrauch zu überwiegen. Spätestens seit den Ereignissen in Belgien, seit Kim, Natalie und all den anderen, ist Mißbrauch regelmäßig in den Schlagzeilen. Die Botschaft lautet immer gleich: Unsere (jeweils national gefaßten) Kinder (so als ob Mädchen und Jungen gleichermaßen betroffen wären) sind in Gefahr: Der psychopathisch-triebhafte Wiederholungstäter geht um. Die Berichterstattung über unzählige Einzelschicksale, über die Tat, die Fahndung, das Leid der Angehörigen, den Schock der Bevölkerung, die Versprechen der Politiker blieb nicht ohne Konsequenzen - zumindest auf der Repräsentationsebene. Reportagen, Talkshows, Erlebnisberichte und Krimis eigneten sich das Thema an.

Gewalt gegen Mädchen und Frauen wird heute meist unter zwei verschiedenen Gesichtspunkten verhandelt: Einerseits wird im Kontext der Debatte um „Innere Sicherheit“ die Sicherheitsverwahrung und chemische Kastration von fehlgeleiteten Triebtätern diskutiert. Dieser Argumentationsstrang, der letztlich unter anderem die frohe Botschaft verkündet: „Weiberleut’ bleibt’s daheim - draußen ist es zu gefährlich, da schleicht ein böser Fremder durch den dunklen Park“, ist im Grunde

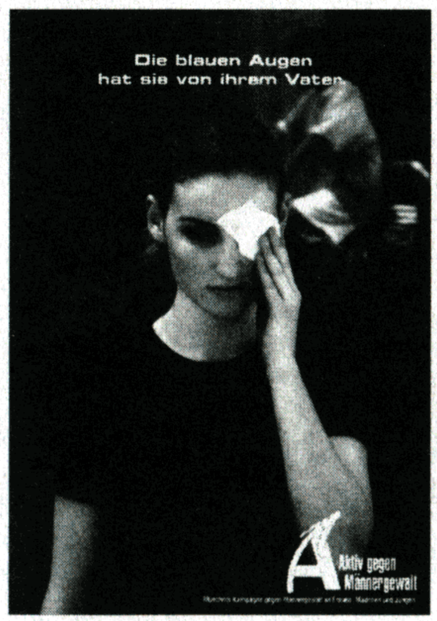
uralt und vielfältig funktionalisierbar. Der Mensch/Mann ist ein Wolf. Für das Überleben unter Wölfen bieten inzwischen sogar die Männer von der Polizei Selbstverteidigungskurse für Frauen an. Und auch der eine oder andere Kampfsportverein hat die Marktlücke Gewaltprävention für Frauen erkannt und macht den feministischen Selbstverteidigungsprojekten der ersten Stunde Konkurrenz. Diese jedoch behandeln das Problem gerade nicht als individuelles Dilemma, sondern als strukturell verankerte Normalität einer Gesellschaft, in der die meisten Männer mehr Macht als Frauen haben. Frauen, die es nicht nur auf den Handkantenschlag gegen den Fremden im Park abgesehen haben, sollten sich lieber an Gruppen wenden, die von Frauen für Frauen angeboten werden (in München z.B. das Wen Do-Projekt). Hier ist nämlich auch Gewalt im sogenannten sozialen Nahraum Thema.

Diese Form von Gewalt ist die zweite Diskursebene. Mittels kontinuierlicher Arbeit, Stichwort „Wir glauben Euch", haben Frauen die Alltäglichkeit sexueller Gewalt in Schule, Büro, am Fließband oder in der Familie in die öffentliche Debatte eingeführt. Die öffentliche Darstellung von Mißbrauch in Familie und Verwandtschaft folgte anderen Regeln als die reißerische Berichterstattung über Gewalt gegen Frauen im Parkhaus etc. In beiden Fällen steht der Einzelfall im Vordergrund. Medial wird auch der familiäre Mißbrauch meist wie ein Gruselroman inszeniert: das Böse lauert überall, diesmal sogar im Kinderzimmer. Der Unterschied ist jedoch, daß sich Darstellung des familiären Mißbrauchs von Kindern nicht so sehr auf den „perversen" Täter konzentriert (seine schlimme Sozialisation: selbst mißbraucht, alkoholabhängig, arbeitslos, Mehrfachtäter...), sondern mehr auf das schmerzhafte Erinnern des Opfers.

Das hat seine Logik, denn würde auch hier der Täter in den Mittelpunkt gestellt werden, müßten Mann und Frau festgestellen, daß das Täterprofil nicht den gängigen klassistischen Vorurteilen gehorcht. Am häufigsten passiert Mißbrauch in den Familien. Der Täter ist der ganz normale Mann von nebenan. Ehemann, Opa, Vater, Bruder, Onkel, Nachbar, Kollege. Ein Jedermann. Und weil es in der Regel der normale Gestörte und nicht der längst als „gestört" Pathologisierte ist, müßten sich alle fragen: Wie ist das möglich? Was für eine Gesellschaft ist das, in der Männer völlig normal, angepaßt und oft sogar erfolgreich sind und trotzdem Täter sein können? Und wir würden zu der simplen Antwort kommen: daß in einer patriarchalen Gesellschaft jeder Mann ein potentieller Vergewaltiger ist.

Dieser Satz ist so alt wie umstritten. Man hört ihn nicht mehr allzu oft, - wie man auch kaum noch von der feministischen Gesellschaftsanalyse hört, die ihm zugrundeliegt. Stattdessen werden wir heute über „Fälle" informiert. Zwar gibt es immer weniger Menschen, die eine Frau für mitschuldig halten, wenn sie vergewaltigt wurde (was zieht sie sich auch so an, was hat sie denn um die Zeit da zu suchen, sie hat doch auch geflirtet...). Und die Familie wird nicht mehr so einmütig als Ort der heiligen Unschuld betrachtet. Dies ist der Erfolg von Feministinnen, denen es gelungen ist, die Wahrnehmung von gesellschaftlichen Tabuthemen - vom sexuellen Übergriff am Arbeitsplatz bis zum sexuellen Mißbrauch in der Familie - zu erzwingen. Doch auf dem Weg hin zum öffentlichen Diskurs ist leider etwas abhanden gekommen: radikale, feministische Gesellschaftsanalyse und Patriarchatskritik findet nicht mehr statt. Und in der Hitze des „Zum-Thema-Machens" und im Taumel des öffentlichen Erfolgs wird dieser Verlust anscheinend gar nicht mehr als Verlust wahrgenommen.

Wie der Wille zum gesellschaftlichen Kompromiß aussehen kann, war jüngst bei der Eröffnung der Münchner Kampagne „Aktiv gegen Männergewalt" zu beobachten. Der Carl-Orff-Saal im



Gasteig war ausverkauft, als Bürgermeisterin Gertraud Burkert die Kampagne eröffnete. „Z - Zero Tolerance of Violence against Women" hieß es in Edinburgh und nach diesem Vorbild wird nun auch in München ein Jahr lang mit Infomaterial, Plakataktionen und zahlreichen Veranstaltungen für die Kampagne geworben. Seit drei Jahren bereiten Frauen aus den Münchner Frauenprojekten diese Kampagne vor und fanden MitstreiterInnen auch bei der Stadtverwaltung. Ganze Referate verpflichteten sich zur Mitarbeit. Die Kampagnen-Zeitung nennt die Ziele der Aktion: „Vermittlung von Handlungsbereitschaft und -kompetenz, stadtteilbezogene Veranstaltungen und Maßnahmen, flächendeckende Thematisierung durch Beteiligung aller gesellschaftlichen Bereiche und Ebenen." Dies scheint allein aufgrund der enormen Zahl von 160 UnterstützerInnegruppen nicht abwegig und ist durchaus wünschenswert.

Interessant ist aber, wer da alles mitwünscht. Eine Frau vom Allgemeinen Sozialdienst berichtete aus den Amtsstuben: Kollegen formieren sich zu Diskussionsrunden. Nicht übel - vor allem wenn frau von der oftmals beschämenden Behandlung der Mißbrauchsopfer in diesen Amtsstuben weiß. Typisch jedoch, daß sie dann das Problem auf die „Risikofamilien" reduziert, deren „infrastrukturelle Probleme" es aufzufangen gelte.

Doch es kam noch härter. Plötzlich sinken von oben zwei Transparente nieder, von linksaußen tritt eine blonde Schönheit hervor. Als die kurz eingespielte Musik verstummt, hebt sie das Mikrofon wie beim verpaßten Playbackeinsatz. Wir erfahren, daß die soeben gehörte Sängerin seit kurzem tot ist, ein Gewaltopfer. Sie selbst ist die

Frauenbeauftragte der Polizei und kennt die Problematik, was sie mit dramatischen Zahlenspielen unter Beweis stellt. Sie kommt dann zu folgendem Schluß: „Wir von der Polizei“ würden ja gerne helfen, aber wir können nicht, wie wir wollen, weil „ihr“ (wir Frauen? die Männer? die illegalen ausländischen Arbeiterinnen?) uns nicht genug vertraut. Noch, denn der heutige Abend ist der Beginn einer wunder baren Freundschaft: „Danke“, sagt sie, „danke, daß ich hier sprechen durfte, was ja in früheren Zeiten nicht immer möglich war“. Ach - die guten alten Zeiten.

Nach der Pause leistete eine ergreifende Tanz-Performance die künstlerische Bearbeitung des Themas „Frau und Gewalt“. Als Dreingabe dann etwas Wissenschaftliches. Eine Professorin für Kriminologie erklärte euphorisch: Die Zeit ist reif, Frauenbewegung rein in die Institutionen und diese mit Frauenpower demokratisieren. Rechts-Links-Denken ist beim Thema Gewalt gegen Frauen obsolet. Als dann Lisa Fitz noch was vom Östrogenarsch der Frau schwafelte,

den diese immer wieder nicht hochkriegt, nahm ich mir dies zu Herzen und bin gegangen.

Ein Lichtblick an diesem Abend, weil politisch, konkret und offensiv, war der Vortrag von Feyza Palacek, Mitarbeiterin bei Donna Mobile und dem Ausländerbeirat München. Kurz und knapp legte sie dar, daß ausländische Frauen doppelt diskriminiert sind, weil sie nicht nur mit Sexismus, sondern auch mit dem deutschen institutionellen wie alltäglichen Rassismus konfrontiert sind. Sie forderte dazu auf, die strukturellen Gewaltverhältnisse zu bekämpfen. Als erste Schritte nannte sie unter anderem ein eigenständiges Aufenthaltsrecht für Migrantinnen unabhängig von ihrem Mann, sowie ein Aufenthaltsrecht für Frauen mit Gewalterfahrung. Sie verurteilte die gängige Praxis der Abschiebung von ausländischen Prostituierten, die weil oftmals illegal, sozusagen vogelfrei, den Zuhältern und der Polizei völlig ausgeliefert sind.

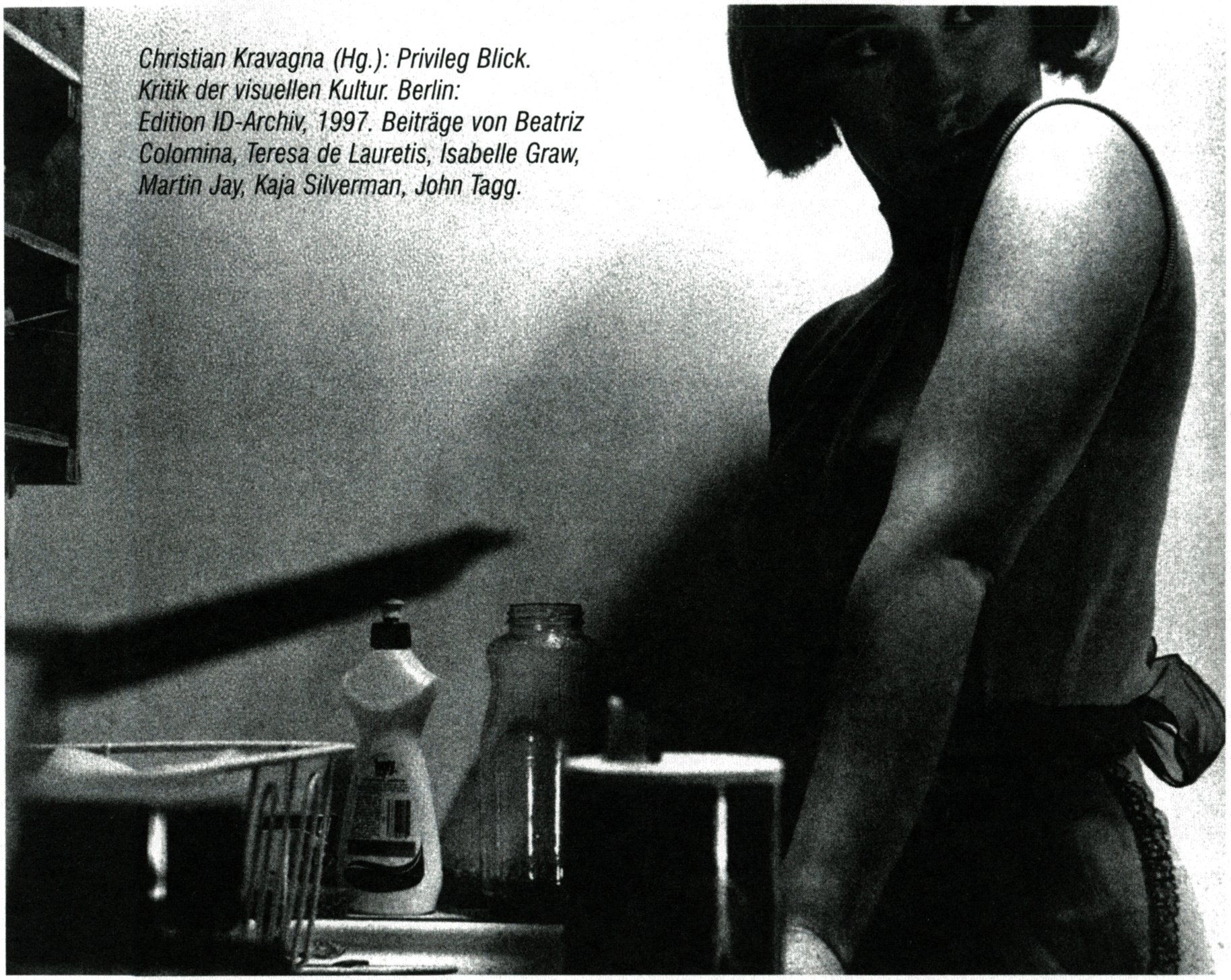
Jetzt sitze ich am Computer, kann keine doofen Krimis ansehen und überlege, was mich so wütend machte. Da ist zunächst mal zu klären: Auch ich bin in ein Projekt im Rahmen dieser Kampagne involviert; auch ich hoffe sehr, daß diese Arbeit Früchte trägt, daß dieses ganze Thema irgendwann mal kein Thema mehr sein wird, daß es aus dem Leben aller Frauen verschwindet. Aller Frauen! Aber wer sind diese Frauen, die da als ein kollektives Opfer angesprochen werden? Ist es nicht gerade die Stärke einer feministischen Gesellschaftsanalyse (gewesen?), die Unterordnung von Sexismus und Rassismus unter den großen Hauptwiderspruch des Kapitals zu kritisieren? Einer radikalen feminisischen Kritik sollte es darum gehen, Ethnizität, Klasse und Geschlecht als ineinandergreifende Verhältnisse, die sich gegenseitig stabilisieren, zu begreifen und sie dementsprechend auch verknüpft zu bekämpfen. Nichts dergleichen habe ich bei der Eröffnung gehört. Im Gegenteil.
Wie sinnvoll, wie effektiv kann ein politischer Ansatz sein, der einen erneuten Hauptwiderspruch, nämlich Männermacht, lediglich in Form von Männergewalt, aufbaut und dies mit der Vernachlässigung anderer Gewaltverhältnisse erkauft? Eine solche Einpunktpolitik, die ein homogenes WIR FRAUEN konstruiert, vernachläßigt die Differenzen unter uns. Mir geht es hier nicht um Rechthaberei und Partikularismus um seiner selbst willen. Viel mehr denke ich, daß gerade wegen der vielfältigen Formen von Gewalt, mit denen Frauen bis heute leben müssen, ein Gegenschlag so effektiv wie möglich sein sollte. Da ist es zu wenig, nur auf die falsche Sozialisation von Jungen hinzuweisen und ansonsten die Widersprüche zu glätten. Widersprüche, die anscheinend unhinterfragt auf einer Bühne repräsentiert werden. Ein Beispiel: die Aufgabe der Polzei ist es, dafür zu sorgen, daß in diesem Land alles so funktioniert, wie es soll: also, um an Feyza Palacek anzuknüpfen, abgelehnte Asylbewerberinnen oder gehandelte Frauen abzuschieben, Obdachlose (zunehmend auch Frauen) durch die Stadt zu scheuchen und trotz der organisierten Verarmung weiter Teile der Bevölkerung, Ladendiebinnen festzunehmen und Finanzminister laufen zu lassen.

Wir, die wir gegen Gewalt an Mädchen und Frauen kämpfen, können den Backlash in allen gesellschaftlichen Bereichen nicht unter den Teppich kehren, nicht nur, weil gerade die Überlebenden des sexuellen Mißbrauchs davon besonders hart betroffen sind, sondern auch weil Teile der Frauenbewegung somit wiedermal zu Handlangerinnen jener patriarchalen Gesellschaft werden, welche es so gut versteht „Protestpotentiale abzuspalten und einzubinden und einen Gutteil ihrer Kompetenzen für Innovationen am System zu nutzen.“ Einem System, das Gewalt gegen Frauen als Mittel ihrer Unterdrückung hervorbringt. Diese ist für dieses System existentiell, und deshalb ist es nicht zu reformieren. Trotz allem der Kampagne viel Erfolg - auf daß sie sich überflüssig macht. ✎

** „Trotz allem“ und „Zart bin ich, bitter war's“ sind bekannte Klassiker zum Thema*

Nebelscheinwerfer

Christian Kravagna (Hg.): Privileg Blick. Kritik der visuellen Kultur. Berlin: Edition ID-Archiv, 1997. Beiträge von Beatriz Colomina, Teresa de Lauretis, Isabelle Graw, Martin Jay, Kaja Silverman, John Tagg.



Immer siehst du mich da, wo ich nicht bin: Cindy Sherman: Untitled Film Still # 3, 1977

Aufgefordert, in 30 Sekunden zu sagen, was ein Bild ist, bezögen sich heute die meisten Antworten vermutlich auf Pixel in Informationsströmen, visuelle Gegenstände der Warenzirkulation, vorproduzierte Phantasien etc. Der „Blick" hat einen besonderen Zugang zum gesellschaftlich Imaginären, etwas, was man nicht erst über die Psychoanalyse mitbekommt. In einschlägigen Klassikern zur Kulturgeschichte steht die Funktion des Sehens für das humanistische Programm des Idealismus und des Rationalismus. Die in diesem Jahr von dem Wiener Kunstkritiker Christian Kravagna herausgegebene Aufsatzsammlung Privileg Blick, Kritik der visuellen Kultur beschäftigt sich ebenso mit solchen akademischen Altlasten wie auch mit gegenwärtigen visuellen Phänomenen: Daß geläufige wahrnehmungsästhetische und technikgeschichtliche Ansätze die ökonomische, soziale und politische Bedeutung des Blicks nicht erfassen, ist Ausgangspunkt des vorliegenden Bandes. Allein das Inhaltsverzeichnis zeigt, daß hier keine Evolutionstheorie des Sehens geliefert wird, die sich etwa von Platon bis zum Bildschirmtelefon hangelt. Wenn von „Blick" statt von „Sehen" oder „Wahrnehmung" die Rede ist, dann, weil den meisten Beiträgen das Lacansche Modell des Blicks in der Doppelbedeutung von Sehen und Gesehenwerden, von Anerkennen und Anerkanntwerden zugrundeliegt. Blicktheorie - davon zeugen mehr als 2/3 der Beiträge - ist nicht zuletzt ein klassisch feministisches Thema - etwas, das von den hiesigen (männlichen) Repräsentanten der Kunstwissenschaft zumeist ignoriert wird: Der Blick, der nach der psychoanalytischen Lehre in direkter Beziehung zum sexuellen Privileg der Männer steht, war in den 70er Jahren zentrales Thema der feministischen Film- und Kunstanalyse. Heute ist die differenzfeministische These vom „männlichen Blick" in die Kritik geraten: In Irritierte Männlichkeit: Repräsentation in der Krise führt die Kunsthistorikerin Abigail Solomon-Godeau z.B. anhand der Calvin Klein-Werbung vor, daß die Konjunktur verweiblichter Männlichkeitsdarstellungen vereinheitlichenden Annahmen über den „männlichen Blick" widerspricht. Zugleich zeigt sie jedoch anhand von Beispielen französischer Revolutionsmalerei, daß die „Krise" phallisch orientierter Männlichkeit weniger Bedrohung als Untermauerung patriarchaler Macht- und Produktionsverhältnisse bedeutet. Gegen die angebliche Homogenität des männlichen Blicks argumentiert auch die Filmwissenschaftlerin Linda Williams in Pornografische Bilder und die „Körperliche Dichte des Sehens". Der im 19. Jahrundert vollzogene „Bruch zwischen Wahrnehmung und ihrem Objekt" widerlegt ihrer Meinung nach die Annahme einer voyeuristischen Zentralperspektive auf das Objekt Frau. Sowohl in der vorimpressionistischen Malerei als auch in der An-

kopplung des Betrachters an optische Illusionsmaschinen, durch die pornografische Bilder zunächst Verbreitung fanden, sieht Williams eine körperliche Verschmelzung der Betrachtung mit ihrem Gegenstand. Ob das Modell des „körperlich dichten Sehens“ aber nun Anlaß gibt, Pornografie getrennt von sexistischen Machtverhältnissen zu betrachten, scheint eher fraglich. Williams' Beweisführung, daß Pornografie weder als „Realismusexzeß“ noch als „Perversion“ angesehen werden kann, welche nicht selber in der modernistischen Blicklogik angelegt sind, ist hingegen schlagend. Die Pornografie-Debatte läßt sich mit der Frage verallgemeinern, die der Literatur- und Kunstwissenschaftler W.J.T. Mitchell auf einer grundlegenden methodischen Ebene stellt. Seiner Meinung nach wissen wir „in einer Zeit, die oft als Zeitalter des „Spektakels“ (Debord), der „Überwachung“ (Foucault) und einer alles durchdringenden Bilderproduktion charakterisiert wird, immer noch nicht genau (...), was Bilder sind, in welchem Verhältnis sie zur Sprache stehen, wie sie sich auf Beobachter und die Welt auswirken, wie ihre Geschichte zu verstehen ist und was mit ihnen bzw. gegen sie gemacht werden kann.“ Das stimmt und stimmt auch wieder nicht: Schließlich gibt es ein paar Dinge, die „wir“ von der Kulturindustrie gelernt haben. Vermutlich könnte jedeR zweite mainstreamkritische KonsumentIn erklären, warum kommerzielle Images gut gemacht sind und wie sie wirken. Der sog. „eigene“ Blick ist auch in der Kritik der visuellen Kultur der archimedische Punkt: Wer sieht wen oder was mit welchen Interessen? In der Verbindung von Althussers Ideologietheorie mit Erwin Panofskys Ikonologie erkennt W.J.T. Mitchell eine Methode, das Verhältnis von BetrachterIn und Bild einer materialistischen Analyse zu unterziehen. Mitchells Projekt der „kritischen Ikonologie“ basiert auf der Annahme, daß nach dem „linguistic turn“ nun der „pictorial turn“ die Entwicklung der Kulturwissenschaften bestimme. Beweismaterial gegen die „Annahme, (...) daß das Modell der Sprache Basis für die Analyse von Bedeutung ist“, findet Mitchell in der Welt der Theorie (bei Foucault genauso wie bei Goodman, Peirce, Derrida, Adorno/Horkheimer und Wittgenstein).
Die Behauptung Christian Kravagnas, daß die in Privileg Blick zusammengetragenen Beiträge Mitchells These bestätigten, indem sie sich weniger auf das linguistische Modell als auf die Bilder selber konzentrieren, kann ich in dieser Trennschärfe nicht teilen: So liefert der wohl bündigste Aufsatz - Täuschungsmanöver „Fötus“ von Carol A. Stabile - den besten Beweis für die Unmöglichkeit der Unterscheidung von „Diskurs“ und „Bild“. Die Einwirkung von Visualisierungstechnologien auf die Abtreibungsdebatte untersuchend, zeigt Stabile, daß neue Formen der Pränataldiagnostik eine vom weiblichen Körper abgekoppelte Autonomie des Fötus suggerieren; d.h. daß „Bilder“ immer gleichzeitig durch die politischen Diskurse strukturiert sind, zu deren Legitimation sie dienen. ○

Diesen wunderschönen Taschenkalender für 1998
BRAUCHT IHR
nützlich - schrill - unterhaltsam - überhaupt nicht langweilig und voll mit Fotos, Stories, Comics, Infos, wirren Horoskopen, Illustrationen, Poetryslam, Compuart, Mondangaben, Absurditäten, Infos, Adressteil und anderen genialen Beiträgen begnadeter Künstler
4 f-Cover - DIN A6 - 224 S. - deutsch/english - 13 Mark
BIZARR Verlag Kreuzstr.23 80331 München
Tel. (089) 26 39 29 Fax (089) 260 54 21
ausserdem:
Betty Page Filme - rosa Plüschkarten -SuperWhat T-Shirts
DrickDreckScheißdreck Buch - etc. KATALOG ordern! FREE!

Eine andere Milena

- Milena Jesenská: Alles ist Leben. Feuilletons und Reportagen 1919-1939. FfM: Verlag Neue Kritik, 1996

- Marie Jirásková: Kurzer Bericht über drei Entscheidungen. Die Gestapo-Akte Milena Jesenská. FfM: Verlag Neue Kritik, 1996

Als „Freundin von Kafka“, als eine seiner, weil unglücklichen, als „romantisch“ deklarierten Affären ist Milena Jesenská in die Literaturgeschichte eingegangen. Diese Beziehung, die sich um nur zwei persönliche Begegnungen rankte, ist vor allem durch Kafkas „Briefe an Milena“ überliefert; die Briefe in umgekehrter Richtung sind nicht erhalten geblieben. So wissen wir nicht, was Milena Jesenská geantwortet hat, als Kafka ihr am 14. September 1920 schrieb: „Auch ist es nicht eigentlich Liebe, wenn ich sage, daß Du mir das Liebste bist; Liebe ist, daß Du mir das Messer bist, mit dem ich in mir wühle.“ Wie aus ihrem Briefwechsel mit Max Brod hervorgeht, hat Milena Jesenská es jedoch schließlich vorgezogen, nicht das Messer zu sein, mit dem gewühlt wird.
Die im Verlag Neue Kritik erschienene Auswahl von Feuilletons und Reportagen bietet Gelegenheit, die „Milena ohne Kafka“ kennenzulernen: eine emanzipierte Frau, prominente Journalistin und Kämpferin gegen die deutsche Okkupation. Ihre ersten journalistischen Arbeiten fallen in die Zeit unmittelbar nach dem ersten Weltkrieg. Milena Jesenská lebt, von ihrem Vater verstoßen, mit ihrem Mann Oskar Pollak in Wien und hält sich mit dem Schreiben von Feuilletons und Modekolumnen für Prager Zeitungen über Wasser. Sie beschreibt den Hunger im Nachkriegs-Wien, sie philosophiert über das Kino, über Kaffeehäuser und die „Biographien bedeutender Leute“, sie stellt kleine, phänomenologische Betrachtungen an über die Beziehung von Dingen und Menschen, über die Jugend, die Freundschaft und das Reisen.
„Ein Traum. Anywhere - out of the world“ heißt eine Feuilleton-Erzählung aus dem Jahr 1921, deren „kafkaeske“ Stimmung sich wohl nicht nur der literarischen Nähe zu Kafka verdankt, sondern einem ähnlich intuitiven Er-

schrecken vor den Mächten, die das Leben des Staatsbürgersubjekts regieren und bedrohen: Bürokratie und Über-Ich. Sind es bei Kafka die „Türhüter“ des „Gesetzes“, die den Einganz zum Leben und zur Erkenntnis verbarrikadieren, so sind es bei Milena Jesenka - weit weniger metaphorisch - die Zöllner und Grenzbeamten, die im Jahrhundert der Lager und Kontrollen über Leben oder Tod entscheiden:
„Ein Zollbeamter trat zu mir und forderte die Papiere. Die Sekunden wurden zur Unendlichkeit. Ich faltete den Zettel auseinander. Der Beamte, ungeduldig auf der Stelle tretend, steckte die Hand danach aus. Er schien entschlossen zu sein, mich nicht durchzulassen. Ich blickte auf den Zettel. Darauf stand in zwanzig Sprachen: ‘Zum Tode verurteilt.’“
Nach Prag zurückgekehrt, verfaßt Milena Jesenská vor allem Mode- und Gelegenheits-Artikel für die Frauen-Seite, und verfährt dabei gemäß ihrer eigenen Bemerkung, daß jede Frage auf der Welt sich nicht nur zu gesellschaftlichem Geschwätz, sondern auch zur philosophischen Abhandlung eigne. Doch indem sie sich den kleinen Dingen des Lebens widmet, um ihnen eine „philosophisch interessante“ Seite abzugewinnen, beugt sie sich auch der geschlechtsspezifischen jounalistischen Arbeitsteilung: Männer schreiben über große Politik und hohe Kultur, Frauen kümmern sich um Fragen der Mode, der Ehe, des Haushalts, der Alltagsästhetik und Massenunterhaltung.
Schließlich, als ihre journalistische Laufbahn schon in der Produktion von Lifestyle-Artikeln zu versanden scheint, wird sie 1937 Mitarbeiterin der liberal-demokratischen Wochenzeitschrift Pritomnost (Gegenwart) und bekommt Gelegenheit, eine Serie von politischen Reportagen zu veröffentlichen: sie beschreibt das Schicksal der politischen Emigranten in Prag, berichtet aus dem Sudetenland, wo die Henlein-Partei nationalsozialistische Agitation betreibt, sie begibt sich in das „Niemandsland“ zwischen den Grenzen, wo tausende von jüdischen Flüchtlingen herumirren, wütend kommentiert sie das Münchner Abkommen, und in einer der letzten Ausgaben von Pritomnost erscheint ihr Artikel über „Prag, am Morgen des 15. März 1939“, den Tag, an dem die deutschen Truppen in Prag einmarschieren.
Marie Jiráskovás „Kurzer Bericht über drei Entscheidungen“ setzt dort ein, wo Milena Jesenskás journalistische Laufbahn endet, zumindest ihre offizielle: Denn während sie für Pritomnost, deren komissarische Leiterin sie nach der Verhaftung des Chefredakteurs wird, nur noch unverfängliche Artikel verfassen kann, beginnt sie für die illegale Zeitschrift V Boy (In den Kampf) zu schreiben und nimmt Kontakt mit Untergrundgruppen auf.
Marie Jirásková hat Milena Jesenskás Gestapoakte in einem Archiv des tschechischen Innenministeriums gefunden und daraus eine dokumentarische Erzählung gemacht, die noch zwei weitere Personen mit einführt und ihre Lebensentscheidungen in einer geschickten Parallelmontage mit Milenas Geschichte verknüpft: Der Arzt Joachim von Zedtwitz, ein deutschböhmischer Antifaschist, arbeitet gemeinsam mit Milena Jesenská in einer Gruppe, die Juden und gefährdeten Oppositionellen zur Flucht verhilft; sie versteckt die Flüchtlinge in ihrer Wohnung, er bringt sie über die Grenze.
Jaroslav Nachtmann schließlich ist ein tschechischer Hilfspolizist, der sich gleich nach der Besetzung zur Gestapo meldet und als Geheimdienst-Spitzel eine entscheidende Rolle bei der Zerschlagung des tschechischen Widerstandes spielen wird. Er ist es, der am 12. November 1939 Milena Jesenskás Wohnung durchsucht und ihre Verhaftung in die Wege leitet. Milena Jesenská, wurde, nachdem die deutsche Justiz ihre Untergrundtätigkeit nicht nachweisen konnte, von der Gestapo in „Schutzhaft“ genommen und ins KZ Ravensbrück verschleppt, wo sie 1944 umkam. Der Gestapo-Spitzel Nachtman konnte 1974 in die Bundesrepublik einreisen und lebte bis zu seinem Tod 1995 unbehelligt in Bayern. •

Aus der Krankheit **einen Deal machen!**

Thomas S. Szasz: Grausames Mitleid.
Über die Aussonderung unerwünschter Menschen.
Frankfurt am Main: Fischer, 1997

Ein Buch wie aus einer anderen Zeit. Thomas S. Szasz hatte bereits in den 60er Jahren die traditionelle Psychiatrie und ihre Behandlungs- und Verwahrungspraktiken aufs Schärfste kritisiert. Damit war er zum Idol der Antipsychiatrie-Bewegung in den USA geworden, zu der Szasz allerdings auf Distanz ging. Sie war ihm zu politisch, zu feministisch und zu „kommunistisch". Ihm ging es stets darum, die „psychische Krankheit" bzw. den „Wahn" zu dekonstruieren und nicht als Kunst, revolutionär-schizoide Wunschmaschine oder als „Waffe" aufzuladen. Auch heute argumentiert er von einer humanistisch-liberalen Position aus, die als weitgehend entpolitisierte Kritik an der sozialen Repression der Psychiatrie nur mehr teilweise akzeptabel ist. Als „Summe eines streitbaren Forscherlebens" kündigt der Verlag das neue Buch an. Darin rekonstruiert Szasz noch einmal den Mythos psychischer Krankheit (The Myth of Mental Illness, 1961), sowie die paternalistische Bevormundungsstruktur der Psychiatrie und anderer „helfender" Berufe, und verläuft sich schließlich im Irrgarten einer vermeintlichen „politischen Ökonomie der Psychiatrie". Teil 1 des Buches beschreibt eindrucksvoll die Geschichte der „Aussonderung unerwünschter Menschen". Als Arme, SchuldnerInnen, EpileptikerInnen, Kinder oder Alte und vor allem als Obdachlose oder Süchtige weichen sie von den bürgerlichen Normen wie Eigentum und Eigenheim, Gesundheit, Arbeit und rationaler Verhaltenskontrolle ab und bilden so das soziale Resevoir, aus dem die Psychiatrie ihre „Geisteskrankheiten" schöpft. Die Armen, von Jeremy Bentham im frühen 19. Jahrhundert noch als kriminell apostrophiert, werden später als Bedürftige betreut, versorgt und wie/als Kranke geführt. Auch die SchuldnerInnen wurden zunehmend wie Geisteskranke behandelt. Und den EpileptikerInnen wurde bis in die 40er Jahre dieses Jahrhunderts noch Mordlust unterstellt; sie wurden in Epileptikerkolonien eingesperrt. Die Obdachlosen und Süchtigen hingegen seien schizophren, weil sie, so Szasz, die bürgerliche Ordnung nicht respektierten. Da das Hauptproblem der Psychiatrie die unfreiwillige Hospitalisierung sei, die den betroffenen Menschen ihrer Freiheitsrechte beraubten, hielt Szasz schon in den 70er Jahren die Schizophrenie, jenes „heilige Symbol der Psychiatrie" für ein Wohnungsproblem. Damals lobte auch Foucault Szasz dafür, nicht von Krankheiten, sondern von Machttechniken zu sprechen: nicht der Irre trage das Erbe der Hexe in sich, sondern der Psychiater sei der Nachfahre des Inquisitors, der soziale Devianz in Kategorien geistiger Erkrankung uminterpretiere.
Die Geschichte der Psychiatrie behandelt Szasz in diesem Band speziell seit den 50er Jahren. Im Gefolge der neuen, ambulanten und medikamentösen Behandlungen kommt es zur ersten Enthospitalisierungswelle. Die „Mammutklapsmühlen" verschwinden, mit ihnen jedoch nicht die Geschichten der Lobotomie (Gehirnoperationen), der Insulin- und der Elektroschocks. Die neuen Antidepressiva und Neuroleptika (Thorazin z.B.) dämpfen die PatientInnen derart, daß sie massenhaft in Pflegeheime verlegt werden können. Die, die die Pillen wegwerfen, landen häufig auf der Straße. Als in den 80er Jahren noch einmal unter dem Vorzeichen von Sozialabbau massiv enthospitalisiert wurde, begann gleichzeitig der konservative „Krieg" gegen Arme, Obdachlose und DrogenkonsumentInnen. Szasz und die Antipsychiatrie waren plötzlich als Schuldige der Enthospitalisierung ausgemacht, während deren Vorzüge immer noch den Psychopharmaka zugeschrieben wurden. Er sei vor allem gegen die Ausübung von Zwang bei der Hospitalisierung gewesen und plädiere auch heute für die Abschaffung der auf Zwangsmaßnahmen basierenden Psychiatrie, antwortet Szasz in seinem Buch. Respekt, Freiheit und Verantwortlichkeit sind die Kategorien, die Szasz für die PatientInnen der Psychiatrie geltend machen will. Anstelle von Mitleid, das grausam sei und und auf Zwang beruhe. Die Theorie des Liberalismus liefert ihm die Freiheits- und Subjektbegriffe sowie das optimistische Vertrauen in eine marktbezogene Selbstregulation von Behandlung und Wohnungsbeschaffung. Da gerät einiges durcheinander: Die geforderte humane gesellschaftliche Anerkennung psychiatrisierter Menschen geht einher mit einer Argumentation gegen jede soziale Wohlfahrt. Szasz gibt bezüglich der Obdachlosigkeit nun der Mietpreisbindung neben Gentrifizierung und Enthospitalisierung die Schuld. Mises, Hayek und Friedman (1) zitierend outet sich Szasz nun als Marktradikaler und erkennt einen fundamentalen Widerspruch zwischen freiem Markt und bevormundender Psychiatrie. Soziale Perspektiven stehen gar nicht zur Diskussion. Es geht nur darum, Freiheit an Eigentum und Leben auch wirklich auszuhalten. Das zieht sich durch das gesamte Buch hindurch und macht diesen, von der Sache her wichtigen Band, oft nur mit Mühe lesbar. ¶

Anm.:
(1) Ludwig von Mises, Friedrich August Hayek, Milton Friedman: neoliberale Ökonomen, die selbst bzw. deren Rezeption ab Mitte der 70er Jahre die neoliberale „Wende" beeinflußten und damit Vordenker von Thatcherismus, Reaganomics, Kohlwirtschaft, Deregulierung, Austeritätspolitik, Globalisierung, Freihandel, Monetarismus, Herrschaft des Finanzkapitals und anderer, vielfach in diesem Heft abgehandelter, Termini wurden.

Bücher von Thomas S. Szasz in deutscher Übersetzung:

- Geisteskrankheit, ein moderner Mythos? Grundzüge einer Theorie des persönlichen Verhaltens, Olten/ Freiburg i. Br.: Walter, 1972
- Die Fabrikation des Wahnsinns, Olten/Freiburg i. Br.: Walter, 1974
- Schizophrenie - Das heilige Symbol der Psychiatrie, Wien/ München 1973
- Das Psychiatrische Testament, Berlin: Peter Lehmann Antipsychiatrieverlag, 1987

weiterführend:
- Kerstin Kempker/Peter Lehmann (Hg.) Statt Psychiatrie, Berlin 1993, Peter Lehmann Antipsychiatrieverlag

Die Hysterie ist tot.

Es lebe die Hysterie!

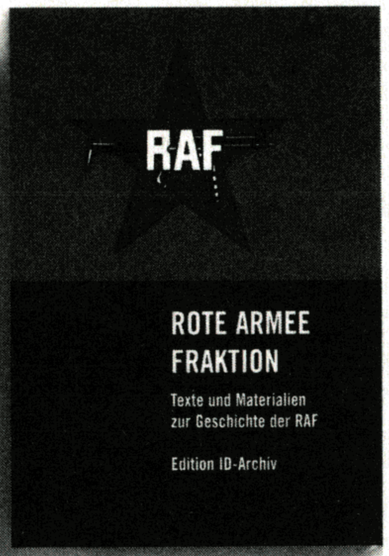
Elaine Showalter: Hystorien. Hysterische Epidemien im Zeitalter der Medien. Berlin: Berlin Verlag, 1997

Ein Besuch in der Salpêtrière, wo Professor Charcot vor großem Publikum seine Hysterie-Fälle demonstrierte, gehörte zum Pflichtprogramm des gehobenen Paris-Tourismus, in Photobänden wurden die theatralischen Verrenkungen der Patientinnen zur Schau gestellt, und Dutzende von Romanen und Bühnenstücken schossen sich auf den Typus der „hysterischen", „exaltierten", „nymphomanen" oder „neurasthenischen" Frau ein. Ursprünglich eine Verlegenheitsdiagnose ähnlich der heutigen „vegetativen Dystonie", avancierte die Hysterie in den 1880er Jahren zu einer epidemisch verbreiteten Modekrankheit. Ein paar Jahre später war der kurze Sommer der Hysterie auch schon wieder vorbei, die Krankheit wurde immer seltener diagnostiziert, und seit den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts spricht man von ihrem völligen Verschwinden. Die früher zur Hysterie gezählten Symptome werden seitdem den Angst- oder Zwangsneurosen zugeschlagen, wahlweise als Depression, dissoziative Identitätsstörung oder Borderline-Syndrom klassifiziert.
Angesichts solcher Verschiebungen liegt der Verdacht nahe, daß die unterschiedlichen Benennungen die Realität der Krankheit nicht nur abbilden, sondern auch hervorbringen. Weil hier nichts „natürlich", vielmehr alles konstruiert erscheint, hat die erste Blütezeit der Hysterie in besonderem Maße das Interesse der kulturwissenschaftlichen Forschung auf sich gezogen. Eine ganze Reihe von Studien hat „The Making of Hysteria", die Erfindung des hysterischen Subjekts im Zusammenspiel von viktorianischer Sexualmoral, Unterdrückung weiblicher Lebensäußerung und paternalistischer Altherrenpsychiatrie nachgezeichnet.
Auch Elaine Showalters Buch über Hysterie untersucht zunächst deren klassische Periode vom Ende des letzten Jahrhunderts. Hier bleibt die Darstellung allerdings merkwürdig uninteressiert. Keine der seriell aneinandergeknüpften Vermutungen über die kulturelle und gesellschaftlichen Determination dieser ersten Hysterie-Welle wird weiterverfolgt, bis auf die verführerisch einfache These, daß es sich um ein mediales Kunstprodukt gehandelt habe, eine Diskurs-Krankheit, die im Zusammenspiel von medizinischer Benennungsmacht, weiblicher Opferinszenierung und feuilletonistischer Neugier ihre dramatische Verlaufsform fand. Auf diese Weise wird für Showalter die Hysterie, insofern ihr eine hysterische story („hystory") zugrundeliegt, zum Modell jener vielfältigen Krankheiten, die sich nicht durch Viren, sondern durch Weitererzählen fortpflanzen.
Daran knüpft sich schließlich die effektvolle Behauptung, die Hysterie sei heute keineswegs ausgestorben, sondern - im Zeitalter dichtgeknüpfter Informationsnetze - so lebendig (und so ansteckend) wie nie zuvor.
Als Beispiele für „hysterische Epidemien im Zeitalter der Medien" führt Showalter an: Das „Chronische Müdigkeitssyndrom", das „Golfkriegssyndrom", den Boom von Techniken der „Wiedergewonnenen Erinnerung", Phänomene der Multiplen Persönlichkeit, Entführungen durch Außerirdische. Auf der gleichen Wellenlänge könnte man noch jene Unglücklichen erwähnen, denen neuerdings Prinzessin Diana erscheint.
Was daran „hysterisch" sein soll, ist offensichtlich nicht die Symptomatik (die ja in diesen Fällen noch stärker variiert als innerhalb der klassischen Hysterie), sondern allein die Weise, in der sich diese Phänomene verbreiten. Showalter nimmt an, daß bei der Entstehung einer derartigen „Epidemie" immer drei Beteiligte im Spiel sind: PatientInnen, die unklare Symptome entwickeln und zur Erklärung ihres Leidens auf kulturell legitimierte Erzählungen zurückgreifen, Ärzte, die entsprechende Krankheitsbilder zur Identifikation anbieten, und last not least die Medien, die diese „Hystorien" weiterverbreiten und verstärken. Auf diese Weise glaubt dann bald die halbe Welt, an Chronischer Müdigkeit zu leiden, gähn.
Es ist kaum zu bezweifeln, daß es diese Art medialer Ansteckung gibt. Völlig unklar ist allerdings, warum Showalter die sehr verschiedenen Weisen, mit denen sich die unterschiedlichsten Menschen unter den unterschiedlichsten Bedingungen mit den unterschiedlichsten Symptomen identifizieren, hier vereinheitlichend mit dem Namen der Hysterie belegt. Wenn es sich um ein diffuses Krankheitsbedürfnis handelt, könnte man ebensogut (und mit der gleichen Unschärfe) auch von „Hypochondrie" reden, wenn eine ultrageheime „conspiracy" für die eigenen Leiden verantwortlich gemacht wird, auch von politischer Paranoia.
Mit dem Privattheater der klassischen Hysterie hat das alles wenig zu tun. Seltsam ist es auch, wenn das psychotherapeutische Verfahren der Wiedererinnerung an kindlichen Mißbrauch, das eine sehr viel differenziertere Auseinandersetzung erfordern würde, in einer Reihe mit antisemitischem („satanischer Ritualmißbrauch") und ufologischem Blödsinn als hysterisches Phänomen abgehandelt wird.
Wie die Psychoanalyse gezeigt hat, sind die Wege der Symptomproduktion bis zur Unentwirrbarkeit verschlungen. Das bringt manche Menschen dazu, den Einfluß bisher unbekannter Viren oder sogar grüner Männchen für ihr Leiden verantwortlich zu machen. Showalter tritt auf als radikale Aufklärerin, die solchen Priestertrug entlarvt und seine Verbreitungswege offenlegt. Doch zugleich ersetzt sie das Dickicht hypochondrischer Gerüchte nur durch ein neues Meta-Gerücht, das den Begriff der „kulturellen Produziertheit" von Symptomen auf seinen alleroberflächlichsten Sinn eingeengt: Krankheit als Medieneffekt. So läßt sich vielleicht die Beliebtheit bestimmter Symptome erklären, aber nicht, warum sie überhaupt hervorgebracht werden. Was mich angeht, ich habe meine Hysterie nicht aus dem Fernsehen. Die ist echt. ♥

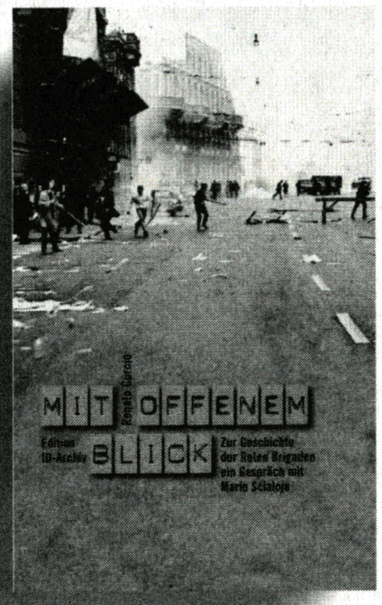
ROTE ARMEE FRAKTION

Texte und Materialien zur Geschichte der RAF

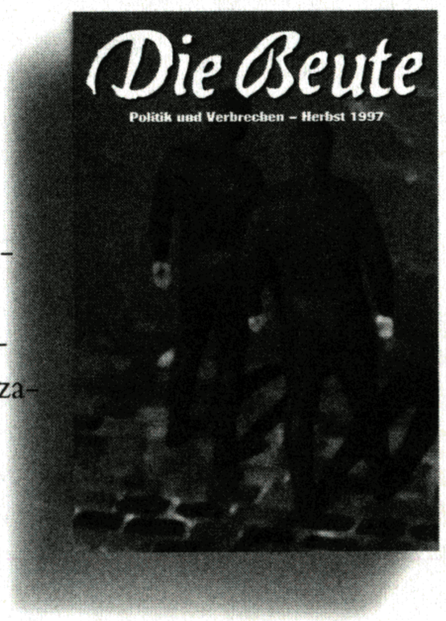
540 Seiten, 49,80 DM
ISBN 3-89408-065-5



Renato Curcio
Mit offenem Blick
Ein Gespräch zur Geschichte der Roten Brigaden in Italien von Mario Scialoja
208 Seiten
Klappenbroschur,
ca. 32,– DM
ISBN 3-89408-068-X



Die Beute
Nr. 15/16
»Humanismus und Terror«.
Texte von Diederichsen, Dellwo, K.H. Roth, Curcio, Seibert, Faniza-deh, Ganßloser, Paroli u.a.,
192 Seiten, 28 DM



Ömer Erzeren
Der lange Abschied von Atatürk
Türkei – ein Land in der Zerreißprobe
180 Seiten, 20,- DM ISBN: 3–89408-069–8

ID-Verlag

tabubreaker II

Amos Vogel kehrt zurück

Nicht immer geht der Zensor so plump zur Sache: James Broughton: The Pleasure Garden, GB 1953

Amos Vogel: Film als subversive Kunst. Kino wider die Tabus - von Eisenstein bis Kubrick. St. Andrä: Hannibal Verlag, 1997. Mit tausend skandalösen Filmstills.

„Film as a Subversive Art", 1974 in den USA und etwas später - unter dem Titel „Kino wider die Tabus" - auch in deutscher Übersetzung erschienen, wurde bald zur Bibel der unabhängigen Filmclubs und der sich ausbreitenden Off-Kinos. Weil die Auflage bald vergriffen war, zirkulierte das Buch jahrelang nur in photokopierter Form. Jetzt ist unter dem ursprünglichen Titel „Film als subversive Kunst" ein Reprint erschienen, in dem auch das hervorragend kommentierte Bildmaterial wieder zur Geltung kommt.
Wie gesagt, das Buch stammt aus den frühen 70er Jahren. Das erklärt den erfrischenden, nur aus der Perspektive der heutigen Apathie und zynischen Verblödung naiv wirkenden Elan, mit dem Amos Vogel allem zu Leibe rückt, was das Leben und Filmschaffen des Menschen einzuengen droht: politische Repression, Verdinglichung der gesellschaftlichen Beziehungen, Verkümmerung des Ausdrucksvermögens, sexuelle Verelendung, Todesverdrängung und bürgerliche Doppelmoral. Das erklärt aber auch die affirmative Haltung zu Tabubruch und Transgression, die man heute, nachdem „Sexualbefreiung" und permanente Überschreitung der Geschmacksgrenzen in der Pornoindustrie und im sturzbachartigen Sexpalaver der Bekenntnis-Shows aufgegangen sind, kaum noch als „subversiv" bezeichnen würde. Doch auch wenn Vogel damals Foucaults Kritik der „Repressionshypothese" noch nicht kennen konnte, so hat ihn doch Marcuses Begriff der „repressiven Toleranz" bereits dazu geführt, die größte Gefahr für die Subversion nicht in der Unterdrückung des unabhängigen Films, sondern in seiner ideologischen Vereinnahmung und kommerziellen Einebnung zu sehen.
Ein historisches Dokument der Gegenkultur. Ein großartiges Bilderbuch für alle Altersstufen. Eine Trost- und Stärkungsfibel für die ermatteten Opfer der Bilderindustrie. ø

Der Bahn unendliche Tristesse

Zumindest beim Bahnfahren kannte die deutsche Nachkriegsgesellschaft nur zwei Klassen: die erste und die zweite. Wem die Bundesbahn zu teuer war, schaffte sich ein Auto an oder stellte sich an die Straße. Heute bringt die postmoderne Ausdifferenzierung von Klassenlagen eine erstaunliche Diversifizierung der Angebote hervor. Mit dem Wochenendticket für 35 Mark wollte die Bahn AG ursprünglich vor allem Familien, Betriebsausflugs- und Vereinsgruppen usw. in die verwaisten Regionalzüge locken. Überrascht vom Erfolg des Tickets stellte sie jedoch bald fest, daß das Angebot auch unkonventionelle Gebrauchsweisen hervorrief. Leute, die viel Zeit und kein Geld haben, fahren damit durch das ganze Land, z.B. mit 9 mal Umsteigen in 14 Stunden von München nach Hamburg, wobei sich der ohnehin niedrige Preis auch auf Null reduzieren läßt, indem man auf dem Ticket von Mitreisenden mitfährt. Mit diesem sogenannten Bahntrampen, das einige Geduld und eine gewisse Planung des Reisewegs erfordert (hier ist jede DB-Auskunft gerne behilflich, oder fragt http://bahn.hafas.de/), hat die Bahn, allerdings ohne es wirklich zu wollen, eine Art dritter bzw. vierter Wagenklasse wiedereingeführt: garantiert komfortfrei, aber unschlagbar billig und zudem parfümiert mit jenem Ruch der Ungebundenheit, der nach dem Ende des automobilen Trampens von der Straße auf die Schiene übergewechselt ist. Aufgeschreckt von dem Gerücht, daß in den nunmehr vollbesetzten Geisterzügen der Bahn AG allwöchentlich das untere Drittel der Gesellschaft seine beinahe kostenlose Mobilität feiere, soll das Ticket ab 1. Januar 1998 nur noch der Familie, dieser anerkannten Keimzelle der Gesellschaft, zur Verfügung stehen. Da hat sogar die „Schüler Union“ protestiert und darauf hingewiesen, daß „Schönes Wochenende“ inzwischen „ein echtes Stück Jugendkultur“ geworden sei. Dies zu überprüfen begab ich mich Anfang Oktober auf die Reise nach Chemnitz. Als ich mich am Münchner Hauptbahnhof verabschieden und photographieren ließ, war ich tatsächlich noch „gut drauf“, und voller Spannung harrte ich der Dinge, die in den nächsten 9 Stunden kommen sollten. Das Trampen war kein Problem: gleich die erste Passagierin nahm mich mit. Doch die Erwartung, auf dieser Reise von Party zu Party zu stürzen und vergnügten Menschen zu begegnen, die sich an dem diebischen Gefühl weideten, eine Ware/Dienstleistung zum radikal reduzierten Preis erworben zu haben, war wohl der in meinem Hirn herumgeisternden Sozialromantik geschuldet. Ich will den jugendlichen Freund, der mir all diese lustigen Geschichten über seine Fahrten mit Regional- und Städteexpress zu erzählen wußte, nicht der Lüge oder Prahlerei bezichtigen. Möglicherweise ist sein Talent, spontane Parties zu veranstalten, ausgeprägter als meines. Als ich jedoch an meinem Reiseziel war, durch die Trostlosigkeit der Reise tief deprimiert - nur das Gespräch mit einer jungen Frau, die ich zwischen Plauen und Chemnitz kennenlernte, konnte den Sprung aus dem Zugfenster verhindern -, stand für mich fest: Reisende aller Länder vereinigt Euch zu Schwarzfahrgemeinschaften, ignoriert RE, SE, IR und wie der ganze langsamfahrende Schmarrn den Eisenbahn noch heißen mag, entert den ICE und besetzt den Speisewagen - feiert schnell und heftig! Sofortige Abschaffung statt der halbherzigen Einschränkung des Wochenendtickets!

Freie Fahrt den Räten! ⊗

Nach der Arbeit

Veranstaltungen und Termine, München

Berechnung und Beschwörung - Kritik einer Debatte

Am **2. Dezember 97** laden die **Basis Buchhandlung** und die **vierte hilfe** zu einer Veranstaltung zu dem Thema Überbevölkerung und Bevölkerungspolitik in die Münchner Seidlvilla (Beginn 20 Uhr). Susanne Heim und Ulrike Schaz stellen ihr Buch *Berechnung und Beschwörung. Überbevölkerung - Kritik einer Debatte* vor: Überbevölkerung ist ein Passepartout-Begriff, mit dem vermeintliche oder tatsächliche Mißstände benannt werden, die sich jeweils auch anders definieren ließen: beispielsweise als Arbeitslosigkeit, Hunger oder Flucht, als Konkurrenz um Ressourcen, als Wasserknappheit oder als Wohnungsmangel. Letztlich läßt sich jede politische oder ökonomische Krise in ein Bevölkerungsproblem umdefinieren. Auf diese Weise wird die Suche nach Lösungen umgelenkt. Egal, wie die Frage lautet, immer erscheint die Regulierung oder Reduzierung der Bevölkerungszahl als die 'richtige' Antwort." Die Vorstellung, daß die Welt überbevölkert sei, hat sich tief in das Alltagsdenken eingegraben. Der Erfolg dieser Idee basiert auf einer Mischung aus Lobbyarbeit, aggressiver Werbestrategie und ideologisch aufgeladenem Zeitgeist vor dem Hintergrund eines neoliberalen, weichgespülten Rassismus.

Die Macht der Beschreibung – Rassismus und Antisemitismus im Film

Anläßlich des europäischen Jahres gegen Rassismus, Antisemitismus und Fremdenfeindlichkeit zeigt das Filmmuseum vom **11.11.1997 bis 19.12.1997** eine Filmreihe, die sich mit der Geschichte und der Gegenwart „ethnisch" motivierter Ausgrenzung in Europa befaßt. „Während man früher „rassisch" wertvolle Menschen von zu eliminierenden „Untermenschen" unterschied, schafft man heute durch die Trennung zwischen legal und illegal existierenden Menschen erneut verheerende Unterschiede", so Hito Steyerl in der Ankündigung im Kinomagazin *off*. Um nur zwei Filme kurz zu nennen: In *Das falsche Wort (1987)* von Melanie Spitta und Katrin Seybold wird zum ersten Mal zusammenhängend die Verfolgung der deutschen Zigeuner in der Nazizeit aus der Sicht der Sinte erzählt, und Rex Bloomstein beschäftigt sich in seinem Film *The Longest Hatred* mit der Geschichte der antisemitischen Stereotypen über die Jahrhunderte bis heute.

Der Mann muß vor Gericht gestellt werden

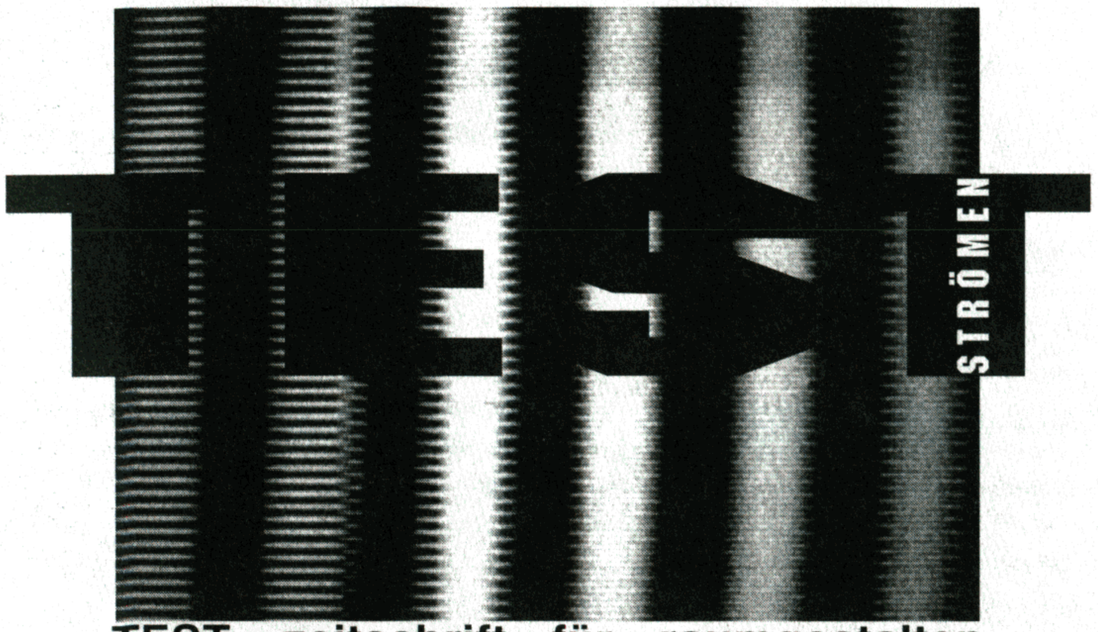
In seinem Buch „Haus Deutschland" hatte Peter Finkelgruen den Mord an seinem Großvater in Theresienstadt im Dezember 1942 geschildert und seine vergeblichen Bemühungen, den Mörder, den SS-Mann Anton Malloth, in Deutschland vor Gericht zu bringen. Malloth war einer der grausamsten Aufseher im Thersesienstädter Gestapogefängnis „Kleine Festung". Der heute 85-jährige NS-Verbrecher wohnt inzwischen in einem Altenheim in Pullach bei München. 40 Jahre lebte Malloth unbehelligt in Meran. Erst 1988 wies ihn die italienische Regierung aus. Malloth ist nach wie vor auf der Kriegsverbrecherliste der UNO zur Fahndung ausgeschrieben. Doch hier wurde das Verfahren gegen ihn eingestellt, obwohl Finkelgruen der „Zentralstelle für die Bearbeitung von nationalsozialistischen Massenverbrechen" in Dortmund umfangreiches Material zukommen ließ. Die Beschäftigung mit dem Mord an seinem Großvater wurde für Peter Finkelgruen zur Suche nach seiner Herkunft. 1996 machte er sich mit Dietrich Schubert auf den Weg zu den wichtigsten Stationen seines Lebens - Shanghai, Prag, Haifa, Köln - und es entstand der Film **Unterwegs als sicherer Ort**. Ab 20.11.1997, täglich um 17.30 im **Maxim**, Landshuter Allee 33.

Filmgruppe Haidhausen

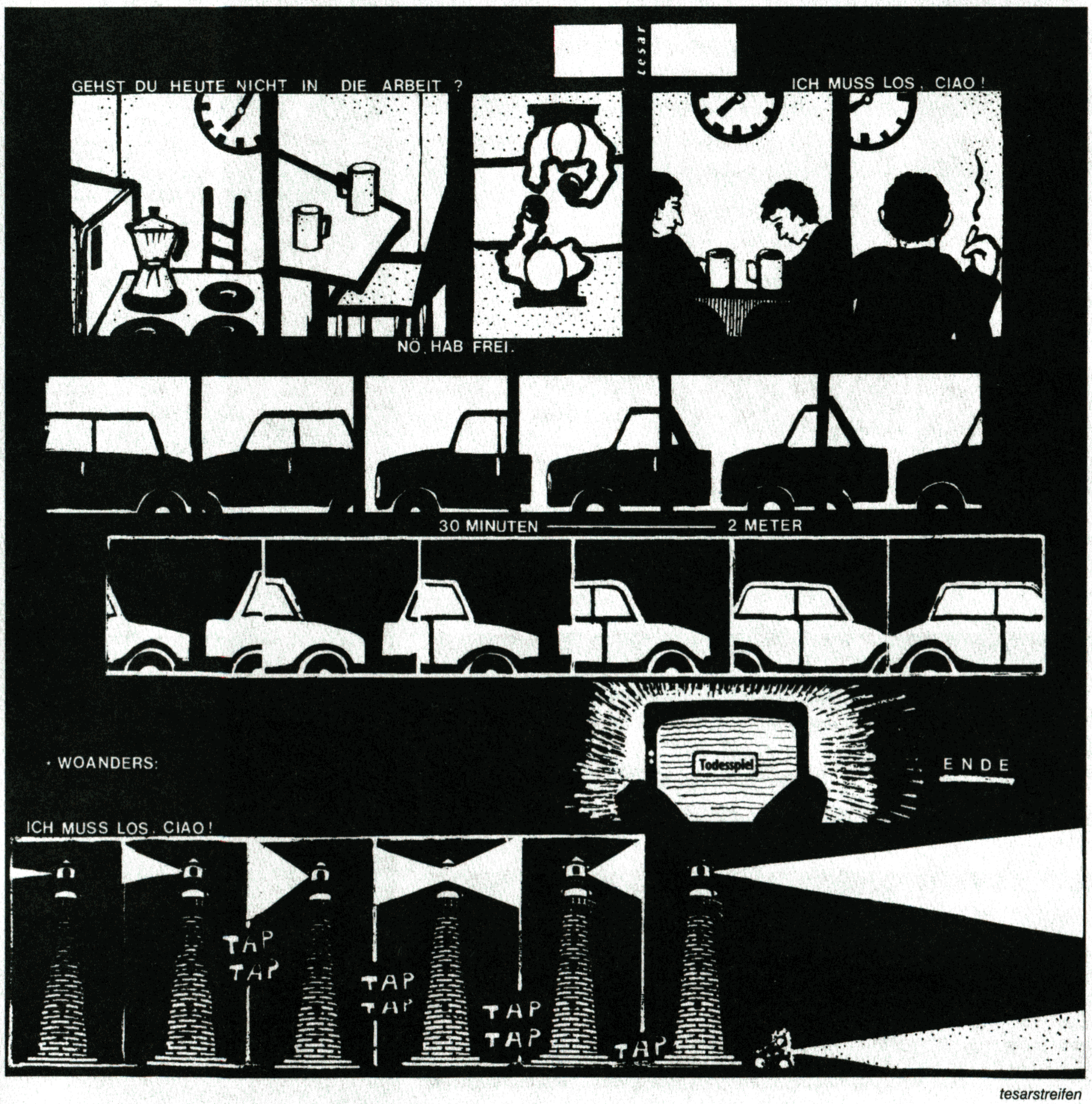
Die Gruppe zeigt einmal im Monat einen Film (auf Video) im Laden im Erdgeschoß der **Breisacherstraße 12** (Beginn 20.00). Am **20.11.97** steht *Business as usual oder Die Arroganz der Macht (60 min, 1997)* der Gruppe 2 aus München auf dem Programm. Als General Sani Abacha am 10. November 1995 den nigerianischen Schrifsteller, Umwelt- und Menschrechtsaktivist Ken Saro-Wiwa und acht weitere Angehörige des Ogonivolkes hinrichten ließ, gab sich die zivilisierte Erste Welt dupiert. Informationen über die rücksichtslose Umweltzerstörung im Nigerdelta, der Heimat der Ogoni, durch den multinationalen Ölkonzern Shell, der seine Interessen mithilfe der Militärdiktatur durchsetzt, ließ sich plötzlich nicht mehr verschweigen. Der Film beschreibt die „nigerianischen Verhältnisse" und zieht Bilanz. Am **18.12.97** läuft *Der unsichtbare Aufstand (Uruguay 1979)* von Costa Gavras. Der Spielfilm handelt von der ersten Stadtguerillabewegung der Welt, den Tupamaros in Uruguay. Der Film beschreibt die Wechselwirkung zwischen politischer Aktion und Repression und staatlichem Terror. Bereits im neuen Jahr am **15.1.98** wird *Alle Juden raus - Judenverfolgung in einer deutschen Kleinstadt 1933-1945* von Emanuel Rund gezeigt.

hilfe-Vertriebsstellen in München

Buchhandlungen:
Akadem. B., Leopoldstr. 11a
Basis, Adalbertstr. 41b-43
Büchergalerie, Ligsalzstr. 25
Büchergilde, Rumfordstr. 48
Buchh. Amalienstraße 67
Colibris, Leonrodstr. 19
Glockenbach, H-Sachs-Str.
Hueber, Amalienstr. 77-79
Sussmann's Presse am Hauptbahnhof, Ostbahnhof und Bahnhof Pasing
außerdem bei: Optimal, Infoladen, Kunstverein, Kunstraum, Sedan 20, Lebascha, Werkstattkino, Froh und Munter, Cafe Virus, K.O. Back.
sowie an einigen Kiosken.



TEST. zeitschrift für raumgestalten
coming soon heft #1 «elektrizität»
(100 seiten, ats 40.-, jahreswechsel 97/98)



tesarstreifen

„Feierabend" (DDR 1964, Regie: Karl Gass)

DDR-Filmdokumentarist Karl Gass im Werkstattkino zu Gast

Das Münchner Werkstattkino zeigt vom **14. bis 20.11.97** Filme aus dem Werk von Karl Gass, einem der produktivsten und innovativsten Filmdokumentaristen der ehemaligen DDR: Nach seiner Entlassung aus der britischen Gefangenschaft geht Gass (*1917) zunächst als Wirtschaftsredakteur zum Nordwestdeutschen Rundfunk. Im Februar 1948 siedelt er nach Berlin über. 1951 beginnt er dort für die Wochenschau der DEFA zu arbeiten. 1955 ist er Mitbegründer der Leipziger Dokumentar- und Kurzfilmwoche, ein von Beginn an renommiertes Festival mit internationalen Beiträgen trotz des „eisernen Vorhangs". Er drehte u.a. zwei einzigartige Dokumentationen über den Arbeits(All-)tag in der DDR: *(Asse - eine Reportage zwischen Elbe und Oder, 1966)* und den unvermeidlichen *Feierabend (1964)*. Helmut Färber in der *Filmkritik*: „Sein endlich herausgekommener Langfilm „Asse" über eine Brigade Montagearbeiter in der Erdölraffinerie Schwendt wird, wie sein Vorläufer *Feierabend* wieder denen nicht passen, die mit ihrem zynischen Aufbaugejubel auf die Wirklichkeit pfeifen wollen und auf jene, die sich mitten in dieser Wirklichkeit abrackern müssen. Gass fälscht diese gewöhnliche Wirklichkeit nicht zum interessanten und verwendbaren Stoff, auch nicht zum Lied der Arbeit, sondern beobachtet sie: die Menschlichkeit eines Dokumentarfilms beweist sich nicht in seinen Parolen, sondern in seiner Aufmerksamkeit, und daran läßt es Gass nicht fehlen." Das **Werkstattkino** (Fraunhoferstraße) zeigt u.a. noch die Filme *Turbine 1 (1953)*, über die Schnellreparatur einer Turbine, entstanden in Zusammenarbeit mit dem Joris-Ivens-Schüler Joop Huisken; *Vom Alex bis zum Eismeer (1954)*, in dem das Filmteam eine Fischfangflotte begleitet; *Schaut auf diese Stadt (1962)*, eine polemische Auseinandersetzung mit der politischen Entwicklung in West-Berlin; *Am Tag Danach (1984)*, in dem Aufnahmen aus dem letzten Kriegsjahr mit Zitaten aus Schüleraufsätzen von 1945 kommmentiert werden. Karl Gass wird am **17. und 18. November** anwesend sein und seinen Film *Nationalität: Deutsch (1990)* und ein Kurzfilmprogramm vorstellen.

Nach der Arbeit

Das Mädchenzimmer Ausstellung & Veranstaltungen

Mit Julie Doucet, Pia Lanzinger, Cornelia Schmidt-Bleek und vielen Mädchen.
kunstraum münchen,
Goethestr. 34, Tel. 54379900.
Eröffnung: 27.11.97, 18 h
Ausstellungsdauer: **28.11.97 - 14.2.98**, Di+Mi 15-18 h, Do 15-20.30 h, Sa 11-14 h

29.11.97, 19 Uhr:
Julie Doucet präsentiert ihr neues Comic-Heft; Ole Frahm und Jens Balzer (Hamburg) halten einen Vortrag zum Thema: *„Immer Ärger mit der Identität. Frau, Subjekt, Blick und Bohème in den Comics von Julie Doucet“*

09.01 und 10.01.1998,
jeweils 19 h:
When I was just a little girl... Auswahl der Filme und Einführung von Stefanie Schulte Strathaus (Berlin)
1. Programm: Filme von Su Friedrich
SINK OR SWIM, USA 1990
HIDE AND SEEK, USA 1996
2. Programm: Dreammachine
BUGSY MALONE mit Jodie Foster, R: Allan Parker, GB 1976
JODIE (Pratibha Parmar, GB 1996) (UKB DM 8,-/ erm. DM 5,-)

29. 01.98, 19 h
Das Lesbennest
Die Gruppe junger lesbischer Frauen des RAGAZZA stellt sich out. Gemischtes Programm.

05.02.1998, 19 Uhr
Zwischen Prüderie und Emanzipation
Die Repräsentation von Mädchen und ihrer Sexualität in den Medien
Diskussionsabend mit Margit Tetz (Bravo, Dr.-Sommer-Team), Kathrin Tsainis (Young Miss), Defma Cherif (Azubi), Muriel Herrmann (Schülerin), Andrea Loebell (Initiative Münchner Mädchenarbeit), Monika Schmidt (Projekt für Mädchen und junge Frauen, Güllstraße), Moderation: Justin Hoffmann, Barbara U. Schmidt

13.02.98, 16-21 Uhr und
14.02.98, 12-17 Uhr
DJane Workshop
in Kooperation mit OHURA - Musikerinnenprojekt Bayern veranstaltet von DJ T-INA (Berlin). (UKB DM 25,-, Anmeldung erforderlich)

14. 02.98, 20 Uhr
Valentine's Day Party
u.a. mit DJ T-INA, den Backstreet Girls, den Workshopteilnehmerinnen, Projektionen, Videos... (UKB DM 5,-)

17°C
Zeitschrift für den Rest

Nr. 15 coming soon

DIE BESSEREN DEUTSCHEN:
Die Linke und ihre Versuche, mit Goldhagen fertig zu werden

SEX AFTER SEXUALITY:
Von der Sexologie zum Post-Strukturalismus

GLOBALISIERUNG, STAAT UND NATIONALISMUS:
Arbeiter und Unternehmer verteidigen den „Standort Deutschland“

GÖTTERDÄMMERUNG NACH 51 JAHREN:
Greil Marcus in Deutschland

SPORTIVITÄT:
Die Karriere eines neuen Leitwertes

MIT ÜBERSICHTSGRAFIK ZUM HERAUSNEHMEN:
Die linksradikale Presse und ihre privaten Scharmützel

UND VIELES MEHR

17°C, c/o Buchhandlung im Schanzenviertel, Schulterblatt 55, 20357 HH. Einzelpreis: 7,50 DM + Porto (1,50 DM), Abos: 4 Nummern: 30,– DM. Förderabos: ab 100,– DM. V. Schmidt, Sonderkonto, Kto-Nr. 713990-200, Postgiro HH (BLZ 200 100 20)

Nr. 0, 2, 8 ausverkauft; Nr. 1 Lernprozesse
Nr. 3 Linke&Militanz, Nr. 4 Resumee – bis hierher
und weiter, Nr. 5 Knives&Roses, Nr. 6 Realsozialismus
Nr. 7 Realsozialismus II, Nr. 9 ZAG/Arranca!
Vietnamesinnen in Berlin Nr. 10 Geld oder Leben! –
Neoliberalismus, Nr. 11 Neoliberalismus II,
Nr. 12 Stadtplanung

erscheint Anfang November

für 6 Mark

STADTPLANUNG NR. 2
Brasilien: öffentlicher Raum und soziale Säuberung
Los Angeles – Berlin, das neue Gesicht der Stadt
Arbeitersiedlungen im Ruhrgebiet
Kolumbien – Interview mit Manuel Perez von der ELN
Freundeskreis – ein Interview
und vieles mehr

13 linke zeitschrift ARRANCA!
c/o Buchladen Schwarze Risse, Gneisenaustr. 2a, 10961 Berlin
Konto-Nr. 1840872900, BLZ 100 200 00

in jeder guten Buchhandlung

Anzeige

SUBSTANZ

INTERIM
Wöchentliches Berlin-Info

Impressum
Winter 1997/98

Herausgeber:
„Das ist die moderne Welt“ e.V.
Daiserstr. 34, 81371 München

Redaktion:
Katja Diefenbach, Helmut Draxler, Stephan Gregory, Roya Jacoby, Wolfgang Krause, Pia Lanzinger, Ingrid Scherf (V.i.S.d.P.), Hartwig Tesar, Boris Werschbisky

Postanschrift:
Daiserstr. 34, 81371 München
Tel. (089) 74 79 12 78
Fax. (089) 74 79 12 77
e-mail: s.gregory@link-m.de

Graphische Gestaltung:
Eva Dr.anaz, Susi Klocker

MitarbeiterInnen dieser Ausgabe:
Thomas Bärnthaler, Sabeth Buchmann, Gabi Fischer, Gerhard Friedl, Hedwig Fuß, Stephan Geene, Egon Günther, Mike Hartwig, Justin Hoffmann, Renate Lorenz, Vanessa Redak, Martin Rühlemann, Antje Schuhmann, Beat Weber

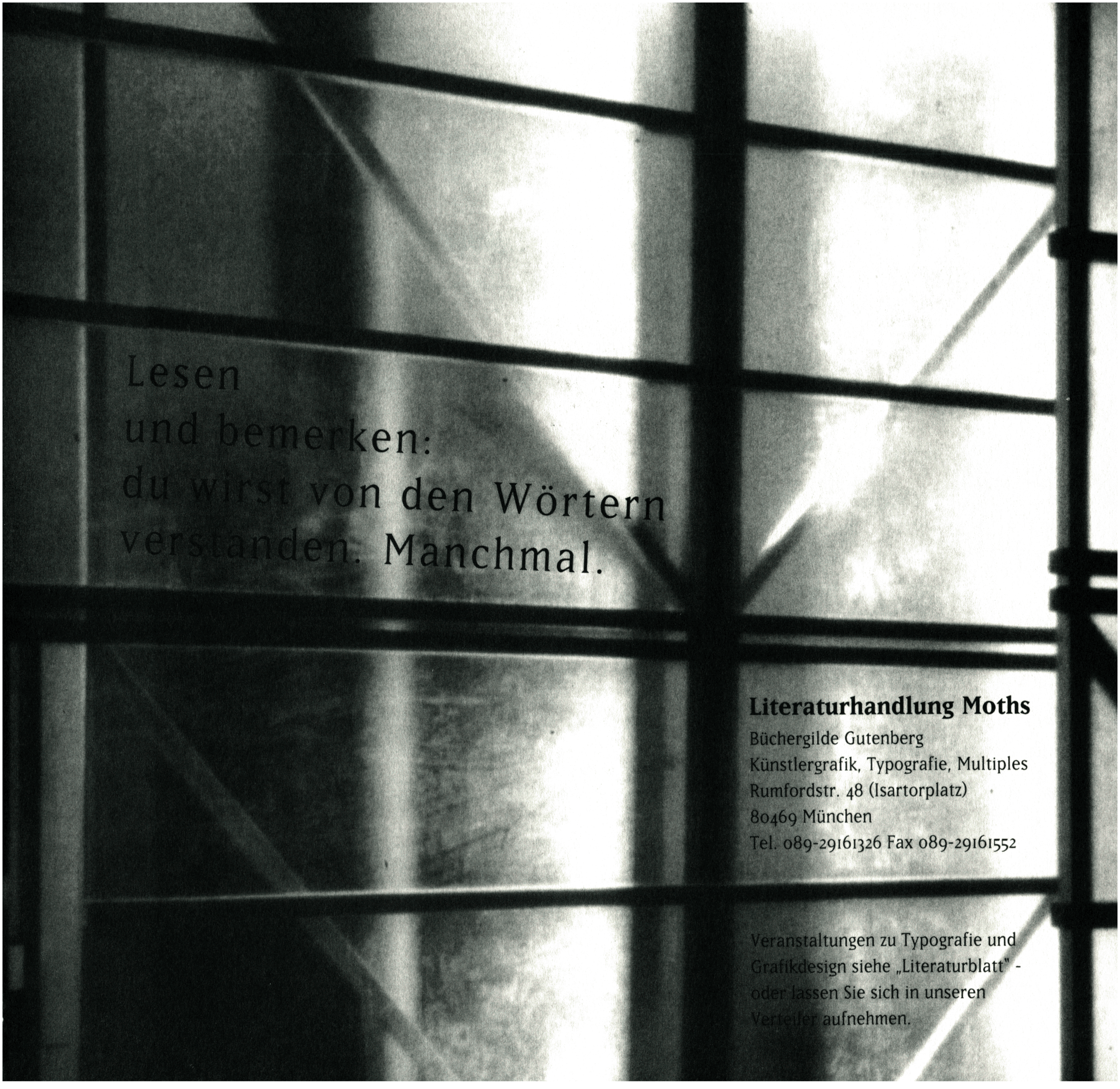
Dank an:
Münir Derventli (Druck); Annette Müller (Repro); Jochen Fill (Cover, Fotos, Scans+Hilfe)

Anzeigen:
Tel. (089) 74 79 12 -78 (Fax :- 77)
Es gilt Preisliste Nr. vom 1.5.97

Druck:
Druckwerk München

Vertriebsstellen in München
siehe Seite 72

Vertrieb in anderen Städten:
Basel Brisantkiosk
Berlin b-boox, Schwarze Risse
Frankfurt Uni-Buch
Freiburg Jos Fritz
Göttingen Rote Straße
Hamburg B. in der Osterstraße, Buchh. im Schanzenviertel,
Hannover Internation.-Buchladen
Köln Der andere Buchl., Infoladen
Mannheim Stoffwechsel
Marburg Roter Stern
Stuttgart Infoladen Heslach
Wien Kolisch, Winter, Depot, Infoladen 10, Zentralbuchhdlg.
Zürich Shedhalle



Literaturhandlung Moths
Büchergilde Gutenberg
Künstlergrafik, Typografie, Multiples
Rumfordstr. 48 (Isartorplatz)
80469 München
Tel. 089-29161326 Fax 089-29161552

Veranstaltungen zu Typografie und Grafikdesign siehe „Literaturblatt" - oder lassen Sie sich in unseren Verteiler aufnehmen.

1. Intro: Präsentation der „vierten hilfe“ **2. Film:** Jean-Luc Godard/ Jean-Pierre Gorin: Tout va bien. F/I 1971
3. Text: „Nutzlose Verausgabung oder die Magie der Herrschaftsfüllwörter“ (Tom Waibel, Wien) **4. Musik:** hilfe-AutorInnen legen Platten auf

Freitag, 5. Dezember 1997, 20.00 h, Sedanstr. 20, München-Haidhausen